742-2 Bibl. Mont. 1

<36631159020018

<36631159020018

Bayer. Staatsbibliothek

Leſſings

Werke.

Zweiter Band.

Donauöſchingen
im Verlage deutſcher Claſſiker.
1822.

Kritik.

Zerſtreute Anmerkungen

über

das Epigram.

1772.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ueber das Epigram̃.

(1)

Man hat das Wort Epigram̃ verſchiedentlich überſezt: durch Überſchrift, Aufſchrift, Inſchrift, Siñſchrift, Siñgedicht u. ſ. w. Überſchrift und Siñgedicht ſind, dieſes durch den Gebrauch des Logau, und jenes durch den Gebrauch des Wernike, das gewöhnlichſte geworden: aber vermuthlich wird Siñgedicht auch endlich das Überſchrift verdrängen.

Aufſchrift und Inſchrift müßen ſich begnügen, das zu bedeuten, was das Epigram̃ in ſeinem Urſprunge war: das, woraus die ſogenan̄te Dichtungsart nach und nach entſtanden iſt.

Wen̄ Theſeus, in der Landenge von Korinth, eine Säule errichten, und auf die eine Seite derſelben ſchreiben ließ: Hier iſt nicht Peloponneſus, ſondern Attika; ſo wie auf die entgegenſtehende: Hier iſt Peloponneſus, und nicht Attika: ſo waren dieſe Worte das Epigram̃, die Aufſchrift der Säule. Aber wie weit ſcheinet ein ſolches Epigram̃ von dem entfernt zu ſein, was wir bei dem Martial alſo nen̄en! Wie wenig ſcheinet eine ſolche Aufſchrift mit einem Siñgedichte gemein zu haben!

Hat es nun ganz und gar keine Urſache, warum die Benen̄ung einer bloßen einfältigen Anzeige endlich dem wizigſten Spielwerke, der ſin̄reichſten Kleinigkeit, anheimgefallen? Oder lohnt es nicht der Mühe, ſich um dieſe Urſache zu bekümmern?

Für das eine, wie für das andere erklärte ſich Vavaſſor. 1) Es däuchte ihm ſehr unnüz, den Unterricht über das Epigram̃ mit dem anzufangen, was das Wort ſeiner Ableitung nach bedeute, und ehedem nur bedeutet habe. Genug, daß ein jeder von ſelbſt ſehe, daß es jezt dieſes nicht mehr bedeute. Das Wort ſei geblieben: aber die Bedeutung des Wortes habe ſich verändert.

Gleichwohl iſt gewiß, daß der Sprachgebrauch nur ſelten ganz ohne Grund iſt. Das Ding, dem er einen gewiſſen Namen zu geben fortfährt, fähret unſtreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu behalten, für welches dieſer Name eigentlich erfunden war.

Und was iſt dieſes hier? Was hat das wizigſte Siñgedicht eines Martial mit der trokenſten Aufſchrift eines alten Denkmals gemein, ſo daß beide bei einem Volke, deſſen Sprache wohl am wenigſten unter allen Sprachen dem Zufalle überlaſſen war, einerlei Namen führen koñten?

Dieſe Frage iſt nicht die nämliche, welche Scaliger, zu Anfange ſeines Hauptſtüks über das Epigram̃, aufwirft. 2) Scaliger fragt: „warum „werden nur die kleinen Gedichte Epigrammen „geneñt?“ — Das heißt annehmen, daß alle

1) De Epigrammate cap. 3. Frustra videntur scriptores hujus artis fuisse, qui nos illud primum admonitos esse voluerunt, epigramma atque inscriptionem unum sonare. — Facile intelligimus, mansisse vocem, mutata significatione et potestate vocis.

2) Poëtices lib. III. cap. 126. — Quam ob causam epigrammatis vox brevibus tantum poëmatiis propria facta est? An propter ipsam brevitatem, quasi nihil esset praeter ipsam inscriptionem? An quae statuis, trophaeis, imaginibus, pro elogiis inscribebantur, ea primo veroque significatu epigrammata sunt appellata?

kleine Gedichte ohne Unterſchied dieſen Namen führen können, und daß er nicht blos einer beſondern Gattung kleiner Gedichte zukömt.

Daher können mich auch nicht die Antworten des Scaliger befriedigen, die er, aber auch nur fragweiſe, darauf ertheilet. Etwa, ſagt er, eben darum, weil ſie klein, weil ſie kaum mehr, als die bloße Aufſchrift ſind? Oder etwa darum, weil wirklich die erſten kleinen Gedichte auf Denkmäler geſezet wurden, und alſo im eigentlichen Verſtande Aufſchriften waren?

Jenes, wie geſagt, ſezt etwas falſches voraus, und macht allen Unterricht über das Epigram überflüſſig. Den wen es wahr iſt, daß blos die Kürze das Epigram macht, daß jedes Paar einzelne Verſe ein Epigram ſind: ſo gilt der kauſtiſche Einfall jenes Spaniers von dem Epigramme vornehmlich: „wer iſt ſo dum, daß er nicht ein Epigram machen „könnte; aber wer iſt ſo ein Narr, daß er ſich die „Mühe nehmen ſollte, deren zwei zu machen?“

Dieſes aber ſagt im Grunde nichts mehr, als was ich bei meiner Frage als bekant annehme. Ich nehme an, daß die erſten kleinen Gedichte, welche auf Denkmäler geſezt wurden, Epigrammen hießen: aber darin liegt noch kein Grund, warum jezt auch ſolche kleine Gedichte Epigrammen heiſſen, die auf Denkmäler geſezt zu werden, weder beſtimt noch geſchikt ſind. Oder höchſtens würde wiederum aller Grund auf die, beiden gemeinſchaftliche, Kürze hinauslaufen.

Ich finde nicht, daß die neueren Lehrer der Dichtkunſt, bei ihren Erklärungen des Epigrams, auf meine Frage mehr Rükſicht genommen hätten. Wenigſtens nicht Boileau, von dem freilich ohnedies

keine ſchulgerechte Definition an dem Orte [1]) zu verlangen war, wo er ſagt, daß das Epigram̄ oft weiter nichts ſei, als ein guter Einfall mit ein paar Reimen verzieret. Aber auch Batteux nicht, der das Epigram̄ als einen intereſſanten Gedanken beſchreibt, der glüklich und in wenig Worten vorgetragen wird. Denn weder hier noch dort ſehe ich die geringſte Urſache, warum deñ nun aber ein guter, gereimter Einfall, ein kurz und glüklich vorgetragener intereſſanter Gedanke, eben eine Aufſchrift, ein Epigram̄ heißt. Oder ich werde mich auch bei ihnen beiden damit begnügen müßen, daß wenige Reime, ein kurzer Gedanke, wenig und kurz genug ſind, um auf einem Denkmale Plaz zu finden, weñ ſie ſonſt anders Plaz darauf finden können.

Gewiß iſt es, daß es nicht die Materie ſein kañ, welche das Siñgedicht noch jezt berechtiget, den Namen Epigram̄ zu führen. Es hat längſt aufgehöret, in die engen Gränzen einer Nachricht von dem Urſprunge und der Beſtimmung irgend eines Denkmals eingeſchränkt zu ſein; und es fehlt nicht viel, ſo erſtrekt es ſich nun über alles, was ein Gegenſtand der menſchlichen Wißbegierde werden kañ.

Folglich aber muß es die Form ſein, in welcher die Beantwortung meiner Frage zu ſuchen. Es muß in den Theilen, in der Zahl, in der Anordnung dieſer Theile, in dem unveränderlichen Eindruke, welchen ſolche und ſo geordnete Theile unfehlbar ein jedesmal machen; — in dieſen muß es liegen, warum ein Siñgedicht noch immer eine

1) L'Art poetiq. Chant. II. v. 103.
L'Epigramme — — — — — —
N'est souvent qu'un bon mot de deux rimes orné.

überſchrift, oder Aufſchrift heiſſen kan̄, ob ſie ſchon eigentlich nur ſelten dafür zu brauchen ſtehet.

Die eigentliche Aufſchrift iſt ohne das, worauf ſie ſteht, oder ſtehen kön̄te, nicht zu denken. Beides alſo zuſammen macht das Ganze, von welchem der Eindruk entſtehet, den wir der gewöhnlichen Art zu reden nach, der Aufſchrift allein zuſchreiben. Erſt irgend ein ſin̄licher Gegenſtand, welcher unſere Neugierde reizet: und dan̄ die Nachricht auf dieſem Gegenſtande ſelbſt, welche unſere Neugierde befriediget.

Wem nun aber, der auch einen noch ſo kleinen, oder noch ſo großen Vorrath von Sin̄gedichten in ſeinen Gedanken überlaufen kan̄, fällt es nicht ſogleich ein, daß ähnlichі zwei Theile ſich faſt in jedem derſelben und gerade in denjenigen am deutlichſten unterſcheiden laſſen, die ihm einem vollkommenen Sin̄gedichte am nächſten zu kommen ſcheinen werden? Dieſe zerlegen ſich alle von ſelbſt in zwei Stüke; in deren einem unſere Aufmerkſamkeit auf irgend einen beſondern Vorwurf rege gemacht, unſere Neugierde nach irgend einem einzeln Gegenſtande gereizet wird; und in deren anderm unſere Aufmerkſamkeit ihr Ziel, unſere Neugierde einen Aufſchluß findet.

Auf dieſen einzigen Umſtand will ich es den̄ auch wagen, die ganze Erklärung des Sin̄gedichts zu gründen; und die Folge mag es zeigen, ob ſich nach meiner Erklärung ſowohl das Sin̄gedicht von allen möglichen andern kleinen Gedichten unterſcheiden, als auch aus ihr jede der Eigenſchaften herleiten läßt, welche Geſchmak und Kritik an ihm fodern.

Ich ſage nämlich: das Sin̄gedicht iſt ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufſchrift, unſere Aufmerkſamkeit und Neugierde auf

irgend einen einzeln Gegenſtand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um ſie mit eins zu befriedigen.

Weñ ich ſage „nach Art der eigentlichen Auf„ſchrift:“ ſo will ich, wie ſchon berührt, das Denkmal zugleich mit verſtanden wiſſen, welches die Aufſchrift führet, und welches dem erſten Theile des Siñgedichts entſpricht. Ich halte es aber für nöthig, dieſe Erinnerung ausdrüklich zu wiederholen, ehe ich zu der weitern Anwendung und Entwikelung meiner Erklärung fortgehe.

(2)

Unbemerkt ſind die zwei Stüke, die ich zu dem Weſen des Siñgedichts verlange, nicht von allen Lehrern der Dichtkunſt geblieben. Aber alle haben ſie von ihrem Urſprunge gehörig abzuleiten, vernachläßiget, und auch weiter keinen Gebrauch davon gemacht.

Scaliger ließ ſich blos durch ſie verführen, eine dopelte Gattung des Epigram̃s anzunehmen. [1]) Da er ſie nämlich in der eigentlichen Aufſchrift nicht erkañte, in welcher er nichts als die bloße einfache Anzeige einer Perſon oder Handlung ſahe: ſo hielt er dasjenige Epigram̃, in welchem aus gewiſſen Vorausſchikungen etwas hergeleitet wird, und in welchem alſo die Vorausſchikungen, und das, was daraus hergeleitet wird, als zwei merklich verſchiedene Theile ſich nicht leicht verkennen laſſen, für völlig von jenem unterſchieden. Die Subtilität fiel

1) Epigramma igitur est poëma breve cum simplici cujuspiam rei, vel personae, vel facti indicatione: aut ex propositis aliquid deducens. Quae definitio simul complectitur etiam divisionem; ne quis damnet prolixitatem. L. c.

ihm nicht bei, daß bei jenem, bei der eigentlichen Aufſchrift, zu der Wirkung deſſelben das beſchriebene Werk ſelbſt das Seine mit beitrage, und folglich bei dem andern, dem eigentlichen Siñgedichte, das, was er die Vorausſchikungen nennet, dem beſchriebenen Werke, ſo wie das, was aus dieſen Vorausſchikungen hergeleitet wird, der Aufſchrift ſelbſt entſpreche.

Der wortreiche Vavaſſor hat ein langes Kapitel von den Theilen des Epigrams, deren er gleichfalls nur zwei, unter dem Namen der Verſtändigung und des Schluſſes, annimt, und über deren Bearbeitung er wirklich mancherlei gute Anmerkungen macht. [1]) Aber auch er iſt weit entfernt, dieſe Theile für nothwendig zu halten, indem er gleichfalls eine einfachere Gattung erkeñt, welche ſie nicht habe, und überhaupt aus ihnen weder für die Eigenſchaften, noch für die individuelle Verſchiedenheit des Epigrams das geringſte zu folgern verſtanden hat.

Batteux ſagt ausdrüklich: „Das Epigram hat „nothwendiger Weiſe zwei Theile: der erſte iſt der „Vortrag des Subjects, der Sache, die den Gedanken „hervorgebracht oder veranlaſſet hat; und der an„dere der Gedanke ſelbſt, welchen man die Spize „neñt, oder dasjenige, was den Leſer reizt, was „ihn intereſſiret.“ Gleichwohl läßt er unter ſeinen Exempeln auch ſolche mit unterlaufen, die dieſe zwei Theile ſchlechterdings nicht haben, deren Erwähnung ohnedies in ſeinem ganzen übrigen Un-

1) Cap. 13. de partibus Epigrammatis. Sunt igitur partes epigrammatis, duae numero duntaxat, insignes ac primariae, expositio rei, et conclusio epigrammatis. — In illo genere primo, quod statuimus simplicis et uniusmodi epigrammatis.

terrichte völlig unfruchtbar bleibet. Folgende vier Zeilen des Peliſſon z. E.

Grandeur savoir, renommée,
Amitié, plaisir, et bien,
Tout n'est que vent, que fumée:
Pour mieux dire, tout n'est rien.

mögen ihm immerhin einen noch ſo intereſſanten Gedanken enthalten. Aber wo iſt die Veranlaſſung dieſes Gedankens? Wo iſt der einzelne beſondere Fall, — denn ein ſolcher muß die Veranlaſſung ſein — bei welchem der Dichter darauf gekommen iſt, und ſeine Leſer darauf führet? Hier iſt nichts als der bloße intereſſante Gedanke, blos der eine Theil: und weñ, nach ihm ſelbſt, das Epigram̃ nothwendiger Weiſe zwei Theile haben muß, ſo können dieſe, ſo wie alle ihnen ähnliche Zeilen, unmöglich ein Epigram̃ heiſſen. — Zum Unglük iſt es nicht blos ein übelgewähltes Exempel, woraus ich dem Batteux hier einen Vorwurf mache; ſondern das Schlim̃ſte iſt, daß aus dieſem Exempel zugleich das Fehlerhafte ſeiner Erklärung des Epigram̃s erhellet, „nach welcher „es ein intereſſanter Gedanke ſein ſoll, der glük„lich und in wenig Worten vorgetragen worden.“ Deñ, weñ ſich ein intereſſanter Gedanke auch ohne ſeine individuelle Veranlaſſung vortragen läßt, wie ſich aus dem Beiſpiele, weñ es ſchon kein Epigram̃ iſt, dennoch ergibt: ſo wird wenigſtens die Anzahl der Theile des Epigram̃s, welche Batteux ſelbſt für nothwendig erkläret, weder in ſeiner Erklärung liegen, noch auf irgend eine Weiſe daraus herzuleiten ſein.

Weñ uns unvermuthet ein beträchtliches Denkmal aufſtößt, ſo vermenget ſich mit der angenehmen Überraſchung, in welche wir durch die Größe oder Schönheit des Denkmals gerathen, ſogleich

eine Art von Verlegenheit über die noch unbewußte Beſtimmung deſſelben, welche ſo lange anhält, bis wir uns dem Denkmale genugſam genähert haben, und durch ſeine Aufſchrift aus unſerer Ungewißheit geſezt worden; worauf das Vergnügen der befriedigten Wißbegierde ſich mit dem ſchmeichelhaften Eindruke des ſchönen, ſiñlichen Gegenſtandes verbindet, und beide zuſammen in ein drittes angenehmes Gefühl zuſammenſchmelzen. — Dieſe Reihe von Empfindungen, ſage ich, iſt das Siñgedicht beſtimt nachzuahmen; und nur dieſer Nachahmung wegen hat es, in der Sprache ſeiner Erfinder, den Namen ſeines Urbildes, des eigentlichen Epigrams, behalten. Wie aber kañ es ſie anders nachahmen, als weñ es nicht allein eben dieſelben Empfindungen, ſondern auch eben dieſelben Empfindungen nach eben derſelben Ordnung in ſeinen Theilen erweket? Es muß über irgend einen einzeln ungewöhnlichen Gegenſtand, den es zu einer ſo viel als möglich ſiñlichen Klarheit zu erheben ſucht, in Erwartung ſezen, und durch einen unvorhergeſehenen Aufſchluß dieſe Erwartung mit eins befriedigen.

Am ſchiklichſten werden ſich alſo auch die Theile des Epigrams, Erwartung und Aufſchluß nennen laſſen; und unter dieſen Benennungen will ich ſie nun in verſchiedenen Arten kleiner Gedichte aufſuchen, die faſt immer unter den Siñgedichten mit durchlaufen, um zu ſehen, mit welchem Rechte man dieſes geſchehen läßt, und welche Claſſifikation unter ihnen eigentlich einzuführen ſein dürfte.

Natürlicher Weiſe aber kañ es nur zweierlei Aftergattungen des Siñgedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufſchluß darüber zu gewähren; die andere, welche uns Auf-

ſchlüſſe gibt, ohne unſere Erwartung darnach erwekt zu haben.

1. Ich fange von der leztern an, zu welcher vornehmlich alle diejenigen kleinen Gedichte gehören, welche nichts als allgemeine moraliſche Lehren oder Bemerkungen enthalten. Eine ſolche Lehre oder Bemerkung, weñ ſie aus einem einzelnen Falle, der unſere Neugierde erregt hat, hergeleitet oder auf ihn angewendet wird, kañ den zweiten Theil eines Siñgedichts ſehr wohl abgeben: aber an und für ſich ſelbſt, ſie ſei auch noch ſo wizig vorgetragen, ſie ſei in ihrem Schluſſe auch noch ſo ſpizig zugearbeitet, iſt ſie kein Siñgedicht, ſondern nichts als eine Maxime, die, weñ ſie auch ſchon Bewunderung erregte, dennoch nicht diejenige Folge von Empfindungen erregen kañ, welche dem Siñgedichte eigen iſt.

Weñ Martial folgendes an den Decianus richtet: 1)

Quod magni Thraseae, consummatique Catoni
  Dogmata sic sequeris, salvus ut esse velis;
Pectore nec nudo strictos incurris in enses:
  Quod fecisse velim te, Deciane, facis.
Nolo virum, facili redimit qui sanguine famam:
  Hunc volo, laudari qui sine morte potest.

was fehlt den beiden lezten Zeilen, um nicht ein ſehr intereſſanter Gedanke zu heiſſen? und wie hätte er kürzer und glüklicher ausgedrükt werden können? Würde er aber allein eben den Werth haben, den er in der Verbindung mit den vorhergehenden Zeilen hat? würde er, als eine bloße für ſich beſtehende allgemeine Maxime, eben den Reiz, eben das Feuer haben, eben des Eindrukes fähig ſein, deſſen er hier iſt, wo wir ihn auf einen einzeln Fall angewendet finden, wel=

1) Lib. I. ep. 9.

cher ihm eben ſo viel Überzeugung mittheilet, als er von ihm Glanz entlehnet?

Oder weñ unſer Wernike, zur Empfehlung einer milden Sparſamkeit, geſchrieben hätte:

Lieb' immer Geld und Gut; nur ſo, daß dein Erbarmen
Der Arme fühl': und flieh die Armuth, nicht die Armen —

wäre es nicht ebenfalls ein ſehr intereſſanter, ſo kurz als glüklich ausgedrükter Gedanke? Aber wäre es wohl eben das, was er wirklich an den ſparſamen Celidor ſchrieb? 1)

„Du liebſt zwar Geld und Gut; doch ſo, daß dein Erbarmen
„Der Arme fühlt. Du fliehſt die Armuth, nicht die Armen.“

Der Unterſchied iſt klein; und doch iſt jenes, bei vollkommen eben derſelben Wendung, nichts als eine kalte allgemeine Lehre, und dieſes ein Bild voller Leben und Seele; jenes ein gereimter Sittenſpruch, und dieſes ein wahres Siñgedicht.

Gleichwohl iſt eben dieſer Wernike, ſo wie auch der ältere Logau, nur allzu reich an ſogenañten Überſchriften, die nichts als allgemeine Lehrſäze enthalten; und ob ſie ſchon beide, beſonders aber Wernike, an Vortheilen unerſchöpflich ſind, eine bloße kahle Moral aufzuſtuzen, die einzelnen Begriffe derſelben ſo vortheilhaft gegen einander abzuſezen, daß oftmals ein ziemlich verführeriſches Blendwerk von den weſentlichen Theilen des Siñgedichts daraus entſtehet: ſo werden ſie doch nur ſelten ein feines Gefühl betrügen, daß es nicht den großen Abſtand von einem wahren Siñgedichte

1) Erſtes Buch, S. 14. der ſchweizer. Ausgabe von 1763.

bis zu einer ſolchen zum Siñgedichte ausgefeilten Maxime bemerken ſollte. Vielmehr iſt einem Menſchen von ſolchem Gefühle, weñ er ein oder mehrere Bücher von ihnen hinter einander lieſet, oft nicht anders zu Muthe, als einem, der ſich mit einem feinen Weltmanne und einem ſteifen Pedanten zugleich in Geſellſchaft findet. Weñ jener Erfahrungen ſpricht, die auf allgemeine Wahrheiten leiten: ſo ſpricht dieſer Sentenzen, zu denen die Erfahrungen in dieſer Welt wohl gar noch erſt ſollen gemacht werden.

Bei keinem Epigrammatiſten aber iſt, mir wenigſtens, die ähnliche Abwechſelung von Empfindungen läſtiger geworden, als bei dem Owen. Nur daß bei dieſem der Pedant ſich unzählig öfter hören läßt, als der feine Mañ von Erfahrung; und daß der Pedant mit aller Gewalt noch obendrein wizig ſein will. Ich halte den in allem Ernſte für einen ſtarken Kopf, der ein ganzes Buch des Owen in einem Zuge leſen kañ, ohne drehend und ſchwindlicht zu werden. Ich werde es unfehlbar, und habe immer dieſes für die einzige Urſache gehalten, weil eine große Menge blos allgemeiner Begriffe, die unter ſich keine Verbindung haben, in ſo kurzer Zeit auf einander folgen. Die Einbildung möchte jeden gern, in eben der Geſchwindigkeit, in ein individuelles Bild verwandeln, und erliegt endlich unter der vergebnen Bemühung.

Hingegen iſt das Moraliſiren geradezu des Martials Sache gar nicht. Obſchon die meiſten ſeiner Gegenſtände ſittliche Gegenſtände ſind: ſo wüßte ich doch von allen lateiniſchen Dichtern keinen, aus dem ſich wenigere Sittenſprüche wörtlich ausziehen ließen, als aus ihm. Er hat nur wenig Siñgedichte von der Art, wie das angeführte an den Decianus, welche ſich mit einer allgemei-

nen Moral ſchlößen; ſeine Moral iſt ganz in Handlung verwebt, und er moraliſiret mehr durch Beiſpiele, als durch Worte. Vollends von der Art, wie das dreizehnte ſeines zwölften Buchs iſt,

Ad Auctum.

Genus, Aucte, lucri divites habent iram.
Odisse quam donasse vilius constat.

welches nichts als eine feine Bemerkung enthält, mit gänzlicher Verſchweigung des Vorfalls, von dem er ſie abgezogen, oder der ſich daraus erklären laſſen: von dieſer Art, ſage ich, wüßte ich, auſſer dem gegenwärtigen, nicht noch drei bei ihm aufzufinden. Und auch bei den wenigen ſcheinet es, daß er den veranlaſſenden Vorfall mehr aus gewiſſen Bedenklichkeiten mit Fleiß verſchweigen wollen, als daß er gar keinen dabei im Sinne gehabt. Auctus mochte den reichen wohl kennen, der ſo liſtig eine Urſache vom Zaune gebrochen, ſich über ihn, oder über den Dichter zu erzürnen, um ſich irgend ein kleines Geſchenk zu erſparen, das er ihnen ſonſt machen müßen. Wenigſtens hat Martial dergleichen bloße ſittliche Bemerkungen doch immer an eine gewiſſe Perſon gerichtet, welche anſcheinende Kleinigkeit Logau und Wernike nicht hätten überſehen oder vernachläßigen ſollen. Deñ es iſt gewiß, daß ſie die Rede um ein großes mehr belebt; und weñ wir ſchon die angeredete Perſon, und die Urſache, warum nur dieſe, und keine andere angeredet worden, weder kennen noch wiſſen: ſo ſezt uns doch die bloße Anrede geſchwinder in Bewegung, unter unſerm eignen Zirkel umzuſchauen, ob da ſich nicht jemand finde, ob da ſich nicht etwas zugetragen, worauf der Gedanke des Dichters anzuwenden ſei.

Weñ nun aber bloße allgemeine Sittenſprüche, ſie mögen nun mit der Einfalt eines vermeinten Cato, oder mit der Spizfindigkeit eines Baudius, oder mit dem Scharfſinne eines Wernike vorgetragen ſein, die Wirkung nicht haben, die ſie allein zu dem Namen der Siñgedichte berechtigen könte; weñ alſo ein Verinus und Pibrak, oder wie ſonſt die ehrlichen Männer heiſſen, die ſchöne, erbauliche Diſticha geſchrieben haben, aus dem Regiſter der Epigrammatiſten wegfallen: ſo werden diejenigen noch weniger darin aufzunehmen ſein, welche andere ſcientiſche Wahrheiten in die engen Schranken des Epigrams zu bringen verſucht haben. Ihre Verſe mögen gute Hülfsmittel des Gedächtniſſes abgeben; aber Siñgedichte ſind ſie gewiß nicht, weñ ihnen ſchon nach der Erklärung des Batteux dieſe Benennung nur ſchwer abzuſtreiten ſein dürfte. Deñ ſind z. E. die medicinischen Vorſchriften der Schule von Salerno nicht eines ſehr intereſſanten Inhalts? und köñten ſie nicht gar wohl mit eben ſo vieler Präciſion und Zierlichkeit vorgetragen ſein, als ſie es mit weniger ſind? Und dennoch, weñ ſie auch Lucrez ſelbſt abgefaßt hätte, würden ſie nichts als ein Beiſpiel mehr ſein, daß die Erklärung des Batteux viel zu weitläuftig iſt, und gerade das vornehmſte Keñzeichen darin fehlet, welches das Siñgedicht von allen andern kleinen Gedichten unterſcheidet.

2. Die zweite Aftergattung des Epigrams war die, welche Erwartung erregt, ohne einen Aufſchluß darüber zu gewähren. Dergleichen ſind vornehmlich alle kleine Gedichte, die nichts als ein bloßes ſeltſames Factum enthalten, ohne im geringſten anzuzeigen, aus welchem Geſichtspunkte wir daſſelbe betrachten ſollen; die uns alſo weiter nichts lehren, als daß einmal etwas geſchehen iſt,

was eben nicht alle Tage zu geſchehen pflegt. Derjenigen kleinen Stüke gar nicht einmal hier zu gedenken, die wie die Kaiſer des Auſonius, die ganze Geſchichte, den ganzen Charakter eines Mannes in wenige Züge zuſammenfaſſen, und deren unter den Titeln: Icones, Heroes u. ſ. w. ſo unzählige geſchrieben worden. Deñ dieſe möchte man ſchon deßwegen nicht für Siñgedichte wollen gelten laſſen, weil ihnen die Einheit fehlet, die nicht in der Einheit der nämlichen Perſon, ſondern in der Einheit der nämlichen Handlung beſtehen muß, weñ ſie der Einheit des Gegenſtandes in der eigentlichen Aufſchrift entſprechen ſoll. Aber auch alsdañ, weñ das Gedicht nur eine einzige völlig zugerundete Handlung enthält, iſt es noch kein Siñgedicht, falls man uns nicht etwas daraus ſchließen, oder durch irgend eine feine Bemerkung in das Innere derſelben tiefer eindringen läßt.

Weñ z. E. Martial ſich begnügt hätte, die bekañte Geſchichte des Mucius Scävola in folgende vier Verſe zu faſſen: [1])

Dum peteret regem decepta satellite dextra,
  Injecit sacris se peritura focis.
Sed tam saeva pius miracula non tulit hostis,
  Et raptum flammis jussit abire virum.

würden wir wohl ſagen können, daß er ein Siñgedicht auf dieſe Geſchichte gemacht habe? Kaum wäre es noch eins, weñ er blos hinzugeſezt hätte:

Urere quam potuit contemto Mucius igne,
  Hanc spectare manum Porsena non potuit.

Deñ auch das iſt noch nicht vielmehr als Geſchich-

1) Lib. I. ep. 22.

te; und wodurch es ein völliges Sin̄gedicht wird, ſind lediglich die endlichen lezten Zeilen:

> Major deceptae fama est, et gloria dextrae:
> Si non errasset, fecerat illa minus.

Den̄ nun erſt wiſſen wir, warum der Dichter unſere Aufmerkſamkeit mit jener Begebenheit beſchäftigen wollen; um das Vergnügen über eine ſo feine Betrachtung, „daß oft der Irrtum uns geſchwinder und ſichrer unſre Abſicht erreichen hilft, „als der wohlüberlegte, kühnſte Anſchlag,“ verbunden mit dem Vergnügen, welches der einzelne Fall gewähret, macht das geſam̄te Vergnügen des Sin̄gedichtes.

Ohnſtreitig hingegen müßen wir uns nur mit der Hälfte dieſes Vergnügens bei einigen Stüken der griechiſchen Anthologie, und bei noch mehrern verſchiedner neuern Dichter behelfen, die ſich eingebildet, daß ſie nur das erſte das beſte abgeſchmakte Hiſtörchen zuſammenreimen dürfen, um ein Epigram̄ gemacht zu haben. Ein Beiſpiel aus der Anthologie ſei dieſes 1):

> Κοινῃ παρ κλισιῃ ληθαργικος ηδε φρενοπληξ
> Κειμενοι, αλληλων νουσιν απεσκεδασαν.
> Εξεθορε κλινης γαρ ὁ τολμηεις ὑπο λυσσης,
> Και τον αναισθητον παντος ἐτυπτε μενους.
> Πληγαι δ᾽ αμφοτεροις εγενοντ᾽ ακος· αἱς ὁ μεν αυτων
> Εγρετο, τον δ᾽ ὑπνου πουλυς εριψε κοπος.

„Ein Wahnwiziger und ein Schlafſüchtiger lagen „beiſammen auf einem Bette, und einer wurde „des andern Arzt. Den̄ in der Wuth ſprang je„ner auf, und prügelte dieſen, der im tiefſten „Schlummer vergraben lag, durch und durch. Die „Schläge halfen beiden; dieſer erwachte, und je-

1) Lib. I. cap. 45.

„ner ſchlief vor Müdigkeit ein.“ Das Ding iſt ſchnurrig genug. Aber was deñ nun weiter? Vielleicht war es auch nicht einmal wahr, daß beide curirt wurden. Deñ der Schlafſüchtige ſchläft nicht immer, ſondern will nur immer ſchlafen; und ſo ſchlief er wohl auch hier bald wiederum ein: der Wahnwizige aber, der vor Müdigkeit einſchlief, koñte gar wohl als ein Wahnwiziger wieder aufwachen. Doch geſezt auch, ſie wären wirklich beide durch einander curirt worden: auch alsdañ ſind wir um nichts klüger, als wir waren. Das Vergnügen über ein Hiſtörchen, welches ich nirgends in meinen Nuzen verwenden zu können ſehe, über das ich auch nicht einmal lachen kañ, iſt herzlich ſchwach.

Ich will nicht hoffen, daß man mir hier vorwerfen werde, daß es mir am Geſchmake der griechiſchen Simplicität fehle. Es gehöret wohl zu der griechiſchen Simplicität, daß ein Ding keine Theile zu viel habe: aber daß es ihm an einem nothwendigen Theile fehle, das gehöret doch gewiß nicht dazu. Es iſt nicht der wizige Schluß, den ich vermiſſe: ſondern der Schluß überhaupt, wozu aber der bloße Schluß des Factums nicht hinlänglich iſt. Ich geſtehe, daß ich, aus eben dieſem Grunde, ein anderes ſehr berühmtes Epigram auch nur für ein halbes Epigram halte. Nämlich das über das Schikſal eines Hermaphroditen.

Quum mea me genitrix gravida gestaret in alvo,
Quid pareret, fertur consuluisse Deos.
Mas est, Phoebus ait; Mars: femina; Junoque: neutrum.
Cumque forem natus, Hermaphroditus eram.
Quaerenti letum Dea sic ait: occidet armis;

Mars cruce; Phoebus aquis. Sors rata quaeque fuit;
Arbor obumbrat aquas: adscendo, decidit ensis,
Quem tuleram, casu labor et ipse super.
Pes haesit ramis, caput incidit amne: tulique
Femina, vir, neutrum, flumina, tela, crucem.

Die Erfindung dieſes kleinen Gedichts iſt ſo künſtlich: er Ausdruk ſo pünktlich und doch ſo elegant, daß noch jezt ſehr gelehrte Kritiker ſich nicht wohl überreden können, daß es die Arbeit eines neuen Dichters ſei. Deñ ob de la Monnoye ſchon erwieſen zu haben glaubte, daß der Pulex, welchem es in den Handſchriften zugeſchrieben wird, kein Alter iſt, wofür ihn Politian und Scaliger, und ſo viele andere gehalten haben; ſondern daß ein Vincentiner aus dem funfzehnten Jahrhunderte damit gemeinet ſei: ſo möchte Herr Burmañ der Jüngere doch lieber vermuthen, daß dieſer Pulci, wie er eigentlich geheiſſen, ein ſo bewundertes Werk wohl aus einer alten Handſchrift abgeſchrieben und ſich zugeeignet haben könne; da man ihn ohnedies als einen beſondern Dichter weiter nicht kenne. 1) Ich habe hierwider nichts; nur für ein Muſter eines vollkom̃nen Epigram̃s möchte ich mir das Ding nicht einreden laſſen: es mag nun alt oder neu ſein. Einem ſo unfruchtbaren, ſchielenden Märchen fehlet zum Siñgedichte nichts geringers, als der Siñ. Begreife ich doch nicht einmal, ob die Vorſehung der Götter damit mehr verſpottet, oder mehr angeprieſen werden ſoll. Sollen wir uns wundern, daß von ſo verſchiedenen Göttern ein jeder doch noch immer ſo viel von der Zukunft wußte? oder ſollen wir uns wundern, daß ſie nicht mehr davon wußten? Sollen wir glauben, daß ſie vollſtändiger und beſtim̃ter nicht antworten wol-

1) Anth. lat. Lib. III. cap. 77.

len? oder nicht antworten können? und daß eine vierte höhere Macht im Spiele geweſen, welche den Erfolg ſo zu lenken gewußt, daß keiner zum Lügner werden dürfen? Sollten aber gar nur die Götter als glükliche Errather hier aufgeführt werden: wie viel ſiñreicher und lehrreicher iſt ſodañ jenes Hiſtörchen — im Don Quixote, wo ich mich recht erinnere — von den zwei Brüdern und Weinkoſtern? welches ich wahrlich lieber erfunden, als ein ganzes Hundert von jenerlei Räthſeln, auch in den ſchönſten Verſen, gemacht haben möchte.

Das Gegentheil von ſolchen, zu aller moraliſchen Anwendung ungeſchikten, kleinen Erzählungen ſind diejenigen, welche zwar auch ohne alle Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, aber an und für ſich ſelbſt eine allgemeine Wahrheit ſo anſchauend enthalten, daß es nur Überfluß geweſen wäre, ſie noch mit ausdrüklichen Worten hinzuzufügen. Von dieſer Art iſt folgende, bei dem Auſonius: 1)

Thesauro invento, qui limina mortis inibat,
  Liquit ovans laqueum, quo periturus erat.
At qui, quod terrae abdiderat, non reperit aurum,
  Quem laqueum invenit, nexuit et periit.

wovon das griechiſche Original in der Anthologie zu finden: oder aus eben dieſer Anthologie, die von mehrern Dichtern daſelbſt vorgetragene Geſchichte vom Lahmen und Blinden: 2)

Ανερα τις λιπογυιον ὑπερ νωτοιο λιπαυγης
  Ηγε, ποδας Χρησας, ομματα χρησαμενος.

Wer iſt ſo blödſinnig, daß er die großen Wahrheiten, von welchen dieſe Erzählungen Beiſpiele

1) Epigr. 21. 2) Lib. I. cap. 4.

ſind, nicht mit ihnen zugleich denke? Und was auf eine ſo vorzügliche Art einen Siñ in ſich ſchließt, das wird doch wohl ein Siñgedicht heiſſen können?

Doch auch das nicht. Und warum ſollte es ein Siñgedicht heiſſen, weñ es etwas weit beſſeres heiſſen kañ? Mit einem Worte: es iſt ein Apolog, eine wahre äſopiſche Fabel; deñ die gedrungene Kürze, mit welcher ſie vorgetragen iſt, kañ ihr Weſen nicht verändern, ſondern allenfalls nur lehren, wie die Griechen ſolcherlei Fabeln vorzutragen liebten. — Es kommen deren, auſſer den zwei angeführten, in der Anthologie noch verſchiedene vor, von welchen in den gewöhnlichen äſopiſchen Sam̃lungen nichts ähnliches zu finden, die aber auch um ſo viel mehr von einem Nevelet oder Hauptmañ ihnen beigefügt zu werden verdienet hätten. Alle ſind mit der äuſſerſten Präciſion erzählt, und die weitläuftigſte, welche aus zwölf Zeilen beſtehet, [1]) hat nichts von der Geſchwäzigkeit, aus welcher neuere Fabeldichter ſich ein ſo eigenes Verdienſt gemacht haben. Unſer Gellert that alſo zwar ganz wohl, daß er jene, vom Lahmen und Blinden, unter ſeine Fabeln aufnahm: [2]) nur daß er ſie ſo ſehr wäſſerte; daß er ſo wenig beleſen war und nicht wußte, wo ſie ſich eigentlich herſchreibe: daran hätte er ohne Zweifel ein wenig beſſer thun können.

Der weſentliche Unterſchied, der ſich zwiſchen dem Siñgedichte und der Fabel findet, beruhet aber darin, daß die Theile, welche in dem Siñgedichte eines auf das andere folgen, in der Fabel in eins zuſammen fallen, und daher nur in der Ab-

1) Lib. I. cap. 22. ep. 9. 2) Die 16te des erſten Theils.

ſtraction Theile ſind. Der einzelne Fall der Fabel kañ keine Erwartung erregen, weil man ihn nicht ausgehöret haben kañ, ohne daß der Aufſchluß zugleich mit da iſt; ſie macht einen einzigen Eindruk, und iſt keiner Folge verſchiedner Eindrüke fähig. Das Siñgedicht hingegen enthält ſich eben darum entweder überhaupt ſolcher einzelnen Fälle, in welchen eine allgemeine Wahrheit anſchauend zu erkennen iſt; oder läßt doch dieſe Wahrheit bei Seite liegen, und ziehet unſere Aufmerkſamkeit auf eine Folge, die weniger nothwendig daraus fließt. Und nur dadurch entſtehet eine Erwartung, die dieſes Namens wenig werth iſt; wo wir das, was wir zu erwarten haben, ſchon völlig vorausſehen.

Weñ deñ aber ſonach weder Begebenheiten ohne allen Nachſaz und Aufſchluß, noch auch ſolche, in welchen eine einzige allgemeine Wahrheit nicht anders als erkañt werden kañ, die erforderlichen Eigenſchaften des Siñgedichts haben: ſo folget darum noch nicht, daß alle Siñgedichte zu verwerfen, in welchen der Dichter nichts, als ein bloßer Wiedererzähler zu ſein ſcheinet. Deñ es bleiben noch immer auch wahre Begebenheiten genug übrig, die entweder ſchon von ſich ſelbſt den völligen Gang des Siñgedichts haben, oder denen dieſer Gang doch leicht durch eine kleine Wendung noch vollkoñner zu geben ſtehet. So fand unſer Kleiſt das heroiſche Beiſpiel, mit welchem Arria ihrem Manne vorging, in ſeiner genaueſten hiſtoriſchen Wahrheit, mit Recht für hinlänglich, ein ſchönes Siñgedicht abzugeben.

„Als Pätus auf Befehl des Kaiſers ſterben ſollte,
„Und ungern einen Tod ſich ſelber wählen wollte:

„Durchſtach ſich Arria. Mit heiterem Geſicht
„Gab ſie den Dolch dem Mañ, und ſprach: Es
ſchmerzet nicht!“

Martial hingegen glaubte, daß das Erhabene: „Es „ſchmerzet nicht!“ noch einer Verſchönerung fähig ſei; und ohne lange dieſe Verſchönerung auf ſeine eigene Rechnung zu ſezen, legte er ſie der Arria ſelbſt in den Mund: 1)

Casta suo gladium cum traderet Arria Paeto,
Quem de visceribus traxerat ipsa suis:
Si qua fides, vulnus, quod feci, non dolet, inquit;
Sed quod tu facies, hoc mihi, Paete, dolet.

Ohne Zweifel mochte dem Martial das bloße « non dolet » zu mañhaft, zu rauh vorkommen; und er wollte das zärtliche Weib in der Verächterin des Todes mehr durchſchimmern laſſen. Ich wage es nicht, zwiſchen beiden Dichtern zu entſcheiden: da ich ohnedies damit nur ein Beiſpiel geben wollen, wie die wahren Begebenheiten ausſehen müßen, denen zum Siñgedichte nichts als eine glükliche Verſification fehlet, und wie ſehr auch in dieſen der erfindſame Geiſt des Dichters noch geſchäftig ſein kañ, ohne die hiſtoriſche Wahrheit zu verfälſchen.

(3)

Nicht genug aber, daß nach meiner Erklärung das Siñgedicht ſich von mehr als einer Art kleiner Gedichte zuverläßiger unterſcheiden läßt, als nach den ſonſt gewöhnlichen Erklärungen geſchehen kañ: es laſſen ſich auch aus eben dieſer Erklärung die Eigenſchaften beſſer herleiten, welche ein Siñgedicht zu einem vollkoñnen Siñgedichte machen.

1) Lib. I. ep. 14.

1. Wen̄ der erſte Theil des Sin̄gedichts, den ich die Erwartung genan̄t habe, dem Denkmale entſprechen ſoll, welches die Aufſchrift führet: ſo iſt unſtreitig, daß er um ſo viel vollkom̄ner ſein wird, je genauer er einem neuen, an Größe oder Schönheit beſonders vorzüglichen Denkmale entſpricht. Vor allen Dingen aber muß er ihm an Einheit gleich ſein; wir müßen ihn mit einem Blike überſehen können: unverwehrt indeß, daß der Dichter durch Auseinanderſezung ſeiner einzeln Begriffe ihm bald einen größern, bald einen geringern Umfang geben darf, ſo wie er es ſeiner Abſicht am gemäßeſten erkennet. Er kan̄ ihn ebenſowohl aus fünf, ſechs Worten, als aus eben ſo vielen, und noch mehrern Zeilen beſtehen laſſen.

In folgendem Sin̄gedichte des Naugerius: 1)

De Pythagorae simulacro.

Quem toties vixisse anima redeunte renatum
Mutato fama est corpore Pythagoram:
Cerne, iterum ut docti caelo generatus Asylae
Vivat, ut antiquum servet in ore decus.
Dignum aliquid certe volvit: sic fronte severa est;
Sic in se magno pectore totus abit.
Posset et ille altos animi depromere sensus:
Sed, veteri obstrictus relligione, silet.

ſind die erſten ſechs Zeilen, welche die Erwartung enthalten, nichts als eine Umſchreibung des Subjects. Aber was hier ſechs Zeilen füllet, wird in dem griechiſchen Originale, welches ſich Naugerius eigen gemacht, mit vier Worten geſagt: 2)

1) Oper. p. 199. Patav. 1718. 4.

2) Anthol. lib. IV. cap. 33.

Αυτον Πυθαγορην ὁ ζωγραφος· ὃν μετα φωνης
Ειδες αν, ειγε λαλειν ηθελε Πυθαγορης.

„Da ſteht er, der wahre Pythagoras! Auch die „Stimme würde ihm nicht fehlen, weñ Pythago„ras hätte ſprechen wollen." Dieſes überſezte Fauſtus Sabäus ſo:

Pythagoram pictor poterat finxisse loquentem.
Verum Pythagoram conticuisse juvat.

und wir köñten es durch die einzige Zeile überſezen:

„Warum dies Bild nicht ſpricht? — Es iſt Pythagoras —"

weñ die einzeiligen Siñgedichte in unſrer Sprache eben ſo gewöhnlich und angenehm wären, als ſie es in der griechiſchen und lateiniſchen ſind.

Das wahre Maß der Erwartung ſcheinet indeß, in dem gegenwärtigen Beiſpiele, weder Naugerius, noch dieſer Grieche getroffen zu haben: ſondern ein andrer Grieche, welcher eben den Einfall in vier Zeilen brachte, und dieſen beſcheidenen Raum nicht wie Naugerius zu leeren Ausrufungen mißbrauchte, ſondern zur Berichtigung des Einfalls ſelbſt anwendete. Deñ ſollte man aus dem Naugerius, und dem angeführten griechiſchen Originale nicht ſchließen, daß Pythagoras immer geſchwiegen hätte? da das Schweigen doch nur gleichſam eine Vorübung in ſeiner Schule war. Wie viel ſchöner und genauer alſo Julianus ſo! 1)

Ου τον αναπτυσσοντα φυσιν πολυμητιν αριθμων
Ηθελεν ὁ πλαςης Πυθαγορην τελεσαι,
Αλλα τον εν σιγῃ πινυτοφρονι· και ταχα φωνην
Ενθεν αποκρυπτει, και τοδ᾽ εχων οπασαι.

1) Anth. l. c.

„Nicht den Pythagoras, wie er die geheime Natur „der Zahlen erkläret, hat der Künſtler darſtellen „wollen: ſondern den Pythagoras in ſeinem weiſen „Stillſchweigen. Daher verbarg er die Stimme, „die er vernehmlich zu machen ſonſt gar wohl ver„ſtand.“

Die Hauptregel alſo, die man in Anſehung des Umfanges der Erwartung zu beobachten hat, iſt dieſe, daß man nicht als ein Schulknabe erweitere; daß man nicht blos erweitere, um ein paar Verſe mehr gemacht zu haben: ſondern daß man ſich nach dem zweiten Theile, nach dem Aufſchluſſe richte, und urtheile, ob und wie viel dieſer durch die größere Ausführlichkeit der Erwartung an Deutlichkeit und Nachdruk gewinnen könne.

Es gibt Fälle, wo auf dieſe Ausführlichkeit alles ankömt. Dahin gehören vor andern diejenigen Siñgedichte, in welchen der Aufſchluß ſich auf einen relativen Begrif beziehet: z. E. ſolche, in welchen ein Ding als ganz beſonders groß, oder ganz beſonders klein angegeben wird, und die daher nothwendig den Maßſtab dieſer Größe oder Kleinheit vorausſchiken müßen; ja lieber mehr als einen, und immer einen kleinern und kleinern, oder größern und größern. Es wäre freilich ſchon ein Epigram̃, weñ Martial auf das ganz kleine Landgütchen, mit welchem ihm ein gern freigebiger Freund ſo viel als nichts ſchenkte, auch nur dieſe Zeilen gemacht hätte:

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Hoc quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Aber wie viel launigter und beiſſender wird dieſes Epigram̃ durch die eingeſchalteten noch kleinern

Maße, als ein Gärtchen vor einem Fenſter iſt. Und wie ſehr wächſt unſer Vergnügen, indem der Dichter den Anſtand von dieſem bis zu einem Mund voll Eſſen, durch noch ſo viel andere Verkleinerungen zu füllen weiß. [1])

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Rus hoc dicere, rus potes vocare!
In quo ruta facit nemus Dianae,
Argutae tegit ala quod cicadae,
Quod formica die comedit uno,
Clausae cui folium rosae corona est;
In quo non magis invenitur herba,
Quam costi folium, piperve crudum;
In quo nec cucumis jacere rectus,
Nec serpens habitare tota possit.
Erucam male pascit hortus unam,
Consumto moritur culex salicto,
Et talpa est mihi fossor atque arator.
Non boletus hiare, non mariscae
Ridere, aut violae patere possunt.
Fines mus populatur, et colono
Tanquam sus Caledonius timetur;
Et sublata volantis ungue Procnes
In nido seges est hirundinino,
Et cum stet sine falce mentulaque,
Non est dimidio locus Priapo.
Vix implet cochleam peracta messis,
Et mustum nuce condimus picata.
Errasti, Lupe, litera sed una;
Nam quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

1) Lib. XI. ep. 19.

Es haben dergleichen hyperboliſche Siñgedichte, wie man ſie nach der darin herſchenden Figur nennen köñte, ihre eigene Anmuth. Nur müßen ſie nicht auf die bloße Hyperbel hinauslaufen; ſo wie dieſes griechiſche: 1)

Αγρον Μηνοφανης ωνησατο, και δια λιμον
Εκ δρυος αλλοτριας αὑτον απηγχονισεν.
Γην δ' αυτῳ τεθνεωτι βαλειν ουκ εσχον ανοθεν,
Αλλ εταφη μισθου προς τινα των ὁμορων.
Ει δ' εγνω τον αγρον τον Μηνοφανους Επικουρος,
Παντα γεμειν αγρων ειπεν αν, ουκ ατομων.

„Menophanes hatte Feld gekauft; aber vor Hunger „mußte er ſich an einer fremden Eiche hängen. „So viel Erde hatte er nicht, daß ſein Leichnam „damit bedekt werden köñte; man mußte ihm ſeine „Grabſtelle auf benachbartem Grunde kaufen. Hätte „Epikurus das Feld des Menophanes geſehen, ſo „würde er geſagt haben, daß alles voller Felder „wäre; nicht, voller Atomen.“ Deñ ein ſolches Siñgedicht beſtehet offenbar aus nichts als Erwartung: anſtatt des Aufſchluſſes wird uns das äuſſerſte Glied der Hyperbel untergeſchoben, und alle unſere Erwartung ſoll ſich mit der Unmöglichkeit, etwas größeres oder kleineres abzuſehen, begnügen. Dergleichen Spiele des Wizes können Lachen erregen: aber das Siñgedicht will etwas mehr. Die griechiſche Anthologie iſt davon voll; da ſie hingegen bei dem Martial ſehr ſparſam vorkommen, als der faſt immer von der Hyperbel noch zu einer Betrachtung fortgehet, die mehr hinter ſich hat. Man leſe das drei und dreiſſigſte Siñgedicht ſeines achten Buches, um ein ſehr einleuchtendes Exempel hiervon zu haben.

1) Anth. lib. II. cap. 3. ep. 7.

Ad Paullum.

De praetoricia folium mihi, Paulle, corona
  Mittis, et hoc phialae nomen habere jubes.
Hac fuerat nuper nebula tibi pegma perunctum,
  Pallida quam rubri diluit unda croci?
An magis astuti derasa est ungue ministri
  Bractea, de fulcro, quod reor esse, tuo?
Illa potest culicem longe sentire volantem,
  Et minimi penna papilionis agi.
Exiguae volitat suspensa vapore lucernae,
  Et leviter fuso rumpitur ista mero.
Hoc linitur sputo Jani caryota Calendis,
  Quam fert cum parvo sordidus asse cliens.
Lenta minus gracili crescunt colocasia filo:
  Plena magis nimio lilia sole cadunt;
Nec vaga tam tenui discursat aranea tela;
  Tam leve nec bombyx pendulus urget opus.
Crassior in facie vetulae stat creta Fabullae:
  Crassior offensae bulla tumescit aquae.
Fortior et tortos servat vesica capillos,
  Et mutat Latias spuma Batava comas.
Hac cute Ledaeo vestitur pullus in ovo:
  Talia lunata splenia fronte sedent.
Quid tibi cum phiala, ligulam cum mittere posses:
  Mittere cum posses vel cochleare mihi?
Magna nimis loquimur, cochleam cum mittere posses:
  Denique cum posses mittere, Paulle, nihil.

Alle die hyperboliſchen Vergleichungen, die der Dich- ter hier anſtellet, ſtehen nicht blos um ihrer ſelbſt willen da; ſondern mehr, um endlich gewiſſen Leu- ten, welche ſich gern große Verbindlichkeiten mit wenig Koſten erwerben möchten, zu verſtehen zu geben, wie viel beſſer ſie thun würden, weñ ſie

lieber gar nichts, als ſo unbeträchtliche Kleinigkeiten ſchenkten. Deñ es iſt nicht Freigebigkeit, es iſt Geiz, ſich Dank mit etwas erkaufen wollen, was keines Dankes werth iſt.

Wie aber der fertige Verſificator, in Erweiterung des erſten Theiles, oft zu viel thut, ſo thut ein minder fertiger, aus Schwierigkeit oder Gemächlichkeit, nicht ſelten zu wenig; weñ er nämlich den ganzen erſten Theil in den Titel des Siñgedichts bringen, und ſich den bloßen Aufſchluß zu verſificiren oder zu reimen begnügen läßt. Es iſt ſonderbar, daß es ſogar Kenner gegeben hat, die dieſes zu thun dem Dichter ausdrüklich gerathen haben. 1) Aber ſie haben nicht bedacht, daß das Epigrañ, ſo viel es an Kürze dadurch gewinnet, von einer andern Seite hinwiederum verlieret, indem es zu einem Ganzen von ſo heterogenen Theilen wird. Unmöglich kañ man daher das Siñgedicht des Herrn von Kleiſt:

An zwei ſehr ſchöne aber einäugige Geſchwiſter.

„Du mußt, o kleiner Lykon, dein Aug' Agathen leihn:
„Blind wirſt du dañ Cupido, die Schweſter Venus ſein.“

1) Morhoſius de discipl. Arg. sect. III. cap. 5. Vocari in subsidium brevitatis Lemma sive inscriptio Epigrammatis potest. Quum enim narratione et expositione rei, quae est una Epigrammatis pars, plures versus impleantur, Lemma, si bene conceptum est, illorum vicem supplebit. E. g. legitur inter nostra Epigrammata illud:

« Quid juvat, ah! ducta prolem sperare puella?
« Ut repares puerum, perdis, inepte, virum. »

Lemma est: In senem, qui, quod masculus illi mortuus heres, puellam spe recuperandi ducebat. Illa

und das lateiniſche des Hieronymus Amaltheus, aus welchem jenes genommen iſt:

Lumine Acon dextro, capta est Leuilla sinistro.
Et potis est forma vincere uterque Deos.
Blande puer, lumen, quod habes, concede puellae:
Sic tu caecus Amor, sic erit illa Venus.

für gleich ſchön halten. Dieſes kañ den ganzen Titel entbehren, und jenes iſt ohne Titel auch nicht einmal verſtändlich. Das ſchöne Siñgedicht iſt in der Überſezung zur bloßen Aufſchrift geworden; und verhält ſich in ſeinem Eindruke zu jenem ſo, wie eine kahle Aufſchrift, die in einem Buche angeführt wird, zu eben der Aufſchrift, die wir auf dem ſchönen Monumente ſelbſt leſen.

In dem ganzem Martial wüßte ich mich keines einzigen Epigrañs zu erinnern, welches von der fehlerhaften Art wäre, daß es der Erläuterung eines Titels bedürfte. Alle ſeine Titel beſtehen daher in den bloßen An, Von und Auf, mit Beifügungen des Namens derjenigen, die das Epigrañ betrift, oder an die es gerichtet iſt. Alle Lemmata, welche den nähern Inhalt angeben ſollen, ſind nicht von ihm, ſondern ein Werk der ſpätern Abſchreiber, daher ſie auch in der einen Ausgabe ſo, und in der andern anders lauten. Jeder Umſtand, auch der allerkleinſte, der zu dem Verſtande des Epigrañs nothwendig gehöret, iſt bei ihm in dem Epigramme ſelbſt enthalten; und weñ wir jezt einen ſolchen ja darin zu vermiſſen glauben, ſo können wir nur gewiß verſichert ſein, daß er ſich zu der Zeit des Dichters von ſelbſt verſtanden hat.

si Epigrammate exprimenda simul fuissent, vel quatuor versus fuissent insumendi: nunc uno Lemmate tota res exhibetur.

2. Weñ ferner der zweite Theil des Siñgedichts, den ich den Aufſchluß genañt habe, der eigentlichen Aufſchrift entſprechen ſoll, die wir zu unſerer Befriedigung endlich auf einem bewunderten Denkmale erbliken: ſo dürfen wir nur die Urſachen erwägen, warum eine ſolche Aufſchrift von der möglichſten Kürze ſein muß, um daraus zu ſchließen, daß die Kürze ebenfalls die erſte und vornehmſte Eigenſchaft des Aufſchluſſes in dem Siñgedichte werde ſein müßen. Dieſe Urſachen aber ſind die: einmal, weil es nur Perſonen oder Handlungen von einer ohnedies ſchon genugſamen Bekañtheit und Berühmtheit ſind, oder ſein ſollten, denen Denkmäler errichtet werden, und man daher mit wenig Worten leicht ſehr viel von ihnen ſagen kañ; zweitens, weil die Denkmäler ſelbſt, auf offenen Straßen und Pläzen, nicht ſowohl für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geſchäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet werden, welcher ſeine Belehrung gleichſam im Vorbeigehen muß mit ſich nehmen können. Eben ſo ſollte man bei einer Sañlung von Siñſchriften vornehmlich auf ſolche Leſer ſehen, welchen es andere Geſchäfte nur ſelten erlauben, einen flüchtigen Blik in ein Buch zu thun. Solche Leſer wollen geſchwind, und doch nicht leer abgefertigt ſein; für das lezte aber halten ſie ſich allezeit, weñ man ſie entweder mit ganz gemeinen, oder ihnen ganz fremden Sachen unterhalten wollen.

Die Fehler gegen die Kürze des Aufſchluſſes ſind indeß, bei allen Arten der Epigrammatiſten, wohl die ſeltenſten. Der ſchlechteſte nimt nie die Feder, ein Epigram niederzuſchreiben, ohne den Aufſchluß vorher ſo gut und kurz gerundet zu haben, als es ihm möglich iſt. Oft hat er nichts voraus bedacht, als dieſen einzigen Aufſchluß, der daher auch nicht

ſelten eben das iſt, was der Dietrich unter den Schlüſſeln iſt: ein Werkzeug, welches eben ſo gut hundert verſchiedene Schlöſſer eröfnen kañ, als eins.

Hingegen iſt es gerade der beſſere Dichter, welcher noch am erſten hier fehlerhaft werden kañ; und zwar aus Überfluß von Wiz und Sarfſiñ. Ihm kañ es leicht begegnen, daß er unter der Arbeit auf einen guten Aufſchluß geräth, noch ehe er zu dem gelangen kañ, den er ſich vorgeſezt hatte; oder daß er, jenſeits dieſem, noch einen andern erblikt, den er ſich ebenfalls nicht gern möchte entwiſchen laſſen. Mir däucht, ſo etwas iſt ſelbſt dem Martial mit folgendem Siñgedichte widerfahren: 1)

In Ligurinum.

Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod, quacunque venis, fuga est, et ingens
Circa te, Ligurine, solitudo:
Quid sit, scire cupis? nimis poëta es.

Wer kañ läugnen, daß dieſe vier Zeilen nicht ein völliges Epigram̃ ſind? Nur mochte dem Dichter, ohne Zweifel, das: nimis poëta es ein wenig zu räthſelhaft vorkommen; und weil er jenſeits der Umſchreibung deſſelben, die ſchon an und für ſich ſelbſt ſehr gefallen koñte, einen neuen Aufſchluß voraus ſahe: ſo wagte er es, das ſchon erreichte Ende zu einem bloßen Ruhepunkte zu machen, um von da nach einem neuen Ziele auszuſezen; oder, weñ man will, nach dem nämlichen, daß er ſich ſelbſt nur weiter geſtekt hatte. Alſo fährt er fort:

Hoc valde vitium periculosum est.
Non tigris catulis citata raptis,
Non dipsas medio perusta sole,

1) Lib. III. ep. 44.

Nec sic scorpius improbus timetur.
Nam tantos, rogo, quis ferat labores?
Et stanti legis, et legis sedenti,
Currenti legis, et legis cacanti.
In thermas fugio: sonas ad aurem.
Piscinam peto: non licet natare.
Ad coenam propero, tenes euntem.
Ad coenam venio: fugas sedentem.
Lassus dormio: suscitas jacentem.
Vis, quantum facies mali, videre?
Vir justus, probus, innocens timeris.

Und wer hat eben Recht, auf einen Dichter ungehalten zu ſein, der uns, ſtatt eines Epigrams, in einem zwei geben will? Beſonders, weñ ſie ſich ſo gut, wie hier, in einander fügen; auch das eine durch das andere im geringſten nicht geſchändet wird.

Nur aus dergleichen nicht unglüklichen Auswüchſen eine Regel der Schönheit machen zu wollen, das iſt zu arg. Gleichwohl that es Scaliger; und nach ſeinen Worten zu urtheilen, müßte dasjenige Epigram das vollkommenſte ſein, das aus eben ſo viel andern kleinen Epigrammen beſteht, als es Diſticha enthält. Doch ſein eigenes Exempel von einem ſolchen Epigrammate differto, wie er es nennet, gibt die Sache näher; und weñ dieſes wirklich vier Epigrammen in ſich ſchließt, ſo ſind ſie auch alle viere darnach. Es iſt auf einen Podagriſten, dem man die Hungercur vorgeſchrieben hat; und lautet ſo: [1])

[1]) Poëtices lib. III. cap. 126. Exemplum illius differti hoc unum esto, in quo continentur quatuor Epigrammata.

Heus utrum eligimus? Si non nisi dente podagra,
  Dente famis dirae discruciata perit.
Ah nequeam, nisi sic, finire dolore dolorem?
  Atque ferum finem tollere ſine truci?
Heu macie informi, larvata heu tabe furorem,
  Et funus plus quam funere praeveniens.
O vitam invitam: o incommoda commoda: lux nox!
  Si, ne aliquid fias, cogeris esse nihil.

Es iſt zu verwundern, wie ſehr ſich auch die gelehrteſten Leute verblenden können, ſobald ſie aus ihren eigenen Beiſpielen etwas abſtrahiren wollen. Dieſes Epigram̃ ſoll vier Epigrammen enthalten; und es iſt zur höchſten Noth kaum eins: nur daß der ſchale Aufſchluß deſſelben in jeder Zeile, wie eine Waſſerblaſe, mehr und mehr aufſchwillt, bis er endlich in ein wahres Nichts zerſtiebet.

Eher war unſer Wernike der Mañ, der zu dieſer vollgepfropften Art von Siñgedichten ein Muſter hätte machen können. In der Theorie dachte er auch ziemlich wie Scaliger; indem er diejenigen Siñgedichte, „wo der Leſer faſt in jeder „Zeile etwas nachzudenken findet, wo er unvermerkt, „und zuweilen ehe er es verlangt, zu dem Schluſſe „geführet wird,“ den andern weit vorziehet, „in „welchen der Leſer nur durch weitläuftige und „nichts bedeutende Umſtände von dem allein klin„genden Ende aufgehalten wird.“ Wernike hat allerdings recht, weñ es wirklich, in allem Verſtande, nichts bedeutende Umſtände ſind, durch die der Leſer endlich zu dem Aufſchluſſe gelangt. Aber weñ deñ nur jeder ihn aufhaltende Umſtand, ob er ſchon für ſich ſelbſt nicht viel ſagen will, dennoch ſeine beſondere gute Beziehungen auf das allein klingende Ende hat: ſo iſt es ſchon genug; und das Ganze, welches daraus entſtehet, beköm̃t

eine ſo gefällige Einheit, daß es unendlich ſchwer iſt, wegen des Mangels derſelben einen Leſer von richtigem Geſchmake durch noch ſo häufig eingeſtreute Nebenzüge ſchadlos zu halten.

Das eigene Beiſpiel des Wernike ebenfalls, welches er von jener vorzüglichen Art des Sinngedichts geben zu können glaubte, macht ſeine Theorie nicht gut, ſondern beſtätiget vielmehr, was ich von dem Mangel der Einheit geſagt habe. 1)

Auf Mutius Scävola.

„Als Scävola, zum Mord verführt durch ſeine Jugend,
„So wie das Laſter für die Tugend,
„Den Schreiber für den König nahm,
„Und nach vollbrachter That erſt zur Eerkenntniß kam:
„Da wußt' er der Gefahr den Vortheil abzuzwingen,
„Und durch die Schande nicht verzagt,
„Das was das Laſter ihm verſagt,
„Der Tugend ſelber abzudringen.
„Er machte, daß der Haß ſich in Verwundrung wandt':
„Verbrennt, entwafnete ſein' und des Feindes Hand;
„Und weil die edle Wuth man ihm zur Tugend zählte,
„Erreicht' er ſeinen Zwek, indem er ihn verfehlte."

Mich dünkt, der Dichter hätte mit der achten Zeile, „der Tugend ſelber abzudringen," aufhören ſollen; wenigſtens mit dem Gedanken, den

1) Seite 38.

ſie enthält. Deñ alles was folgt, iſt nur ſchlepende Umſchreibung dieſes Gedankens; mit einer Antitheſe beſchloſſen, die weder wahr iſt, noch, weñ ſie auch wahr wäre, hieher gehöret. Sie iſt nicht wahr; deñ Scävola erreichte ſeinen Zwek nicht, indem er ihn verfehlte, ſondern nachdem er ihn verfehlt hatte; nicht durch den Fehler, ſondern durch das, was er darauf folgen ließ. Sie gehöret nicht hieher, weñ ſie von Seiten der Wahrheit auch ſchon noch zu rechtfertigen wäre: deñ ſie zeigt uns die ganze Handlung nunmehr aus einem völlig verſchiedenen Geſichtspunkte, als wir ſie vier Zeilen vorher ſehen; dort wird ſie uns als eine auſſerordentliche Anſtrengung von Tugend angeprieſen: hier bewundern wir ſie als Werk eines glüklichen Zufalls. Der dopelte Geſichtspunkt aber iſt in der Poeſie kein geringerer Fehler, als in der Perſpectiv.

3. Weñ endlich die beiden Theile des Siñgedichts zugleich, dem Denkmale und der Aufſchrift zugleich, entſprechen ſollen: ſo wird auch das Verhältniß, welches ſich zwiſchen jenen befindet, dem Verhältniſſe entſprechen müßen, welches dieſe unter ſich haben. Ich will ſagen: ſo wie ich bei Erblikung eines Denkmals zwar nicht den Inhalt der Aufſchrift, wohl aber den Ton derſelben aus dem Denkmale errathen kañ; wie ich kühnlich vermuthen darf, daß ein Denkmal, welches traurige Ideen erregt, nicht eine luſtige oder lächerliche Aufſchrift führen werde, oder umgekehrt: eben ſo muß auch die Erwartung des Siñgedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufſchluſſes, aber doch die Farbe deſſelben voraus ſehen laſſen; ſo daß mir am Ende kein widriger Contraſt zwiſchen beiden Theilen auffällt. Mich dünkt, gegen dieſe Regel verſtößt folgendes Siñgedicht des Martial auf den

Tod der Erotion, eines kleinen liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines ſeiner Leibeigenen, deren Verluſt ihm ſo nahe ging. 1)

In Paetum.

Puella senibus dulcior mihi cygnis,
Agna Galesi mollior Phalantini,
Concha Lucrini delicatior stagni:
Cui nec lapillos praeferas Erythaeos,
Nec modo politum pecudis Indicae dentem,
Nivesque primas, liliumque non tactum;
Quae crine vincit Baetici gregis vellus,
Rhenique nodos, aureamque nitelam;
Fragravit ore quod rosarium Paesti,
Quod Atticarum prima mella cerarum,
Quod succinorum rapta de manu gleba;
Cui comparatus indecens erat pavo,
Inamabilis sciurus, et frequens Phoenix:
Adhuc recenti tepet Erotion busto,
Quam pessimorum lex avara fatorum
Sexta peregit hyeme, nec tamen tota;
Nostros amores, gaudiumque, lususque.
Et esse tristem me meus vetat Paetus:
Pectusque pulsans, pariter et comam vellens,
Deflere non te vernulae pudet mortem?
Ego conjugem, inquit, extuli, et tamen vivo,
Notam, superbam, nobilem, locupletem.
Quid esse nostro fortius potest Paeto?
Ducenties accepit, et tamen vivit.

Dieſes Siñgedicht fängt mit ſo ſanften Empfindungen an; es nim̃t mich für den weichherzigen

1) Lib. V. epigr. 38.

Dichter, der ſich um ein kleines unſchuldiges Ding ſo ſehr betrübt, ſo herzlich ein; ich fühle mich zu Mitleid und Melancholie ſo ſehr geſtimmet, daß ich mich nach ganz etwas anderm, als einem hämiſchen Zuge gegen einen guten Bekañten, ſehne. Betrübniß macht ſonſt ſo gutdenkend; und boshafter Wiz verſtummet ſonſt ſo leicht bei einem bekümmerten Herzen!

Ich rechne aber zu dergleichen Contraſten nicht jeden plözlichen, unerwarteten Sprung von Groß auf Klein, oder von Schwarz auf Weiß, den die bloße Einbildung thun muß. Ein ſolcher Sprung kañ allerdings angenehm ſein, und wenigſtens den Mund in Falten ziehen; weñ nur unſere Empfindung nicht beſondern Theil daran nimt. So wie etwa dieſer beim Scarron:

Superbes Monuments de l'orgueil des Humains,
Pyramides, Tombeaux dont la vaine structure
A témoigné que l'Art, par l'adresse des mains,
Et l'assidu travail, peut vaincre la Nature!

Vieux Palais ruinés Chef d'oeuvres des Romains,
Et les derniers efforts de leur Architecture,
Colisée, où souvent ces Peuples inhumains,
De s'entr'assassiner se donnoient tablature!

Par l'injure des ans vous êtes abolis,
Ou du moins la plûpart vous êtes demolis!
Il n'est point de ciment que le tems ne dissoude.
Si vos Marbres si durs ont senti son pouvoir,
Dois-je trouver mauvais qu'un mechant Pourpoint noir,
Qui m'a duré deux ans, soit percé par le coude?"

Die Poſſe thut ihre Wirkung. Gleichwohl iſt auch hier der Sprung nicht völlig unvorbereitet. In der pompöſen Erwartung mangelt es nicht ganz

an burlesken Ausdrüken, durch die wir unmerklich auf ihn anſezen: und mag er doch gerathen wie er will; wir ſollen ja nur lachen.

Ich köñte hier anführen, daß das Original dieſes ſcarronſchen Siñgedichts, oder Sonnets, das Epigram̃ eines alten unbekañten Dichters zu ſein ſcheine, welches Barth zuerſt bekañt gemacht hat, und das noch lächerlicher ausfällt, weñ es anders wahr iſt, was Cicero irgendwo anmerkt, daß das Obſcöne das Lächerliche vermehre. Deñ anſtatt der durchgeſtoßnen Weſte — Doch wer Luſt hat, kañ es bei dem Barth ſelbſt nachſehen. 1) Es iſt vielmehr Zeit, daß ich dergleichen Siñgedichte überhaupt, in welchen der Leſer ſeine Erwartung, nicht ohne Vergnügen, vielmehr getäuſcht als erfüllet ſieht, von einer allgemeinen Seite betrachte.

(4)

Einige Leſer dürften bei allem, was ich bisher von dem Siñgedichte geſagt habe, noch immer das Beſte vermiſſen. Sie kennen es als das ſiñreichſte von allen kleinen Gedichten; als eine wizige Schnurre wohl nur: und doch iſt des Wizes von mir noch kaum gedacht worden; geſchweige, daß ich die verſchiednen Quellen des Siñreichen anzugeben geſucht hätte. Ich habe die ganze Kraft, die ganze Schönheit des Epigram̃s in die erregte Erwartung, und in die Befriedigung dieſer Erwartung geſezt; ohne mich weiter einzulaſſen, durch welche Art von Gedanken und Einfällen ſolche Befriedigung am beſten geſchehe. Was die lateiniſchen Kunſtrichter acumina, und die franzöſiſchen pointes nennen, habe ich weder erfodert, noch bisher verworfen.

Weñ indeß unter dieſen Worten nichts anders

1) Advers. Lib. XXXVI. cap. 11.

verſtanden werden ſoll, als derjenige Gedanke, um deſſenwillen die Erwartung erregt wird, der alſo natürlicher Weiſe nach der Erwartung, am Ende des Ganzen, ſtehen muß, und ſich von allen übrigen Gedanken, als die nur ſeinetwegen da ſind, nicht anders als auszeichnen kañ: ſo iſt es wohl klar, daß das Siñgedicht ohne dergleichen acumen oder pointe ſchlechterdings nicht ſein kañ. Es bleibt vielmehr dieſes acumen das wahre allgemeine Keñzeichen deſſelben, und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des Siñgedichts zu verſagen; weñ ſie auch ſonſt noch ſo viel Schönheiten haben, die man ihnen auf keine Weiſe darum zugleich ſtreitig macht.

Weñ hingegen unter acumen oder pointe man etwas meinet, was blos das Werk des Wizes iſt; mehr ein Gedankenſpiel, als einen Gedanken; einen Einfall, deſſen Anziehendes größtentheils von der Wahl oder Stellung der Worte entſtehet, in welchen er ausgedrükt iſt; oder von dem wohl gar nichts geſundes übrig bleibt, ſobald man dieſe Worte ändert, oder verſezt: ſo iſt die Frage, ob das Siñgedicht nothwendig eine dergleichen pointe haben müße? der Frage vollkommen gleich, ob man beſſer thu, ſeine Schulden in guter oder in falſcher Münze zu bezahlen?

Deñ ſo wie es nur der Mangel an guter Münze iſt, welcher falſche Münze zu prägen verleitet: eben ſo iſt es nur die Schwierigkeit, jede erregte Erwartung immer mit einem neuen und doch wahren, mit einem ſcharfſinnigen und doch ungekünſtelten Aufſchluße zu befriedigen, — nur dieſe Schwierigkeit, ſag' ich, iſt es, welche nach Mitteln umzuſchauen verführet, durch die wir jene Befriedigung geleiſtet zu haben, wenigſtens ſcheinen können.

Glüklich, weñ man unter dieſen Mitteln nur

noch die erträglichſten zu wählen verſtehet! Deñ es gibt in der That auch hier paduaniſche Münzen, die zwar falſche, aber doch von ſo ſchönem, und dem wahren ſo nahe kommendem Stempel ſind, daß ſie gar wohl aufbehalten zu werden verdienen. Ja es gibt noch andere, deren innerer Werth nur wenig geringer iſt, als der ächten; ſo daß der Münzer wenig mehr als den Schlageſaz dabei gewinnen koñte.

Beſonders möchte ich mit dergleichen weder ganz falſchen, noch ganz ächten Münzen, die, weñ ſie ſchon nicht im Handel und Wandel gelten können, doch immer ſchöne Spielmarken abgeben, zwei Gattungen von Siñgedichten vergleichen, die, ohne zu den vollkomnen zu gehören, doch von jeher, auch unter Leuten von Geſchmak, ihre Liebhaber gefunden haben, und ſo noch ferner finden werden. Unter der erſten Gattung verſtehe ich die, welche uns mit ihrer Erwartung hintergehen; und unter der andern die, deren Aufſchluß in einer Zweideutigkeit beſtehet. — Von jeder ein Wort.

1. Das Neue iſt, eben weil es neu iſt, dasjenige, was am meiſten überraſcht. Ob nun gleich dieſes Überraſchende nicht das einzige ſein muß, wodurch das Neue gefällt; ſo iſt es doch unſtreitig, daß ſchon die bloße Überraſchung angenehm iſt. Weñ es deñ aber nur ſelten in des Dichters Vermögen ſteht, ſeinen Leſer mit einem wirklich neuen Aufſchluſſe zu überraſchen: wer kañ es ihm verdenken, weñ er ſeinem gemeinen Einfalle eine ſolche Wendung zu geben ſucht, daß er wenigſtens dieſe Eigenſchaft des Neuen, das Überraſchende, dadurch erhält? Und dieſes kañ nicht anders geſchehen, als durch eine Art von Betrug. Weil er dem Leſer nichts geben kañ, was dieſer auf keine Weiſe vorausſehen koñte: ſo verführt er ihn, etwas ganz

anders voraus zu ſehen, als er ihm endlich gibt. Er hebt z. E. von ſolchen Dingen an, und endet mit einer Nichtswürdigkeit; er ſcheinet loben zu wollen, und das Lob läuft auf einen Tadel hinaus; er ſcheinet tadeln zu wollen, und der Tadel verkehrt ſich in ein feines Lob. Doch ſo ganz einander entgegengeſezt brauchen die Dinge auch nicht einmal zu ſein: genug, weñ der Blik des Leſers auch nur gerade vorbeiſchießt. Ein einziges Exempel aus dem Martial ſei ſtatt aller. [1])

In Sanctram.

Nihil est miserius, nec gulosius Sanctra.
Rectam vocatus cum cucurrit ad coenam,
Quam tot diebus noctibusque captavit;
Ter poscit apri glandulas, quater lumbum,
Et utramque coxam leporis, et duos armos:
Nec erubescit pejerare de turdo,
Et ostreorum rapere lividos cirros.
Buccis placentae sordidam linit mappam.
Illic et uvae collocantur ollares,
Et Punicorum pauca grana malorum,
Et excavatae pellis indecens vulvae,
Et lippa ficus, debilisque boletus.
Sed mappa cum jam mille rumpitur furtis,
Rosos tepenti spondylos in sinu condit,
Et devorato capite turturem truncum,
Colligere longa turpe nec putat dextra
Analecta, quicquid et canes reliquerunt.
Nec esculenta sufficit gulae praeda,
Misto lagenam replet ad pedes vino.
Haec per ducentas cum domum tulit scalas,
Seque obserata clausit anxius cella,
Gulosus ille postero die — vendit.

1) Lib. VII. ep. 19.

Bis auf das allerlezte Wort erwarten wir noch immer ganz etwas anders, als wir finden. Noch immer denken wir uns den Sanctra als einen lekern Freſſer, der nie genug hat: auf einmal wendet ſich die Medaille, und wir finden, daß der lekere Freſſer ein armer Teufel iſt, der nicht darum die ſchmuzigſten Broken ſo gierig zuſammen rafte, um noch eine Mahlzeit davon zu halten, ſondern um ſie zu verkaufen, und ſich andere Bedürfniſſe des Lebens dafür anzuſchaffen. Deñ, daß dieſes ſchon gewiſſermaßen in dem Worte miserius des erſten Verſes steke, das hatten wir längſt wieder vergeſſen, weñ wir es auch ja hätten merken können. — Wie häufig die Epigrammatiſten aller Zeiten und Völker aus dieſer Quelle geſchöpft haben, darf ich nicht erſt ſagen. Ich will ſie aber darum doch nicht mit meinen, ſondern lieber mit den Worten des Cicero empfehlen: 1) Scitis, esse notissimum ridiculi genus, cum aliud exspectamus, aliud dicitur. Hic nobismetipsis noster error risum movet.

2. Cicero ſezt hinzu: Quod si admixtum est etiam ambiguum, fit salsius. Und das wäre die zweite Gattung. Deñ es iſt allerdings eine wichtige Erfoderniß des Zweideutigen, daß es ſo wenig als möglich vorhergeſehen werde. Was aber die Zweideutigkeit überhaupt ſei, brauche ich nicht zu erklären: eben ſo wenig, als ich nöthig habe, Beiſpiele davon anzuführen. Aber gut iſt es, gewiſſe allzu ekle Richter von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß ſie uns doch lieber das Lachen nicht ſo ſchwer und ſelten machen wollen. Zwar auch das heißt ihnen ſchon zu viel zugegeben; die Zweideutigkeit iſt nicht blos gut zum Lachen, zum bloßen risu diducere rictum: ſie kañ ſehr oft die Seele des feinſten Scherzes

1) de Oratore, Lib. II. cap. 63.

ſein, und dem Ernſte ſelbſt Anmuth ertheilen. Ex ambiguo dicta, ſagt ebenfalls Cicero, vel argutiſſima putantur, sed non semper in joco, saepe etiam in gravitate versantur. Deñ weñ die Zweideutigkeit etwas mehr als ein kahles Wortſpiel iſt, ſo iſt von dem dopelten Sinne, den ſie hat, der eine wenigſtens wahr, und der andere, weñ er falſch iſt, diente blos zum Übergange auf jenen. Und was dienet uns in der Folge unſerer Ideen nicht alles, üm von einer auf die andere überzugehen! Wir laſſen uns von der Ähnlichkeit der Worte wohl in wichtigen Dingen leiten, und wollten bei einem Scherze nicht damit vorlieb nehmen? — Doch was läßt ſich hiervon ſagen, was nicht ſchon hundertmal geſagt wäre? —

Ich ſchließe alſo dieſe allgemeinen Anmerkungen über das Epigrañ; und da ich einmal in Anführung des Cicero bin, ſo ſchließe ich ſie mit einer Stelle aus ihm, die ihnen ſtatt eines Paſſes bei denjenigen Leſern dienen kañ, welche dergleichen Unterſuchungen über Werke des Wizes insgeſañt nicht lieben, und ihnen kühnlich allen Nuzen abſprechen, weil ſie einen insbeſondere nicht haben können. 1) Ego in his praeceptis hanc vim, et hanc utilitatem esse arbitror, non ut ad reperiendum, quid dicamus, arte ducamur, sed ut ea, quae natura, quae studio, quae exercitatione consequimur, aut recta esse confidamus, aut prava intelligamus, cum, quo referenda sint, didicerimus.

1) L. c. cap. 57.

Abhandlungen

über

die Fabel.

1759.

I.

Von dem Weſen der Fabel.

Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewiſſe Abſicht verbindet, heißt ſeine Fabel. So heißt die Erdichtung, welche er durch die Epopee, durch das Drama herſchen läßt, die Fabel ſeiner Epopee, die Fabel ſeines Drama.

Von dieſen Fabeln iſt hier die Rede nicht. Mein Gegenſtand iſt die ſogenan̄te äſopiſche Fabel. Auch dieſe iſt eine Erdichtung; eine Erdichtung, die auf einen gewiſſen Zwek abzielet.

Man erlaube mir, gleich anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu thun, um eine Anmerkung daraus herzuholen, auf die ſich eine gewiſſe Eintheilung der äſopiſchen Fabeln gründet, deren ich in der Folge zu oft gedenken werde, und die mir ſo bekan̄t nicht ſcheinet, daß ich ſie, auf gut Glük, bei meinen Leſern vorausſezen dürfte.

Äſopus machte die meiſten ſeiner Fabeln bei wirklichen Vorfällen. Seine Nachfolger haben ſich dergleichen Vorfälle meiſtens erdichtet, oder auch wohl an ganz und gar keinen Vorfall, ſondern blos an dieſe oder jene allgemeine Wahrheit, bei Verfertigung der ihrigen, gedacht. Dieſe begnügten ſich folglich, die allgemeine Wahrheit, durch die erdichtete Geſchichte ihrer Fabel, erläutert zu haben; wen̄ jener noch über dieſes die Ähnlichkeit ſeiner erdichteten Geſchichte mit dem gegenwärtigen wirklichen Vorfalle faßlich machen und zeigen mußte, daß aus beiden, ſowohl aus der erdichteten Geſchichte, als dem wirklichen Vorfalle, ſich eben dieſelbe Wahrheit bereits ergebe, oder gewiß ergeben werde.

Und hieraus entſpringt die Eintheilung in einfache und zuſammengeſezte Fabeln.

Einfach iſt die Fabel, weñ ich aus der erdichteten Begenheit derſelben blos irgend eine allgemeine Wahrheit folgern laſſe. — „Man machte der Lö„win den Vorwurf, daß ſie nur ein Junges zur „Welt brächte. Ja, ſprach ſie, nur eins; aber ei„nen Löwen. 1)“ — Die Wahrheit, welche in dieſer Fabel liegt, ὁτι το καλον ȣκ εν πληθει, αλλ αρετῃ, leuchtet ſogleich in die Augen; und die Fabel iſt einfach, weñ ich es bei dem Ausdruke dieſes allgemeinen Sazes bewenden laſſe.

Zuſammengeſezt hingegen iſt die Fabel, weñ die Wahrheit, die ſie uns anſchauend zu erkennen gibt, auf einen wirklich geſchehenen, oder doch als wirklich geſchehen angenommenen Fall, weiter angewendet wird. — „Ich mache, ſprach ein höhniſcher „Reimer zu dem Dichter, in einem Jahre ſieben „Trauerſpiele; aber du? In ſieben Jahren eins! „Recht; nur eins! verſezte der Dichter; aber eine „Athalie!“ — Man mache dieſes zur Anwendung der vorigen Fabel, und die Fabel wird zuſammengeſezt; deñ ſie beſteht nunmehr gleichſam aus zwei Fabeln, aus zwei einzelnen Fällen, in welchen beiden ich die Wahrheit ebendeſſelben Lehrſazes beſtätiget finde.

Dieſe Eintheilung aber — kaum brauche ich es zu erinnern — beruhet nicht auf einer weſentlichen Verſchiedenheit der Fabeln ſelbſt; ſondern blos auf der verſchiedenen Bearbeitung derſelben. Und aus dem Exempel ſchon hat man es erſehen, daß eben dieſelbe Fabel bald einfach, bald zuſammengeſezt ſein kañ. Bei dem Phädrus iſt die Fabel von dem kreißenden Berge eine einfache Fabel.

1) Fab. Aesop. 216. Edit. Hauptmann.

Hoc scriptum est tibi,
Qui magna cum minaris, extricas nihil.

Ein jeder, ohne Unterſchied, der große und fürchterliche Anſtalten einer Nichtswürdigkeit wegen macht; der ſehr weit ausholt, um einen ſehr kleinen Sprung zu thun; jeder Prahler, jeder vielverſprechende Thor, von allen möglichen Arten, ſiehet hier ſein Bild! Bei unſerm Hagedorn aber wird eben dieſelbe Fabel zu einer zuſammengeſezten Fabel, indem er einen gebärenden ſchlechten Poeten zu dem beſondern Gegenbilde des kreißenden Berges macht.

Ihr Götter rettet! Menſchen flieht!
Ein ſchwangrer Berg beginnt zu kreißen,
Und wird jezt, eh man ſich's verſieht,
Mit Sand und Schollen um ſich ſchmeißen ꝛc.

Suffenus ſchwizt und lärmt und ſchäumt;
Nichts kan den hohen Eifer zähmen;
Er ſtampft, er knirſcht; warum? er reimt,
Und will jezt den Homer beſchämen ꝛc.

Allein gebt Acht, was komt heraus?
Hier ein Sonnet, dort eine Maus.

Dieſe Eintheilung alſo, von welcher die Lehrbücher der Dichtkunſt ein tiefes Stillſchweigen beobachten, ungeachtet ihres mannigfaltigen Nuzens in der richtigern Beſtimmung verſchiedner Regeln: dieſe Eintheilung, ſage ich, vorausgeſezt, will ich mich auf den Weg machen. Es iſt kein unbetretener Weg. Ich ſehe eine Menge Fußſtapfen vor mir, die ich zum Theil unterſuchen muß, wenn ich überall ſichere Tritte zu thun gedenke. Und in dieſer Abſicht will ich ſogleich die vornehmſten Erklärungen prüfen, welche meine Vorgänger von der Fabel gegeben haben.

De la Motte.

Dieſer Mañ, welcher nicht ſowohl ein groſſes poetiſches Genie, als ein guter, aufgeklärter Kopf war, der ſich an mancherlei wagen, und überall erträglich zu bleiben hoffen durfte, erklärt die Fabel durch eine unter die Allegorie einer Handlung verſtekte Lehre. 1)

Als ſich der Sohn des ſtolzen Tarquinius bei den Gabiern nunmehr feſt geſezt hatte, ſchikte er heimlich einen Boten an ſeinen Vater, und ließ ihn fragen, was er weiter thun ſolle? Der König, als der Bote zu ihm kam, befand ſich eben auf dem Felde, hob ſeinen Stab auf, ſchlug den höchſten Mohnſtängeln die Häupter ab, und ſprach zu dem Boten: Geh, und erzähle meinem Sohne, was ich jezt gethan habe! Der Sohn verſtand den ſtummen Befehl des Vaters, und ließ die Vornehmſten der Gabier hinrichten. 2) — Hier iſt eine allegoriſche Handlung; — hier iſt eine unter die Allegorie dieſer Handlung verſtekte Lehre; aber iſt hier eine Fabel? Kañ man ſagen, daß Tarquinius ſeine Meinung den Sohn durch eine Fabel habe wiſſen laſſen? Gewiß nicht!

Jener Vater, der ſeinen uneinigen Söhnen die Vortheile der Eintracht an einem Bündel Ruthen zeigte, das ſich nicht anders als ſtükweiſe zerbrechen laſſe, machte der eine Fabel? 3)

Aber weñ eben derſelbe Vater ſeinen uneinigen Söhnen erzählt hätte, wie glüklich drei Stiere, ſo lange ſie einig waren, den Löwen von ſich abhielten, und wie bald ſie des Löwen Raub wurden, als Zwietracht unter ſie kam, und jeder ſich ſeine

1) La fable est une instruction deguisée sous l'allégorie d'une action. Discours sur la Fable.

2) Florus, Lib. I. cap. 7. 3) Fab. Aesop. 171.

eigene Waide ſuchte: [1]) alsdañ hätte doch der Vater ſeinen Söhnen ihr Beſtes in einer Fabel gezeigt? Die Sache iſt klar.

Folglich iſt es eben ſo klar, daß die Fabel nicht blos eine allegoriſche Handlung, ſondern die Erzählung einer ſolchen Handlung ſein kañ. Und dieſes iſt das erſte, was ich wider die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Aber was will er mit ſeiner Allegorie? — Ein ſo fremdes Wort, womit nur wenige einen beſtimten Begrif verbinden, ſollte überhaupt aus einer guten Erklärung verbañt ſein. — Und wie, weñ es hier gar nicht einmal an ſeiner Stelle ſtünde? Weñ es nicht wahr wäre, daß die Handlung der Fabel an ſich ſelbſt allegoriſch ſei? Und weñ ſie es höchſtens unter gewiſſen Umſtänden nur werden könte?

Quintilian lehret: Αλληγορια, quam inversionem interpretamur, aliud verbis, aliud sensu ostendit, ac etiam interim contrarium. [2]) Die Allegorie ſagt das nicht, was ſie nach den Worten zu ſagen ſcheinet, ſondern etwas anderes. Die neuern Lehrer der Rhetorik erinnern, daß dieſes etwas anderes auf etwas anderes ähnliches einzuſchränken ſei, weil ſonſt auch jede Ironie eine Allegorie ſein würde. [3]) Die lezten Worte des Quintilians: ac etiam interim contrarium, ſind ihnen hierin zwar offenbar zuwider; aber es mag ſein.

Die Allegorie ſagt alſo nicht, was ſie den Worten nach zu ſagen ſcheint, ſondern etwas ähnliches. Und die Handlung der Fabel, weñ ſie allegoriſch ſein ſoll, muß das auch nicht ſagen, was ſie zu ſagen ſcheint, ſondern nur etwas ähnliches?

Wir wollen ſehen! — „Der Schwächere wird „gemeiniglich ein Raub des Mächtigern.“ Das

1) Fab. Aesop. 297. 2) Quintil. Lib. VIII. cap. 6.
3) Vossius, Inst. orat. Lib. III.

iſt ein allgemeiner Saz, bei welchem ich mir eine Reihe von Dingen gedenke, deren eins immer ſtärker iſt, als das andere; die ſich alſo, nach der Folge ihrer verſchiedenen Stärke, unter einander aufreiben können. Eine Reihe von Dingen! Wer wird lange und gern den öden Begrif eines Dinges denken, ohne auf dieſes oder jenes beſondere Ding zu fallen, deſſen Eigenſchaften ihm ein deutliches Bild gewähren? Ich will alſo auch hier, anſtatt dieſer Reihe von unbeſtim̃ten Dingen, eine Reihe beſtim̃ter, wirklicher Dinge annehmen. Ich kön̄te mir in der Geſchichte eine Reihe von Staaten oder Königen ſuchen; aber wie viele ſind in der Geſchichte ſo bewandert, daß ſie, ſobald ich meine Staaten oder Könige nur nen̄te, ſich der Verhältniſſe, in welchen ſie gegen einander an Größe und Macht geſtanden, erinnern kön̄ten? Ich würde meinen Saz nur wenigen faßlicher gemacht haben; und ich möchte ihn gern allen ſo faßlich, als möglich, machen. Ich falle auf die Thiere; und warum ſollte ich nicht eine Reihe von Thieren wählen dürfen; beſonders wen̄ es allgemein bekan̄te Thiere wären? Ein Auerhahn — ein Marder — ein Fuchs — ein Wolf. — Wir kennen dieſe Thiere; wir dürfen ſie nur nennen hören, um ſogleich zu wiſſen, welches das ſtärkere oder das ſchwächere iſt. Nunmehr heißt mein Saz: der Marder frißt den Auerhahn; der Fuchs den Marder; den Fuchs der Wolf. Er frißt? Er frißt vielleicht auch nicht. Das iſt mir noch nicht gewiß genug. Ich ſage alſo: er fraß. Und ſiehe, mein Saz iſt zur Fabel geworden!

Ein Marder fraß den Auerhahn;
Den Marder würgt ein Fuchs; den Fuchs des Wolfes Zahn. 1)

1) Von Hagedorn; Fabeln und Erzählungen, erſtes Buch. S. 77.

Was kan̄ ich nun ſagen, daß in dieſer Fabel für eine Allegorie liege? Der Auerhahn, der Schwächſte; der Marder, der Schwache; der Fuchs, der Starke; der Wolf, der Stärkſte. Was hat der Auerhahn mit dem Schwächſten, der Marder mit dem Schwachen, u. ſ. w. hier ähnliches? Ähnliches! Gleichet hier blos der Fuchs dem Starken, und der Wolf dem Stärkſten? oder iſt jener hier der Starke, ſo wie dieſer der Stärkſte? Er iſt es. — Kurz, es heißt die Worte auf eine kindiſche Art mißbrauchen, wen̄ man ſagt, daß das Beſondere mit ſeinem Allgemeinen, daß Einzelne mit ſeiner Art, die Art mit ihrem Geſchlechte eine Ähnlichkeit habe. Iſt dieſer Windhund einem Windhunde überhaupt, und ein Windhund überhaupt einem Hunde ähnlich? Eine lächerliche Frage! — Findet ſich nun aber unter den beſtim̄ten Subjecten der Fabel, und den allgemeinen Subjecten ihres Sazes keine Ähnlichkeit, ſo kan̄ auch keine Allegorie unter ihnen ſtatt haben. Und das Nämliche läßt ſich auf die nämliche Art von den beiderſeitigen Prädicaten erweiſen.

Vielleicht aber meinet jemand, daß die Allegorie hier nicht auf der Ähnlichkeit zwiſchen den beſtim̄ten Subjecten oder Prädicaten der Fabel, und den allgemeinen Subjecten oder Prädicaten des Sazes, ſondern auf der Ähnlichkeit der Arten, wie ich ebendieſelbe Wahrheit, jezt durch die Bilder der Fabel, und jezt vermittelſt der Worte des Sazes erkenne, beruhe. Doch das iſt ſo viel als nichts. Den̄ käme hier die Art der Erken̄tniß in Betrachtung, und wollte man blos wegen der anſchauenden Erken̄tniß, die ich vermittelſt der Handlung der Fabel von dieſer oder jener Wahrheit erhalte, die Handlung allegoriſch nennen: ſo würde in allen Fabeln eben dieſelbe Allegorie ſein, welches doch

niemand ſagen will, der mit dieſem Worte nur einigen Begrif verbindet.

Ich befürchte, daß ich von einer ſo klaren Sache viel zu viel Worte mache. Ich faſſe daher alles zuſammen, und ſage: die Fabel, als eine einfache Fabel, kañ unmöglich allegoriſch ſein.

Man erinnere ſich aber meiner obigen Anmerkung, nach welcher eine jede einfache Fabel auch eine zuſammengeſezte werden kañ. Wie, weñ ſie alsdañ allegoriſch würde? Und ſo iſt es. Deñ in der zuſammengeſezten Fabel wird ein Beſonderes gegen das andere gehalten; zwiſchen zwei oder mehr Beſonderen, die unter eben demſelben Allgemeinen begriffen ſind, iſt die Ähnlichkeit unwiderſprechlich, und die Allegorie kañ folglich ſtatt finden. Nur muß man nicht ſagen, daß die Allegorie zwiſchen der Fabel und dem moraliſchen Saze ſich befinde. Sie befindet ſich zwiſchen der Fabel und dem wirklichen Falle, der zu der Fabel Gelegenheit gegeben hat, inſofern ſich aus beiden ebendieſelbe Wahrheit ergibt. — Die bekañte Fabel vom Pferde, das ſich von dem Manne den Zaum anlegen ließ, und ihn auf ſeinen Rüken nahm, damit er ihm nur in ſeiner Rache, die es an dem Hirſche nehmen wollte, behülflich wäre: dieſe Fabel, ſage ich, iſt ſofern nicht allegoriſch, als ich mit dem Phädrus 1) blos die allgemeine Wahrheit daraus ziehe:

Impune potius laedi, quam dedi alteri.

Bei der Gelegenheit nur, bei welcher ſie ihr Erfinder Steſichorus erzählte, ward ſie es. Er erzählte ſie nämlich, als die Himerenſer den Phalaris zum oberſten Befehlshaber ihrer Kriegsvölker gemacht hatten, und ihm noch dazu eine Leibwache geben wollten. „O, ihr Himerenſer, rief er,

1) Lib. IV. Fab. 4.

„die ihr ſo feſt entſchloſſen ſeid, euch an euren „Feinden zu rächen, nehmet euch wohl in Acht, „oder es wird euch wie dieſem Pferde ergehen! „Den Zaum habt ihr euch bereits anlegen laſſen, „indem ihr den Phalaris zu eurem Heerführer, mit „unumſchränkter Gewalt, ernañt. Wollt ihr ihm „nun gar eine Leibwache geben; wollt ihr ihn „aufſizen laſſen: ſo iſt es vollends um eure Frei„heit gethan.“ 1) — Alles wird hier allegoriſch! Aber einzig und allein dadurch, daß das Pferd hier nicht auf jeden Beleidigten, ſondern auf die beleidigten Himerenſer; der Hirſch nicht auf jeden Beleidiger, ſondern auf die Feinde der Himerenſer; der Mañ nicht auf jeden liſtigen Unterdrüker, ſondern auf den Phalaris; die Anlegung des Zaums nicht auf jeden erſten Eingrif in die Rechte der Freiheit, ſondern auf die Ernennung des Phalaris zum unumſchränkten Heerführer, und das Aufſizen endlich nicht auf jeden lezten tödlichen Stoß, welcher der Freiheit beigebracht wird, ſondern auf die dem Phalaris zu bewilligende Leibwache, gezogen und angewandt wird.

Was folgt nun aus alle dem? Dieſes: da die Fabel nur alsdañ allegoriſch wird, weñ ich dem erdichteten einzelnen Falle, den ſie enthält, einen andern ähnlichen Fall, der ſich wirklich zugetragen hat, entgegenſtelle; da ſie es nicht an und für ſich ſelbſt iſt, inſofern ſie eine allgemeine moraliſche Lehre enthält: ſo gehöret das Wort Allegorie gar nicht in die Erklärung derſelben. — Dieſes iſt das zweite, was ich gegen die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Und man glaube ja nicht, daß ich es blos als ein müßiges, überflüſſiges Wort daraus verdrängen will. Es iſt hier, wo es ſteht, ein höchſt ſchädli-

1) Aristoteles Rhetor. Lib. II. cap. 20.

ches Wort, dem wir vielleicht eine Menge ſchlechter Fabeln zu danken haben. Man begnüge ſich nur, die Fabel in Anſehung des allgemeinen Lehrſazes blos allegoriſch zu machen; und man kañ ſicher glauben, eine ſchlechte Fabel gemacht zu haben. Iſt aber eine ſchlechte Fabel eine Fabel? — Ein Exempel wird die Sache in ihr völliges Licht ſezen. Ich wähle ein altes, um ohne Mißgunſt Recht haben zu können. Die Fabel nämlich von dem Mañ und dem Satyr. „Der Mañ bläſet in ſeine kalte „Hand, um ſeine Hand zu wärmen; und bläſet in „ſeinen heiſſen Brei, um ſeinen Brei zu kühlen. „Was? ſagt der Satyr, du bläſeſt aus einem „Munde warm und kalt? Geh, mit dir mag ich „nichts zu thun haben!“ 1) — Dieſe Fabel ſoll lehren, ὅτι δει φευγειν ἡμας τας φιλιας, ὧν αμφιβολος εϛιν ἡ διαθεσις; die Freundſchaft aller Zweizüngler, aller Dopelleute, aller Falſchen zu fliehen. Lehrt ſie das? Ich bin nicht der erſte, der es läugnet, und die Fabel für ſchlecht ausgibt. Richer 2) ſagt, ſie ſündige wider die Richtigkeit der Allegorie; ihre Moral ſei weiter nichts, als eine Anſpielung, und gründe ſich auf eine bloße Zweideutigkeit. Richer hat richtig empfunden, aber ſeine Empfindung falſch ausgedrükt. Der Fehler liegt nicht ſowohl darin, daß die Allegorie nicht richtig genug iſt, ſondern darin, daß es weiter nichts als eine Allegorie iſt. Anſtatt daß die Handlung des Mannes, die dem Satyr ſo anſtößig ſcheint, unter dem allgemeinen Subjecte des Lehrſazes wirklich begriffen ſein ſollte, iſt ſie ihm blos ähnlich. Der Mañ ſollte ſich eines wirklichen Widerſpruches

1) Fab. Aesop. 126. 2) — contre la justesse de l'allégorie. — Sa morale n'est qu'une allusion, et n'est fondée que sur un jeu de mots équivoques. Fables nouvelles. Préface, p. 10.

ſchuldig machen; und der Widerſpruch iſt nur anſcheinend. Die Lehre warnet uns vor Leuten, die von eben derſelben Sache ja und nein ſagen, die eben daſſelbe Ding loben und tadeln; und die Fabel zeigt uns einen Mañ, der ſeinen Athem gegen verſchiedene Dinge verſchieden braucht; der auf ganz etwas anderes jezt ſeinen Athem warm braucht, und auf ganz etwas anderes ihn jezt kalt bläſet.

Endlich, was läßt ſich nicht alles allegoriſiren! Man nenne mir das abgeſchmakte Märchen, in welches ich durch die Allegorie nicht einen moraliſchen Siñ ſollte legen können! — „Die Mitknechte des Äſopus gelüſtet nach den treflichen Feigen ihres Herrn. Sie eſſen ſie auf, und als es zur Nachfrage komt, ſoll es der gute Äſop gethan haben. Sich zu rechtfertigen, trinket Äſop in großer Menge laues Waſſer; und ſeine Mitknechte müßen ein gleiches thun. Das laue Waſſer hat ſeine Wirkung, und die Näſcher ſind entdekt.“ — Was lehrt uns dieſes Hiſtörchen? Eigentlich wohl weiter nichts, als daß laues Waſſer, in großer Menge getrunken, zu einem Brechmittel wird. Und doch machte jener perſiſche Dichter [1]) einen weit edleren Gebrauch davon. „Weñ man euch, ſpricht er, an jenem großen Tage des Gerichts von dieſem warmen und ſiedenden Waſſer wird zu trinken geben: alsdañ wird alles an den Tag kommen, was ihr mit ſo vieler Sorgfalt vor den Augen der Welt verborgen gehalten; und der

1) Herbelot. Bibl. Orient. p. 516. Lorsque l'on vous donnera à boire de cette eau chaude et brulante, dans la question du jugement dernier, tout ce que vous avez caché avec tant de soin, paroitra aux yeux de tout le monde, et celui qui aura acquis de l'estime par son hypocrisie et par son deguisement, sera pour lors couvert de honte et de confusion.

„Heuchler, den hier ſeine Verſtellung zu einem ehr„würdigen Manne gemacht hatte, wird mit Schande „und Verwirrung überhäuft daſtehen!" — Vortreflich!

Ich habe nun noch eine Kleinigkeit an der Erklärung des de la Motte auszuſezen. Das Wort Lehre (instruction) iſt zu unbeſtim̃t und allgemein. Iſt jeder Zug aus der Mythologie, der auf eine phyſiſche Wahrheit anſpielt, oder in den ein tiefſinniger Baco wohl gar eine tranſcendentaliſche Lehre zu legen weiß, eine Fabel? Oder wen̄ der ſeltſame Holberg erzählt: „Die Mutter des Teufels über„gab ihm einsmals vier Ziegen, um ſie in ihrer „Abweſenheit zu bewachen. Aber dieſe machten ihm „ſo viel zu thun, daß er ſie mit aller ſeiner Kunſt „und Geſchiklichkeit nicht in der Zucht halten „kon̄te. Diesfalls ſagte er zu ſeiner Mutter nach „ihrer Zurükkunft: Liebe Mutter, hier ſind Eure „Ziegen! Ich will lieber eine ganze Compagnie Rei„ter bewachen, als eine einzige Ziege." — Hat Holberg eine Fabel erzählet? Wenigſtens iſt eine Lehre in dieſem Dinge. Den̄ er ſezet ſelbſt mit ausdrüklichen Worten dazu: „Dieſe Fabel zeigt, daß „keine Creatur weniger in der Zucht zu halten iſt, „als eine Ziege." 1) — Eine wichtige Wahrheit! Niemand hat die Fabel ſchändlicher gemißhandelt, als dieſer Holberg! — Und es mißhandelt ſie jeder, der eine andere als moraliſche Lehre darin vorzutragen ſich einfallen läßt.

Richer.

Richer iſt ein anderer franzöſiſcher Fabuliſt, der ein wenig beſſer erzählt, als de la Motte; in Anſehung der Erfindung aber weit unter ihm ſtehet.

1) Moraliſche Fabeln des Baron von Holbergs, S. 103.

Auch dieſer hat uns ſeine Gedanken über dieſe Dichtungsart nicht vorenthalten wollen, und erklärt die Fabel durch ein kleines Gedicht, das irgend eine unter einem allegoriſchen Bilde verſtekte Regel enthalte. 1)

Richer hat die Erklärung des de la Motte offenbar vor Augen gehabt. Und vielleicht hat er ſie gar verbeſſern wollen. Aber das iſt ihm ſehr ſchlecht gelungen.

Ein kleines Gedicht? (poëme) — Weñ Richer das Weſen eines Gedichts in die bloße Fiction ſezet: ſo bin ich es zufrieden, daß er die Fabel ein Gedicht nennet. Weñ er aber auch die poetiſche Sprache und ein gewiſſes Silbenmaß als nothwendige Eigenſchaften eines Gedichtes betrachtet: ſo kañ ich ſeiner Meinung nicht ſein. — Ich werde mich weiter unten hierüber ausführlicher erklären.

Eine Regel? (précepte) — Dieſes Wort iſt nichts beſtiḿter, als das Wort Lehre des de la Motte. Alle Künſte, alle Wiſſenſchaften haben Regeln, haben Vorſchriften. Die Fabel aber ſtehet einzig und allein der Moral zu. Von einer andern Seite hingegen betrachtet, iſt Regel oder Vorſchrift hier ſogar noch ſchlechter, als Lehre, weil man unter Regel und Vorſchrift eigentlich nur ſolche Säze verſtehet, die unmittelbar auf die Beſtimmung unſres Thuns und Laſſens gehen. Von dieſer Art aber ſind nicht alle moraliſche Lehrſäze der Fabel. Ein großer Theil derſelben ſind Erfahrungsſäze, die uns nicht ſowohl von dem, was geſchehen ſollte, als vielmehr von dem, was wirklich geſchiehet, unterrichten. Iſt die Sentenz:

1) La Fable est un petit poëme, qui contient un précepte caché sous une image allégorique. Fables nouvelles. Préface, p. 9.

In principatu commutando civium
Nil praeter domini nomen mutant pauperes;

eine Regel, eine Vorſchrift? Und gleichwohl iſt ſie das Reſultat einer von den ſchönſten Fabeln des Phädrus. 1) Es iſt zwar wahr, aus jedem ſolchen Erfahrungsſaze können leicht eigentliche Vorſchriften und Regeln gezogen werden. Aber was in dem fruchtbaren Saze liegt, das liegt nicht darum auch in der Fabel. Und was müßte das für eine Fabel ſein, in welcher ich den Saz mit allen ſeinen Folgerungen auf einmal anſchauend erkennen ſollte?

Unter einem allegoriſchen Bilde? — Über das Allegoriſche habe ich mich bereits erkläret. Aber Bild! (image) Unmöglich kañ Richer dieſes Wort mit Bedacht gewählt haben. Hat er es vielleicht nur ergriffen, um von de la Motte lieber auf gerathewohl abzugehen, als nach ihm Recht zu haben? — Ein Bild heißt überhaupt jede ſiñliche Vorſtellung eines Dinges nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht mehrere, oder gar alle mögliche Veränderungen, deren das Ding fähig iſt, ſondern allein die, in der es ſich in einem und eben demſelben Augenblike befindet. In einem Bilde kañ ich zwar alſo wohl eine moraliſche Wahrheit erkennen, aber es iſt darum noch keine Fabel. Der mitten im Waſſer durſtende Tantalus iſt ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeigt, man könne auch bei dem größten Überfluſſe darben. Aber iſt dieſes Bild deßwegen eine Fabel? So auch folgendes kleine Gedicht:

Cursu veloci pendens in novacula,
Calvus, comosa fronte, nudo corpore,
Quem si occuparis, teneas; elapsum semel

1) Lib. I. Fab. 15.

Non ipse possit Jupiter reprehendere:
Occasionem rerum significat brevem.
Effectus impediret ne segnis mora,
Finxere antiqui talem effigiem temporis.

Wer wird dieſe Zeilen für eine Fabel erkennen, ob ſie ſchon Phädrus als eine ſolche unter ſeinen Fabeln mitunterlaufen läßt? [1]) Ein jedes Gleichniß, ein jedes Emblema, würde eine Fabel ſein, weñ ſie nicht eine Mannigfaltigkeit von Bildern, und zwar zu einem Zweke übereinſtimmenden Bildern; weñ ſie, mit einem Worte, nicht das nothwendig erfoderte, was wir durch das Wort Handlung ausdrüken.

Eine Handlung nenne ich eine Folge von Veränderungen, die zuſammen ein Ganzes ausmachen.

Dieſe Einheit des Ganzen beruhet auf der Übereinſtimmung aller Theile zu einem Endzweke.

Der Endzwek der Fabel, das, wofür die Fabel erfunden wird, iſt der moraliſche Lehrſaz.

Folglich hat die Fabel eine Handlung, weñ das, was ſie erzählt, eine Folge von Veränderungen iſt, und jede dieſer Veränderungen etwas dazu beiträgt, die einzelnen Begriffe, aus welchen der moraliſche Lehrſaz beſtehet, anſchauend erkennen zu laſſen.

Was die Fabel erzählt, muß eine Folge von Veränderungen ſein. Eine Veränderung, oder auch mehrere Veränderungen, die nur neben einander beſtehen, und nicht auf einander folgen, wollen zur Fabel nicht zureichen. Und ich kañ es für eine untrügliche Probe ausgeben, daß eine Fabel ſchlecht iſt; daß ſie den Namen der Fabel gar nicht verdient, weñ ihre vermeinte Handlung ſich ganz malen läßt. Sie enthält alsdañ ein bloßes Bild, und der Maler hat keine Fabel, ſondern ein Em-

1) Lib. V. Fab. 8.

blema gemalt. — „Ein Fiſcher, indem er ſein „Nez aus dem Meere zog, blieb der größern Fiſche, „die ſich darin gefangen hatten, zwar habhaft, die „kleinſten aber ſchlüpften durch das Nez durch, „und gelangten glüklich wieder ins Waſſer.“ — Dieſe Erzählung befindet ſich unter den äſopiſchen Fabeln, [1]) aber ſie iſt keine Fabel; wenigſtens eine ſehr mittelmäßige. Sie hat keine Handlung; ſie enthält ein bloßes einzelnes Factum, das ſich ganz malen läßt; und weñ ich dieſes einzelne Factum, dieſes Zurükbleiben der größern, und dieſes Durchſchlüpfen der kleinen Fiſche auch mit noch ſo viel andern Umſtänden erweiterte, ſo würde doch in ihm allein, und nicht in den andern Umſtänden zugleich mit, der moraliſche Lehrſaz liegen.

Doch nicht genug, daß das, was die Fabel erzählt, eine Folge von Veränderungen iſt; alle dieſe Veränderungen müßen zuſammen nur einen einzigen anſchauenden Begrif in mir erweken. Erweken ſie deren mehrere, liegt mehr als ein moraliſcher Lehrſaz in der vermeinten Fabel, ſo fehlt der Handlung ihre Einheit; ſo fehlt ihr das, was ſie eigentlich zur Handlung macht, und ſie kañ, richtig zu ſprechen, keine Handlung, ſondern muß eine Begebenheit heiſſen. — Ein Exempel:

Lucernam fur accendit ex ara Jovis,
Ipsumque compilavit ad lumen suum.
Onustus sacrilegio cum discederet,
Repente vocem sancta misit Religio:
Malorum quamvis ista fuerint munera,
Mihique invisa, ut non offendar subripi;
Tamen, sceleste, spiritu culpam lues,
Olim cum adscriptus venerit poenae dies.
Sed ne ignis noster facinori praeluceat,

1) Fab. Aesop. 126.

Per quem verendos excolit pietas Deos,
Veto eſſe tale luminis commercium.
Ita hodie nec lucernam de flamma Deûm,
Nec de lucerna fas eſt accendi ſacrum.

Was hat man hier geleſen? Ein Hiſtörchen; aber keine Fabel. Ein Hiſtörchen trägt ſich zu; eine Fabel wird erdichtet. Von der Fabel alſo muß ſich ein Grund angeben laſſen, warum ſie erdichtet worden; da ich den Grund, warum ſich jenes zugetragen, weder zu wiſſen noch anzugeben gehalten bin. Was wäre nun der Grund, warum dieſe Fabel erdichtet worden, wen̄ es anders eine Fabel wäre? Recht billig zu urtheilen, kön̄te es kein anderer als dieſer ſein: der Dichter habe einen wahrſcheinlichen Anlaß zu dem dopelten Verbote, weder von dem heiligen Feuer ein gemeines Licht, noch von einem gemeinen Lichte das heilige Feuer anzuzünden, erzählen wollen. Aber wäre das eine moraliſche Abſicht, dergleichen der Fabuliſt doch nothwendig haben ſoll? Zur Noth kön̄te zwar dieſes einzelne Verbot zu einem Bilde des allgemeinen Verbotes dienen, daß das Heilige mit dem Unheiligen, das Gute mit dem Böſen in keiner Gemeinſchaft ſtehen ſoll. Aber was tragen alsdan̄ die übrigen Theile der Erzählung zu dieſem Bilde bei? Zu dieſem gar nichts; ſondern ein jeder iſt vielmehr das Bild, der einzelne Fall, einer ganz andern allgemeinen Wahrheit. Der Dichter hat es ſelbſt empfunden, und hat ſich aus der Verlegenheit, welche Lehre er allein daraus ziehen ſollte, nicht beſſer zu reiſſen gewußt, als wen̄ er deren ſo viele daraus zöge, als ſich nur immer ziehen ließen. Den̄ er ſchließt:

Quot res contineat hoc argumentum utiles,
Non explicabit alius, quam qui reperit.

Significat primo, saepe, quos ipse alueris,
Tibi inveniri maxime contrarios.
Secundo ostendit, scelera non ira Deum,
Fatorum dicto sed puniri tempore.
Noviſſime interdicit, ne cum malefico
Uſum bonus conſociet ullius rei.

Eine elende Fabel, weñ niemand anders als ihr Erfinder es erklären kañ, wie viel nüzliche Dinge ſie enthalte! Wir hätten an einem genug! — Kaum ſollte man es glauben, daß einer von den Alten, einer von dieſen großen Meiſtern in der Einfalt ihrer Plane, uns dieſes Hiſtörchen für eine Fabel [1]) verkaufen können.

Breitinger.

Ich würde von dieſem großen Kunſtrichter nur wenig gelernt haben, weñ er in meinen Gedanken noch überall Recht hätte. — Er gibt uns aber eine dopelte Erklärung von der Fabel. [2]) Die eine hat er von dem de la Motte entlehnet; und die andere iſt ihm ganz eigen.

Nach jener verſteht er unter der Fabel, eine unter der wohlgerathenen Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweiſung. — Der klare, überſezte de la Motte! Und der ein wenig gewäſſerte, köñte man noch dazu ſezen. Deñ was ſollen die Beiwörter: wohlgerathene Allegorie; ähnliche Handlung? Sie ſind höchſt überflüſſig.

Doch ich habe eine andere wichtigere Anmerkung auf ihn verſpart. Richer ſagt: die Lehre ſoll unter dem allegoriſchen Bilde verſtekt (caché) ſein. Verſtekt! welch ein unſchikliches Wort! In

1) Phaedrus. Lib. IV. Fab. 11. 2) Der kritiſchen Dichtkunſt erſten Bandes ſiebenter Abſchnitt. S. 194.

manchem Räthſel ſind Wahrheiten, in den pythagoriſchen Denkſprüchen ſind moraliſche Lehren verſtekt; aber in keiner Fabel. Die Klarheit, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Lehre aus allen Theilen einer guten Fabel auf einmal hervorſtralet, hätte durch ein andres Wort, als durch das ganz widerſprechende: verſtekt, ausgedrükt zu werden verdient. Sein Vorgänger de la Motte hatte ſich um ein gut Theil feiner erklärt; er ſagt doch nur: verkleidet (deguisé.) Aber auch verkleidet iſt noch viel zu unrichtig, weil auch verkleidet den Nebenbegrif einer mühſamen Erkennung mit ſich führet. Und es muß gar keine Mühe koſten, die Lehre in der Fabel zu erkennen; es müßte vielmehr, weñ ich ſo reden darf, Mühe und Zwang koſten, ſie darin nicht zu erkennen. Auf's höchſte würde ſich dieſes verkleidet nur in Anſehung der zuſammengeſezten Fabel entſchuldigen laſſen. In Anſehung der einfachen iſt es durchaus nicht zu dulden. Von zwei ähnlichen einzeln Fällen kañ zwar einer durch den andern ausgedrükt, einer in den andern verkleidet werden; aber wie man das Allgemeine in das Beſondere verkleiden könne, das begreiffe ich ganz und gar nicht. Wollte man mit aller Gewalt ein ähnliches Wort hier brauchen, ſo müßte es anſtatt verkleiden wenigſtens einkleiden heiſſen.

Von einem deutſchen Kunſtrichter hätte ich überhaupt dergleichen figürliche Wörter in einer Erklärung nicht erwartet. Ein Breitinger hätte es den ſchön vernünftelnden Franzoſen überlaſſen ſollen, ſich damit aus dem Handel zu wikeln; und ihm würde es ſehr wohl angeſtanden haben, weñ er uns mit den troknen Worten der Schule belehrt hätte, daß die moraliſche Lehre in die Handlung weder verſtekt noch verkleidet, ſondern durch

ſie der anſchauenden Erkeñtniß fähig gemacht wer= de. Ihm würde es erlaubt geweſen ſein, uns von der Natur dieſer auch der roheſten Seele zukom= menden Erkeñtniß, von der mit ihr verknüpften ſchnellen Überzeugung, von ihrem daraus entſprin= genden mächtigen Einfluſſe auf den Willen, das Nöthige zu lehren. Eine Materie, die durch den ganzen ſpeculativiſchen Theil der Dichtkunſt von dem größten Nuzen iſt, und von unſerm Weltweiſen ſchon genugſam erläutert war! 1) — Was Breitinger aber damals unterlaſſen, das iſt mir jezt nachzuholen, nicht mehr erlaubt. Die philoſophiſche Sprache iſt ſeit= dem unter uns ſo bekañt geworden, daß ich mich der Wörter: anſchauen, anſchauende Erkeñtniß, gleich vom Anfange als ſolcher Wörter habe bedienen dürfen, mit welchen nur wenige nicht einerlei Be= grif verbinden.

Ich käme zu der zweiten Erklärung, die uns Breitinger von der Fabel gibt. Doch ich beden= ke, daß ich dieſe bequemer an einem andern Orte werde unterſuchen können. — Ich verlaſſe ihn alſo.

Batteux.

Batteux erklärt die Fabel kurzweg durch die Erzählung einer allegoriſchen Handlung. 2) Weil er es zum Weſen der Allegorie macht, daß ſie eine Lehre oder Wahrheit verberge, ſo hat er

1) Ich kann meine Verwunderung nicht bergen, daß Herr Breitinger das, was Wolf ſchon von der Fabel gelehret hatte, auch nicht im geringſten gekannt zu haben ſcheinet. Wolfii Philosophiae practicae universalis Pars posterior §. 302 — 323. Dieſer Theil erſchien 1734, und die breitingerſche Dicht= kunſt erſt das Jahr darauf. 2) Principes de Litérature, Tome II. Partie I. p. V. L'Apologue est le récit d'une action allégorique etc.

ohne Zweifel geglaubt, des moraliſchen Sazes, der in der Fabel zum Grunde liegt, in ihrer Erklärung gar nicht erwähnen zu dürfen. Mañ ſiehet ſogleich, was von meinen bisherigen Anmerkungen auch wider dieſe Erklärung anzuwenden iſt. Ich will mich daher nicht wiederholen, ſondern blos die fernere Erklärung, welche Batteux von der Handlung gibt, unterſuchen.

„Eine Handlung, ſagt Batteux, iſt eine Un„ternehmung, die mit Wahl und Abſicht geſchie„het. — Die Handlung ſezet, auſſer dem Leben „und der Wirkſamkeit auch Wahl und Endzwek „voraus, und komt nur vernünftigen Weſen „zu.“

Weñ dieſe Erklärung ihre Richtigkeit hat, ſo mögen wir nur neun Zehntheile von allen exiſtirenden Fabeln ausſtreichen. Äſopus ſelbſt wird alsdañ deren kaum zwei oder drei gemacht haben, welche die Probe halten. — „Zwei Hähne käm„pfen mit einander. Der Beſiegte verkriecht ſich; „der Sieger fliegt auf das Dach, ſchlägt ſtolz mit „den Flügeln, und krähet. Plözlich ſchießt ein „Adler auf den Sieger herab, und zerfleiſcht „ihn.“ 1) — Ich habe das allezeit für eine ſehr glükliche Fabel gehalten; und doch fehlt ihr, nach dem Batteux, die Handlung. Deñ wo iſt hier eine Unternehmung, die mit Wahl und Abſicht geſchähe? — „Der Hirſch betrachtet ſich in einer ſpie„gelnden Quelle; er ſchämt ſich ſeiner dürren „Läufte, und freuet ſich ſeines ſtolzen Geweihes. „Aber nicht lange! Hinter ihm ertönt die Jagd; „ſeine dürren Läufte bringen ihn glüklich ins Ge„hölz; da verſtrikt ihn ſein ſtolzes Geweih; er „wird erreicht.“ 2) — Auch hier ſehe ich keine

1) Fab. Aesop. 145. 2) Fab. Aesop. 181.

Unternehmung, keine Abſicht. Die Jagd iſt zwar eine Unternehmung, und der fliehende Hirſch hat die Abſicht, ſich zu retten; aber beide Umſtände gehören eigentlich nicht zur Fabel, weil man ſie, ohne Nachtheil derſelben, weglaſſen und verändern kañ. Und dennoch fehlt es ihr nicht an Handlung; deñ die Handlung liegt in dem falſch befundenen Urtheile des Hirſches. Der Hirſch urtheilet falſch, und lernet gleich darauf aus der Erfahrung, daß er falſch geurtheilet hat. Hier iſt alſo eine Folge von Veränderungen, die einen einzigen anſchauenden Begrif in mir erweken. — Und das iſt meine obige Erklärung der Handlung, von der ich glaube, daß ſie auf alle gute Fabeln paſſen wird.

Gibt es aber doch wohl Kunſtrichter, welche einen noch engern, und zwar ſo materiellen Begrif mit dem Worte Handlung verbinden, daß ſie nirgends Handlung ſehen, als wo die Körper ſo thätig ſind, daß ſie eine gewiſſe Veränderung des Raumes erfordern. Sie finden in keinem Trauerſpiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzeſſin ohnmächtig wird, die Helden ſich balgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs ſpringt, der Wolf zerreißt, und der Froſch die Maus ſich an das Bein bindet. Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenſchaften, jede Folge von verſchiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung iſt; vielleicht, weil ſie viel zu mechaniſch denken und fühlen, als daß ſie ſich irgend einer Thätigkeit dabei bewußt wären. — Ernſthafter ſie zu widerlegen, würde eine unnüze Mühe ſein. Es iſt aber nur Schade, daß ſie ſich einigermaßen mit dem Batteux ſchüzen, wenigſtens behaupten können, ihre Erklärung mit ihm

aus einerlei Fabeln abſtrahiret zu haben. Deñ wirklich, auf welche Fabel die Erklärung des Batteux paſſet, paſſet auch ihre, ſo abgeſchmakt ſie immer iſt.

Batteux, wie ich wohl darauf wetten wollte, hat bei ſeiner Erklärung nur die erſte Fabel des Phädrus vor Augen gehabt, die er, mehr als einmal, une des plus belles et des plus célèbres de l'antiquité nennet. Es iſt wahr, in dieſer iſt die Handlung ein Unternehmen, das mit Wahl und Abſicht geſchiehet. Der Wolf nim̃t ſich vor, das Schaf zu zerreiſſen, fauce improba incitatus; er will es aber nicht ſo plump thun, er will es mit einem Scheine des Rechts thun, und alſo jurgii causam intulit. — Ich ſpreche dieſer Fabel ihr Lob nicht ab; ſie iſt ſo vollkommen, als ſie nur ſein kañ. Allein ſie iſt nicht deßwegen vollkommen, weil ihre Handlung ein Unternehmen iſt, das mit Wahl und Abſicht geſchiehet; ſondern weil ſie ihrer Moral, die von einem ſolchen Unternehmen ſpricht, ein völliges Genüge thut. Die Moral iſt: 1) οἱς προθεσις αδικειν, παρ᾽ αυτοις ου δικαιολογια ισχυει. Wer den Vorſaz hat, einen Unſchuldigen zu unterdrüken, der wird es zwar μετ᾽ ευλογȣ αιτιας zu thun ſuchen: er wird einen ſcheinbaren Vorwand wählen, aber ſich im geringſten nicht von ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe abbringen laſſen, weñ ſein Vorwand gleich völlig zu Schanden gemacht wird. Dieſe Moral redet von einem Vorſaze (dessein); ſie redet von gewiſſen, vor andern vorzüglich gewählten Mitteln, dieſen Vorſaz zu vollführen (choix): und folglich muß auch in der Fabel etwas ſein, was dieſem Vorſaze, dieſen gewählten Mitteln entſpricht; es muß in der Fa-

1) Fab. Aesop. 230.

bel ſich ein Unternehmen finden, das mit Wahl und Abſicht geſchiehet. Blos dadurch wird ſie zu einer vollkommenen Fabel; welches ſie nicht ſein würde, weñ ſie den geringſten Zug mehr oder weniger enthielte, als den Lehrſaz anſchauend zu machen nöthig iſt. Batteux bemerkt alle ihre kleinen Schönheiten des Ausdruks, und ſtellet ſie von dieſer Seite in ein ſehr vortheilhaftes Licht; nur ihre weſentliche Vortreflichkeit läßt er unerörtert, und verleitet ſeine Leſer ſogar, ſie zu verkennen. Er ſagt nämlich, die Moral die aus dieſer Fabel fließe, ſei: que le plus foible est souvent opprimē par le plus fort. Wie ſeicht! wie falſch! Weñ ſie weiter nichts als dieſes lehren ſollte, ſo hätte wahrlich der Dichter die fictae causae des Wolfes ſehr vergebens, ſehr für die lange Weile erfunden; ſeine Fabel ſagte mehr, als er damit hätte ſagen wollen, und wäre, mit einem Worte, ſchlecht.

Ich will mich nicht in mehrere Exempel zerſtreuen. Man unterſuche es nur ſelbſt, und man wird durchgängig finden, daß es blos von der Beſchaffenheit des Lehrſazes abhängt, ob die Fabel eine ſolche Handlung, wie ſie Batteux ohne Ausnahme fordert, haben muß oder entbehren kañ. Der Lehrſaz der jezt erwähnten Fabel des Phädrus machte ſie, wie wir geſehen, nothwendig; aber thun es deßwegen alle Lehrſäze? Sind alle Lehrſäze von dieſer Art? Oder haben allein die, welche es ſind, das Recht, in eine Fabel eingekleidet zu werden? Iſt z. E. der Erfahrungsſaz:

> Laudatis utiliora quae contemseris
> Saepe inveniri,

nicht werth, in einem einzeln Falle, welcher die Stelle einer Demonſtration vertreten kañ, erkañt

zu werden? Und weñ er es iſt, was für ein Unternehmen, was für eine Abſicht, was für eine Wahl liegt darin, welche der Dichter auch in der Fabel auszudrüken gehalten wäre?

So viel iſt wahr: weñ aus einem Erfahrungsſaze unmittelbar eine Pflicht, etwas zu thun oder zu laſſen, folget; ſo thut der Dichter beſſer, weñ er die Pflicht, als weñ er den bloßen Erfahrungsſaz in ſeiner Fabel ausdrükt. — „Groß ſein, iſt nicht immer ein Glük!“ — Dieſen Erfahrungsſaz in eine ſchöne Fabel zu bringen, möchte kaum möglich ſein. Die obige Fabel von dem Fiſcher, welcher nur der größten Fiſche habhaft bleibt, indem die kleinern glüklich durch das Nez durchſchlüpfen, iſt, in mehr als einer Betrachtung, ein ſehr mißlungener Verſuch. Aber wer heißt auch den Dichter, die Wahrheit von dieſer ſchielenden und unfruchtbaren Seite nehmen? Weñ groß ſein, nicht immer ein Glük iſt, ſo iſt es oft ein Unglük; und wehe dem, der wider ſeinen Willen groß ward, den das Glük ohne ſein Zuthun erhob, um ihn ohne ſein Verſchulden deſto elender zu machen! Die großen Fiſche mußten groß werden; es ſtand nicht bei ihnen, klein zu bleiben. Ich danke dem Dichter für kein Bild, in welchem eben ſo viele ihr Unglük, als ihr Glük, erkennen. Er ſoll niemanden mit ſeinen Umſtänden unzufrieden machen; und hier macht er doch, daß es die Großen mit den ihrigen ſein müßen. Nicht das Großſein, ſondern die eitle Begierde, groß zu werden (κενοδοξιαν), ſollte er uns als eine Quelle des Unglüks zeigen. Und das that jener Alte, [1]) der die Fabel von den Mäuſen und Wieſeln erzählte. „Die Mäuſe glaubten, daß ſie „nur deßwegen in ihrem Kriege mit den Wieſeln

1) Fab. Aesop. 143. Phaedrus lib. IV. Fab. 5.

„ ſo unglüklich wären, weil ſie keine Heerführer
„ hätten, und beſchloßen, dergleichen zu wählen.
„ Wie rang nicht dieſe und jene ehrgeizige Maus,
„ es zu werden! Und wie theuer kam ihr am
„ Ende dieſer Vorzug zu ſtehen! Die Eiteln ban-
„ den ſich Hörner auf,

— — — ut conſpicuum in proelio
Haberent ſignum, quod ſequerentur milites;

„ und dieſe Hörner, als ihr Heer dennoch wieder
„ geſchlagen ward, hinderten ſie, ſich in ihre engen
„ Löcher zu retten:

Haeſere in portis, ſuntque capti ab hoſtibus
Quos immolatos victor avidis dentibus
Capacis alvi merſit tartareo ſpecu.

Dieſe Fabel iſt ungleich ſchöner. Wodurch iſt ſie es aber anders geworden, als dadurch, daß der Dichter die Moral beſtimter und fruchtbarer angenommen hat? Er hat das Beſtreben nach einer eiteln Größe, und nicht die Größe überhaupt, zu ſeinem Gegenſtande gewählt; und nur durch dieſes Beſtreben, durch dieſe eitle Größe, iſt natürlicher Weiſe auch in ſeine Fabel das Leben gekommen, das uns ſo ſehr in ihr gefällt.

Überhaupt hat Batteux die Handlung der äſopiſchen Fabel mit der Handlung der Epopee und des Drama viel zu ſehr verwirrt. Die Handlung der beiden leztern muß, auſſer der Abſicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr ſelbſt zukommende Abſicht haben. Die Handlung der erſtern braucht dieſe innere Abſicht nicht, und ſie iſt vollkommen genug, weñ nur der Dichter ſeine Abſicht damit erreicht. Der heroiſche und dramatiſche Dichter machen die Erregung der Leidenſchaften zu ihrem vornehmſten Endzweke. Er

kañ ſie aber nicht anders erregen, als durch nachgeahmte Leidenſchaften: und nachahmen kañ er die Leidenſchaften nicht anders, als weñ er ihnen gewiſſe Ziele ſezet, welchen ſie ſich zu nähern, oder von welchen ſie ſich zu entfernen ſtreben. Er muß alſo in die Handlung ſelbſt Abſichten legen, und dieſe Abſichten unter eine Hauptabſicht ſo zu bringen wiſſen, daß verſchiedene Leidenſchaften neben einander beſtehen können. Der Fabuliſt hingegen hat mit unſern Leidenſchaften nichts zu thun, ſondern allein mit unſerer Erkeñtniß. Er will uns von irgend einer einzeln moraliſchen Wahrheit lebendig überzeugen. Das iſt ſeine Abſicht, und dieſe ſucht er, nach Maßgebuug der Wahrheit, durch die ſiñliche Vorſtellung einer Handlung bald mit, bald ohne Abſichten, zu erhalten. Sobald er ſie erhalten hat, iſt es ihm gleich viel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endſchaft erreicht hat, oder nicht. Er läßt ſeine Perſonen oft mitten auf dem Wege ſtehen, und denket im geringſten nicht daran, unſerer Neugierde ihrentwegen ein Genüge zu thun. „Der Wolf beſchul„diget den Fuchs eines Diebſtahls. Der Fuchs „läugnet die That. Der Affe ſoll Richter ſein. „Kläger und Beklagter bringen ihre Gründe und „Gegengründe vor. Endlich ſchreitet der Affe zum „Urtheil:“ 1)

Tu non videris perdidisse, quod petis;
Te credo surripuisse, quod pulchre negas.

Die Fabel iſt aus; deñ in dem Urtheile des Affen liegt die Moral, die der Fabuliſt zum Augenmerke gehabt hat. Iſt aber das Unternehmen aus, das uns der Anfang derſelben verſpricht? Man

1) **Phaedrus. lib. I. Fab. 10.**

bringe dieſe Geſchichte in Gedanken auf die komiſche Bühne, und man wird ſogleich ſehen, daß ſie durch einen ſiñreichen Einfall abgeſchnitten, aber nicht geendigt iſt. Der Zuſchauer iſt nicht zufrieden, weñ er voraus ſieht, daß die Streitigkeit hinter der Scene wieder von vorn angehen muß. —
„Ein armer geplagter Greis ward unwillig, warf
„ſeine Laſt von dem Rüken, und rief den Tod.
„Der Tod erſcheinet. Der Greis erſchrikt und
„fühlt betroffen, daß elend leben doch beſſer als
„gar nicht leben iſt. Nun, was ſoll ich? fragt der
„Tod. Ach, lieber Tod, mir meine Laſt wider aufhel-
„fen.“ 1) — Der Fabuliſt iſt glüklich, und zu unſerm Vergnügen, an ſeinem Ziele. Aber auch die Geſchichte? Wie ging es dem Greiſe? Ließ ihn der Tod leben, oder nahm er ihn mit? Um alle ſolche Fragen bekümmert ſich der Fabuliſt nicht; der dramatiſche Dichter aber muß ihnen vorbauen.

Und ſo wird man hundert Beiſpiele finden, daß wir uns zu einer Handlung für die Fabel mit weit wenigerm begnügen, als zu einer Handlung für das Heldengedicht oder das Drama. Will man daher eine allgemeine Erklärung von der Handlung geben, ſo kañ man unmöglich die Erklärung des Batteux dafür brauchen, ſondern muß ſie nothwendig ſo weitläuftig machen, als ich es oben gethan habe. — Aber der Sprachgebrauch? wird man einwerfen. Ich geſtehe es: dem Sprachgebrauche nach, heißt gemeiniglich das eine Handlung, was einem gewiſſen Vorſaze zu Folge unternommen wird; dem Sprachgebrauche nach muß dieſer Vorſaz ganz erreicht ſein, weñ man ſoll ſagen können, daß die Handlung zu Ende ſei. Allein was folgt hieraus? Dieſes: wem der Sprach-

1) Fab. Aesop. 20.

gebrauch ſo gar heilig iſt, daß er ihn auf keine Weiſe zu verlezen wagt, der enthalte ſich des Wortes Handlung, inſofern es eine weſentliche Eigenſchaft der Fabel ausdrüken ſoll, ganz und gar.

Und, alles wohl überlegt, dem Rathe werde ich ſelbſt folgen. Ich will nicht ſagen, die moraliſche Lehre werde in der Fabel durch eine Handlung ausgedrükt; ſondern ich will lieber ein Wort von einem weitern Umfange ſuchen, und ſagen, der allgemeine Saz werde durch die Fabel auf einen einzeln Fall zurükgeführt. Dieſer einzelne Fall wird allezeit das ſein, was ich oben unter dem Worte Handlung verſtanden habe; das aber, was Batteux darunter verſtehet, wird er nur dañ und wañ ſein. Er wird allezeit eine Folge von Veränderungen ſein, die durch die Abſicht, die der Fabuliſt damit verbindet, zu einem Ganzen werden. Sind ſie es auch auſſer dieſer Abſicht; deſto beſſer! Eine Folge von Veränderungen — daß es aber Veränderungen freier, moraliſcher Weſen ſein müßen, verſteht ſich von ſelbſt. Deñ ſie ſollen einen Fall ausmachen, der unter einem Allgemeinen, das ſich nur von moraliſchen Weſen ſagen läßt, mit begriffen iſt. Und darin hat Batteux freilich Recht, daß das, was er die Handlung der Fabel neñt, blos vernünftigen Weſen zukomme. Nur komt es ihnen nicht deßwegen zu, weil es ein Unternehmen mit Abſicht iſt, ſondern weil es Freiheit vorausſezt. Deñ die Freiheit handelt zwar allezeit aus Gründen, aber nicht allezeit aus Abſichten.

Sind es meine Leſer nun bald müde, mich nichts als widerlegen zu hören? Ich wenigſtens bin es. De la Motte, Richer, Breitinger, Batteux, ſind Kunſtrichter von allerlei Art; mittelmäßige,

gute, vortrefliche. Mañ iſt in Gefahr, ſich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, weñ man ſich um gar keine Vorgänger bekümmert; und man verſäumt ſich ohne Noth, weñ man ſich um alle bekümmern will.

Wie weit bin ich? Hui, daß mir meine Leſer alles, was ich mir ſo mühſam erſtritten habe, von ſelbſt geſchenkt hätten! — In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, ſondern ein allgemeiner moraliſcher Saz, nicht unter die Allegorie einer Handlung, ſondern auf einen einzeln Fall, nicht verſtekt oder verkleidet, ſondern ſo zurükgeführt, daß ich nicht blos einige Ähnlichkeiten mit dem moraliſchen Saze in ihm entdeke, ſondern dieſen ganz anſchauend darin erkenne.

Und das iſt das Weſen der Fabel? Das iſt es, ganz erſchöpft? — Ich wollte es gern meine Leſer bereden, weñ ich es nur erſt ſelbſt glaubte. — Ich leſe bei dem Ariſtoteles: 1) „Eine obrigkeit„liche Perſon durch das Loos ernennen, iſt eben, „als weñ ein Schifsherr, der einen Steuermañ „braucht, es auf das Loos ankommen ließe, wel„cher von ſeinen Matroſen es ſein ſollte, anſtatt „daß er den allergeſchikteſten dazu unter ihnen „mit Fleiß ausſuchte.“ — Hier ſind zwei beſondere Fälle, die unter eine allgemeine moraliſche Wahrheit gehören. Der eine iſt der ſich eben jezt äuſſernde; der andere iſt der erdichtete. Iſt dieſer erdichtete eine Fabel? Niemand wird ihn dafür gelten laſſen. — Aber weñ es bei dem Ariſtoteles ſo hieße: „Ihr wollt euren Magiſtrat „durch das Loos ernennen? Ich ſorge, es wird „euch gehen, wie jenem Schifsherrn, der, als es „ihm an einem Steuermanne fehlte ꝛc.“ Das verſpricht doch eine Fabel? Und warum? Welche

1) Aristotelis Rhetor. lib. II. cap. 20.

Veränderung iſt damit vorgegangen? Man betrachte alles genau, und man wird keine finden, als dieſe: Dort ward der Schifsherr durch ein: als weñ eingeführt; er ward blos als möglich betrachtet: und hier hat er die Wirklichkeit erhalten; es iſt hier ein gewiſſer, es iſt jener Schifsherr.

Daß trift den Punkt! Der einzelne Fall, aus welchem die Fabel beſteht, muß als wirklich vorgeſtellt werden. Begnüge ich mich an der Möglichkeit deſſelben, ſo iſt es ein Beiſpiel, eine Parabel. — Es verlohnt ſich der Mühe, dieſen wichtigen Unterſchied, aus welchem man allein ſo vielen zweideutigen Fabeln das Urtheil ſorechen muß, an einigen Exempeln zu zeigen. — Unter den äſopiſchen Fabeln des Planudes lieſet man auch folgendes: „Der Biber iſt ein vierfüßiges „Thier, das meiſtens im Waſſer wohnt, und deſ„ſen Geilen in der Medicin von großem Nuzen „ſind. Weñ nun dieſes Thier von den Menſchen „verfolgt wird, und ihnen nicht mehr entkommen „kañ; was thut es? Es beißt ſich ſelbſt die Gei„len ab, und wirft ſie ſeinen Verfolgern zu; „deñ es weiß gar wohl, daß man ihm nur dieſer„wegen nachſtellt, und es ſein Leben und ſeine „Freiheit wohlfeiler nicht erkaufen kañ.“ 1) — Iſt das eine Fabel? Es liegt wenigſtens eine vortrefliche Moral darin. Und dennoch wird ſich niemand bedenken, ihr den Namen einer Fabel abzuſprechen. Nur über die Urſache, warum er ihr abzuſprechen ſei, werden ſich vielleicht die meiſten bedenken, und uns doch endlich eine falſche angeben. Es iſt nichts als eine Naturgeſchichte, würde man vielleicht mit dem Verfaſſer

1) Fab. Aesop. 33.

der kritiſchen Briefe ſagen. [1] Aber gleichwohl,
würde ich mit eben dieſem Verfaſſer antworten,
handelt hier der Biber nicht aus bloßem Inſtinkt,
er handelt aus freier Wahl und nach reifer Über-
legung: deñ er weiß es, warum er verfolgt wird
(γινωσκων ȣ̔ χαριν διωκεται.) Dieſe Erhebung des
Inſtinkts zur Vernunft, weñ ich ihm glauben ſoll,
macht es ja eben, daß eine Befugniß aus dem
Reiche der Thiere zu einer Fabel wird. Warum
wird ſie es deñ hier nicht? Ich ſage: ſie wird es
deßwegen nicht, weil ihr die Wirklichkeit fehlt.
Die Wirklichkeit kom̃t nur dem Einzeln, dem In-
dividuo zu; und es läßt ſich keine Wirklichkeit
ohne die Individualität gedenken. Was alſo hier
von dem ganzen Geſchlechte der Biber geſagt wird,
hätte müßen nur von einem einzigen Biber geſagt
werden; und alsdañ wäre es eine Fabel gewor-
den. — Ein anderes Exempel: „Die Affen, ſagt
„man, bringen zwei Junge zur Welt, wovon ſie
„das eine ſehr heftig lieben und mit aller mögli-
„chen Sorgfalt pflegen, das andere hingegen haſ-
„ſen und verſäumen. Durch ein ſonderbares Ge-
„ſchik aber geſchieht es, daß die Mutter das ge-
„liebte unter häufigen Liebkoſungen erdrükt, in-
„dem das verachtete glüklich aufwächſt.“ [2] Auch
dieſes iſt aus eben der Urſache, weil das, was
nur von einem Individuo geſagt werden ſollte,
von einer ganzen Art geſagt wird, keine Fabel.
Als daher Leſtrange eine Fabel daraus machen
wollte, mußte er ihm dieſe Allgemeinheit nehmen,
und die Individualität dafür ertheilen. [3] „Eine
„Äffin, erzählt er, hatte zwei Junge; in das eine
„war ſie närriſch verliebt, an dem andern aber

1) Kritiſche Briefe. Zürich 1746. S. 168. 2) Fab. Aesop. 268. 3) In ſeinen Fabeln, ſo wie ſie Richardſon adoptirt hat, die 187ſte.

„war ihr ſehr wenig gelegen. Einsmals über„fiel ſie ein plözlicher Schreken. Geſchwind raft „ſie ihren Liebling auf, nimt ihn in die Arme, „eilt davon, ſtürzt aber, und ſchlägt mit ihm „gegen einen Stein, daß ihm das Gehirn aus dem „zerſchmetterten Schädel ſpringt. Das andere „Junge, um das ſie ſich im geringſten nicht be„kümmert hatte, war ihr von ſelbſt auf den Rü„ken geſprungen, hatte ſich an ihre Schultern „angeklammert, und kam glüklich davon.“ — Hier iſt alles beſtimt; und was dort nur eine Parabel war, iſt hier zur Fabel geworden. — Das ſchon mehr als einmal angeführte Beiſpiel von dem Fiſcher, hat den nämlichen Fehler; deñ ſelten hat eine ſchlechte Fabel einen Fehler allein. Der Fall ereignet ſich allezeit, ſo oft das Nez gezogen wird, daß die Fiſche, welche kleiner ſind, als die Gitter des Nezes, durchſchlüpfen, und die größern hangen bleiben. Für ſich ſelbſt iſt dieſer Fall alſo kein individueller Fall, ſondern hätte es durch andere mit ihm verbundene Nebenumſtände erſt werden müßen.

Die Sache hat alſo ihre Richtigkeit: der beſondere Fall, aus welchem die Fabel beſteht, muß als wirklich vorgeſtellt werden; er muß das ſein, was wir in dem ſtrengſten Verſtande einen einzeln Fall nennen. Aber warum? Wie ſteht es um die philoſophiſche Urſache? Warum begnügt ſich das Exempel der practiſchen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kañ, nicht mit der bloßen Möglichkeit, mit der ſich die Exempel anderer Wiſſenſchaften begnügen? — Wie viel ließe ſich hiervon plaudern, weñ ich bei meinen Leſern gar keine richtige pſychologiſche Begriffe vorausſezen wollte. Ich habe mich oben ſchon geweigert, die Lehre von der anſchauenden Erkeñtniß aus unſerm

Weltweiſen abzuſchreiben. Und ich will auch hier nicht mehr davon beibringen, als unumgänglich nöthig iſt, die Folge meiner Gedanken zu zeigen.

Die anſchauende Erkeñtniß iſt für ſich ſelbſt klar. Die ſymboliſche entlehnt ihre Klarheit von der anſchauenden.

Das Allgemeine exiſtirt nur in dem Beſondern, und kañ nur in dem Beſondern anſchauend erkañt werden.

Einem allgemeinen ſymboliſchen Schluße folglich alle die Klarheit zu geben, deren er fähig iſt, das iſt, ihn ſo viel als möglich zu erläutern; müßen wir ihn auf das Beſondere reduciren, um ihn in dieſem anſchauend zu erkennen.

Ein Beſonderes, in ſo fern wir das Allgemeine in ihm anſchauend erkennen, heißt ein Exempel.

Die allgemeinen ſymboliſchen Schlüſſe werden alſo durch Exempel erläutert. Alle Wiſſenſchaften beſtehen aus dergleichen ſymboliſchen Schlüſſen; alle Wiſſenſchaften bedürfen daher der Exempel.

Doch die Sittenlehre muß mehr thun, als ihre allgemeinen Schlüſſe blos erläutern; und die Klarheit iſt nicht der einzige Vorzug der anſchauenden Erkeñtniß.

Weil wir durch dieſe einen Saz geſchwinder überſehen, und ſo in einer kürzern Zeit mehr Bewegungsgründe in ihm entdeken können, als weñ er ſymboliſch ausgedrükt iſt: ſo hat die anſchauende Erkeñtniß auch einen weit größern Einfluß in den Willen, als die ſymboliſche.

Die Grade dieſes Einfluſſes richten ſich nach den Graden ihrer Lebhaftigkeit; und die Grade ihrer Lebhaftigkeit nach den Graden der nähern und mehrern Beſtimmungen, in die das Beſon=

dere geſezt wird. Je näher das Beſondere beſtim̃t wird, je mehr ſich darin unterſcheiden läßt, deſto größer iſt die Lebhaftigkeit der anſchauenden Erkeñtniß.

Die Möglichkeit iſt eine Art des Allgemeinen; deñ alles, was möglich iſt, iſt auf verſchiedene Art möglich.

Ein Beſonderes alſo, blos als möglich betrachtet, iſt gewiſſermaßen noch etwas allgemeines, und hindert, als dieſes, die Lebhaftigkeit der anſchauenden Erkeñtniß.

Folglich muß es als wirklich betrachtet werden, und die Individualität erhalten, unter der es allein wirklich ſein kañ, weñ die anſchauende Erkeñtniß den höchſten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreichen, und ſo mächtig als möglich auf den Willen wirken ſoll.

Das Mehrere aber, das die Sittenlehre, auſſer der Erläuterung, ihren allgemeinen Schlüſſen ſchuldig iſt, beſteht eben in dieſer ihnen zu ertheilenden Fähigkeit, auf den Willen zu wirken, die ſie durch die anſchauende Erkeñtniß in dem Wirklichen erhalten, da andere Wiſſenſchaften, denen es um die bloße Erläuterung zu thun iſt, ſich mit einer geringern Lebhaftigkeit der anſchauenden Erkeñtniß, deren das Beſondere, als blos möglich betrachtet, fähig iſt, begnügen.

Hier bin ich alſo! Die Fabel erfordert deßwegen einen wirklichen Fall, weil man in einem wirklichen Falle mehr Bewegungsgründe und deutlicher unterſcheiden kañ, als in einem möglichen; weil das Wirkliche eine lebhaftere Überzeugung mit ſich führt, als das blos Mögliche.

Ariſtoteles ſcheint dieſe Kraft des Wirklichen zwar gekañt zu haben; weil er ſie aber aus einer unrechten Quelle herleitet, ſo koñte es nicht feh-

len, er mußte eine falſche Anwendung davon machen. Es wird nicht undienlich ſein, ſeine ganze Lehre von dem Exempel (περι παραδειγματος) hier zu überſehen. 1) Erſt von ſeiner Eintheilung des Exempels: Παραδειγματων δ' ειδη δυο εστιν, ſagt er; ἑν μεν γαρ εστι παραδειγματος ειδος, το λεγειν πραγματα προγεγενημενα, ἑν δε, το αυτα ποιειν. Τουτου δ' ἑν μεν παραβολη, ἑν δε λογοι· ὁιον ὁι αισωπειοι και λιβυκοι. Die Eintheilung überhaupt iſt richtig; von einem Commentator aber würde ich verlangen, daß er uns den Grund von der Unterabtheilung der erdichteten Exempel beibrächte, und uns lehrte, warum es deren nur zweierlei Arten gebe, und mehrere nicht geben könne. Er würde dieſen Grund, wie ich es oben gethan habe, leicht aus den Beiſpielen ſelbſt abſtrahiren können, die Ariſtoteles davon gibt. Die Parabel nämlich führt er durch ein ὥσπερ ει τις ein; und die Fabeln erzählt er als etwas wirklich geſchehenes. Der Commentator müßte alſo dieſe Stelle ſo umſchreiben: Die Exempel werden entweder aus der Geſchichte genommen, oder in Ermangelung derſelben erdichtet. Bei jedem geſchehenen Dinge läßt ſich die innere Möglichkeit von ſeiner Wirklichkeit unterſcheiden, obgleich nicht trennen, wenn es ein geſchehenes Ding bleiben ſoll. Die Kraft, die es als ein Exempel haben ſoll, liegt alſo entweder in ſeiner bloßen Möglichkeit, oder zugleich in ſeiner Wirklichkeit. Soll ſie blos in jener liegen, ſo brauchen wir in ſeiner Ermangelung auch nur ein blos mögliches Ding zu erdichten; ſoll ſie aber in dieſer liegen, ſo müßen wir unſere Erdichtung auch von der Möglichkeit zur Wirklichkeit erheben. In dem erſten Falle erdichten wir eine Parabel, und in dem andern eine

1) Aristotelis Rhetor. lib. II. cap. 20.

Fabel. — (Was für eine weitere Eintheilung der Fabel hieraus folge, wird ſich in der dritten Abhandlung zeigen.)

Und ſo weit iſt wider die Lehre des Griechen eigentlich nichts zu erinnern. Aber nunmehr komt er auf den Werth dieſer verſchiedenen Arten von Exempeln, und ſagt: Εισι δ᾽ οἱ λογοι δημηγορικοι· και εχȣσιν αγαθον τȣτο, ὁτι πραγματα μεν εὑρειν ὁμοια γεγενημενα, χαλεπον, λογȣς δε ῥᾳον. Ποιησαι γαρ δει ὡσπερ και παραβολας, αν τις δυνηται το ὁμοιον ὁρᾳν, ὁπερ ῥᾳον εϛιν εκ φιλοσοφιας. Ρᾳω μεν ȣν πορισασθαι τα δια των λογων· χρησιμοτερα δε προς το βȣλευσασθαι, τα δια των πραγματων· ὁμοια γαρ, ὡς επι το πολυ, τα μελλοντα τοις γεγονοσι. Ich will mich jezt nur an den lezten Ausſpruch dieſer Stelle halten. Ariſtoteles ſagt, die hiſtoriſchen Exempel hätten deßwegen eine größere Kraft zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich ſei. Und hierin, glaube ich, hat ſich Ariſtoteles geirrt. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht ſelbſt erfahren habe, kan̄ ich nicht anders als aus Gründen der Wahrſcheinlichkeit überzeugt werden. Ich glaube blos deßwegen, daß ein Ding geſchehen, und daß es ſo und ſo geſchehen iſt, weil es höchſt wahrſcheinlich iſt, und höchſt unwahrſcheinlich ſein würde, wen̄ es nicht, oder wen̄ es anders geſchehen wäre. Da alſo einzig und allein die innere Wahrſcheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und dieſe innere Wahrſcheinlichkeit ſich eben ſowohl in einem erdichteten Falle finden kan̄; was kan̄ die Wirklichkeit des erſtern für eine größere Kraft auf meine Überzeugung haben, als die Wirklichkeit des andern? Ja noch mehr. Da das hiſtoriſche Wahre nicht immer auch

4 *

wahrſcheinlich iſt; da Ariſtoteles ſelbſt die Sentenz des Agatho billigt;

Ταχ' αν τις εικος αυτο τȣτ' ειναι λεγοι·
Βροτοισι πολλα τυγχανειν ουκ εικοτα·

da er hier ſelbſt ſagt, daß das Vergangene nur gemeiniglich (επι το πολυ) dem Zukünftigen ähnlich ſei; der Dichter aber die freie Gewalt hat, hierin von der Natur abzugehen, und alles, was er für wahr ausgibt, auch wahrſcheinlich zu machen: ſo ſollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln, überhaupt zu reden, in Anſehung der Überzeugungskraft, der Vorzug vor den hiſtoriſchen Exempeln gebühre ꝛc.

Und nunmehr glaube ich, meine Meinung von dem Weſen der Fabel genugſam vorbereitet zu haben. Ich faſſe daher alles zuſammen und ſage: Weñ wir einen allgemeinen moraliſchen Saz auf einen beſondern Fall zurükführen, dieſem beſondern Fall die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geſchichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Saz anſchauend erkeñt: ſo heißt dieſe Erdichtung eine Fabel.

Das iſt meine Erklärung, und ich hoffe, daß man ſie bei der Anwendung eben ſo richtig als fruchtbar finden wird.

II.

Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel.

Der gröſste Theil der Fabeln hat Thiere, und wohl noch geringere Geſchöpfe zu handelnden Perſonen. — Was iſt hiervon zu halten? Iſt es eine weſentliche Eigenſchaft der Fabel, daſs die Thiere darin zu moraliſchen Weſen erhoben werden? Iſt es ein Handgrif, der dem Dichter die Erreichung ſeiner Abſicht verkürzt und erleichtert? Iſt es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernſtlichen Nutzen hat, den man aber zu Ehren des erſten Erfinders beibehält, weil er wenigſtens ſchnakiſch iſt — quod risum movet? Oder was iſt es?

Batteux hat dieſe Fragen entweder gar nicht vorausgeſehen, oder er war liſtig genug, daſs er ihnen damit zu entkommen glaubte, weñ er den Gebrauch der Thiere ſeiner Erklärung ſogleich mit anflikte. Die Fabel, ſagt er, iſt die Erzählung einer allegoriſchen Handlung, die gemeiniglich den Thieren beigelegt wird. — Vollkommen à la Françoiſe! Oder, wie der Hahn über die Kohlen! — Warum, möchten wir gerne wiſſen, warum wird ſie gemeiniglich den Thieren beigelegt? O, was ein langſamer Deutſcher nicht alles fragt!

Überhaupt iſt unter allen Kunſtrichtern Breitinger der einzige, der dieſen Punkt berührt hat. Er verdient es alſo um ſo viel mehr, daſs wir ihn hören. „Weil Äſopus, ſagt er, die Fabel zum

„ Unterrichte des gemeinen bürgerlichen Lebens
„ angewendet, ſo waren ſeine Lehren meiſtens ganz
„ bekañte Säze und Lebensregeln, und alſo mußte
„ er auch zu den allegoriſchen Vorſtellungen derſel-
„ ben ganz gewohnte Handlungen und Beiſpiele
„ aus dem gemeinen Leben der Menſchen entleh-
„ nen. Da nun aber die täglichen Geſchäfte und
„ Handlungen der Menſchen nichts ungemeines oder
„ merkwürdig reizendes an ſich haben, ſo mußte
„ man nothwendig auf ein neues Mittel bedacht
„ ſein, auch der allegoriſchen Erzählung eine an-
„ zügliche Kraft und ein reizendes Anſehen mitzu-
„ theilen, um ihr alſo dadurch einen ſichern Ein-
„ gang in das menſchliche Herz aufzuſchließen.
„ Nachdem man nun wahrgenommen, daß allein
„ das Seltene, Neue und Wunderbare eine ſolche
„ erwekende und angenehm entzükende Kraft auf
„ das menſchliche Gemüth mit ſich führt, ſo war man
„ bedacht, die Erzählung durch die Neuheit und
„ Seltſamkeit der Vorſtellungen wunderbar zu ma-
„ chen, und alſo dem Körper der Fabel eine un-
„ gemeine und reizende Schönheit beizulegen.
„ Die Erzählung beſteht aus zwei weſentlichen
„ Hauptumſtänden, dem Umſtande der Perſon und
„ der Sache oder Handlung; ohne dieſe kañ keine
„ Erzählung Plaz haben. Alſo muß das Wunder-
„ bare, welches in der Erzählung herſchen ſoll,
„ ſich entweder auf die Handlung ſelbſt, oder auf
„ die Perſonen, denen ſelbige zugeſchrieben wird,
„ beziehen. Das Wunderbare, das in den tägli-
„ chen Geſchäften und Handlungen der Menſchen
„ vorkomt, beſteht vornehmlich in dem Unvermu-
„ theten, ſowohl in Abſicht auf die Vermeſſen-
„ heit im Unterfangen, als die Bosheit oder
„ Thorheit im Ausführen, zuweilen auch in einem
„ ganz unerwarteten Ausgange einer Sache. Weil

„aber dergleichen wunderbare Handlungen in dem „gemeinen Leben der Menſchen etwas ungewohn- „tes und ſeltenes ſind; da hingegen die meiſten „gewöhnlichen Handlungen gar nichts ungemeines „oder merkwürdiges an ſich haben: ſo ſah man „ſich gemüßigt, damit die Erzählung als der „Körper der Fabel nicht verächtlich würde, derſel- „ben durch die Veränderung und Verwandlung der „Perſonen einen angenehmen Schein des Wunder- „baren mitzutheilen. Da nun die Menſchen, bei „aller ihrer Verſchiedenheit, dennoch überhaupt „betrachtet in einer weſentlichen Gleichheit und „Verwandſchaft ſtehen, ſo beſañ man ſich, We- „ſen von einer höhern Natur, die man wirklich „zu ſein glaubte, als Götter und Genios, oder „ſolche, die man durch die Freiheit der Dichter „zu Weſen erſchuf, als die Tugenden, die Kräfte „der Seele, das Glük, die Gelegenheit ꝛc. in die „Erzählung einzuführen; vornehmlich aber nahm „man ſich die Freiheit heraus, die Thiere, die „Pflanzen, und noch geringere Weſen, nämlich „die lebloſen Geſchöpfe, zu der höhern Natur „der vernünftigen Weſen zu erheben, indem man „ihnen menſchliche Vernunft und Rede mittheil- „te, damit ſie alſo fähig würden, uns ihren Zu- „ſtand und ihre Begegniſſe in einer uns ver- „nehmlichen Sprache zu erklären, und durch ihre „Exempel von ähnlichen moraliſchen Handlungen „unſre Lehrer abzugeben ꝛc.“

Breitinger alſo behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Urſache ſei, warum man in der Fabel die Thiere und andere niedrigere Geſchöpfe reden und vernunftmäßig handeln laſſe. Und eben weil er dieſes für die Urſache hält, glaubt er, daß die Fabel überhaupt, in ihrem Weſen und Urſprunge betrachtet, nichts anders als

ein lehrreiches Wunderbare ſei. Dieſe ſeine zweite Erklärung iſt es, welche ich hier verſprochenermaßen unterſuchen muß.

Es wird aber bei dieſer Unterſuchung vornehmlich darauf ankommen, ob die Einführung der Thiere in der Fabel wirklich wunderbar iſt. Iſt ſie es, ſo hat Breitinger viel gewonnen; iſt ſie es aber nicht, ſo liegt auch ſein ganzes Fabelſyſtem auf einmal über dem Haufen.

Wunderbar ſoll dieſe Einführung ſein? Das Wunderbare, ſagt eben dieſer Kunſtrichter, legt den Schein der Wahrheit und Möglichkeit ab. Dieſe anſcheinende Unmöglichkeit alſo gehört zu dem Weſen des Wunderbaren; und wie ſoll ich nunmehr jenen Gebrauch der Alten, den ſie ſelbſt ſchon zu einer Regel gemacht hatten, damit vergleichen? Die Alten nämlich fingen ihre Fabeln am liebſten mit dem φασι, und dem darauf folgenden Klagefalle an. Die griechiſchen Rhetores nennen dieſes kurz, die Fabel in dem Klagefalle (ταις αιτιατικαις) vortragen; und Theon, wen̄ er in ſeinen Vorübungen [1]) hierauf kom̄t, führt eine Stelle des Ariſtoteles an, wo der Philoſoph dieſen Gebrauch billigt, und es zwar deßwegen für rathſamer erklärt, ſich bei Einführung einer Fabel lieber auf das Altertum zu berufen, als in der eigenen Perſon zu ſprechen, damit man den Anſchein, als erzähle man etwas unmögliches, vermindere. (ἱνα παραμυθησονται το δοκειν αδυνατα λεγειν.) War alſo das der Alten ihre Denkungsart, wollten ſie den Schein der Unmöglichkeit in der Fabel ſo viel als möglich vermindert wiſſen: ſo mußten ſie nothwendig weit davon entfernt ſein, in der Fabel et-

1) Nach der Ausgabe des Camerarius S. 28.

was wunderbares zu ſuchen, oder zur Abſicht zu haben; deñ das Wunderbare muß ſich auf dieſen Schein der Unmöglichkeit gründen.

Weiter! Das Wunderbare, ſagt Breitinger an mehr als einem Orte, ſei der höchſte Grad des Neuen. Dieſe Neuheit aber muß das Wunderbare, weñ es ſeine gehörige Wirkung auf uns thun ſoll, nicht allein blos in Anſehung ſeiner ſelbſt, ſondern auch in Anſehung unſerer Vorſtellungen haben. Nur das iſt wunderbar, was ſich ſehr ſelten in der Reihe der natürlichen Dinge ereignet. Und nur das Wunderbare behält ſeinen Eindruk auf uns, deſſen Vorſtellung in der Reihe unſerer Vorſtellungen eben ſo ſelten vorkom̃t. Auf einen fleiſſigen Bibelleſer wird das größte Wunder, das in der Schrift aufgezeichnet iſt, den Eindruk bei weitem nicht mehr machen, den es das erſtemal auf ihn gemacht hat. Er lieſet es endlich mit eben ſo wenigem Erſtaunen, das die Sonne einmal ſtille geſtanden, als er ſie täglich auf- und niedergehen ſieht. Das Wunder bleibt immer daſſelbe: aber nicht unſere Gemüthsverfaſſung, weñ wir es zu oft denken. — Folglich würde auch die Einführung der Thiere uns höchſtens nur in den erſten Fabeln wunderbar vorkommen; fänden wir aber, daß die Thiere faſt in allen Fabeln ſprächen und urtheilten, ſo würde dieſe Sonderbarkeit, ſo groß ſie auch an und für ſich ſelbſt wäre, doch gar bald nichts ſonderbares mehr für uns haben.

Aber wozu alle dieſe Umſchweife? Was ſich auf einmal umreiſſen läßt, braucht man das erſt zu erſchüttern? — Darum kurz: daß die Thiere und andere niedrige Geſchöpfe Sprache und Vernunft haben, wird in der Fabel vorausgeſezt; es wird angenommen, und ſoll nichts weniger als wunderbar

Bayerische Staatsbibliothek München

ſein. — Weñ ich in der Schrift leſe: [1]) „Da „that der Herr der Eſelin den Mund auf, und „ſie ſprach zum Bileam ꝛc.;“ ſo leſe ich etwas wunderbares. Aber weñ ich bei dem Äſopus leſe: [2]) φασιν, ὁτε φωνεεντα ην τα ζωα, την οἰν προς τον δεσποτην ειπειν. „Damals, als die Thiere noch „redeten, ſoll das Schaf zu ſeinem Hirten geſagt „haben;“ ſo iſt es ja wohl offenbar, daß mir der Fabuliſt nichts wunderbares erzählen will, ſondern vielmehr etwas, das zu der Zeit, die er mit Erlaubniß ſeines Leſers annim̃t, dem gemeinen Laufe der Natur vollkommen gemäß war.

Und das iſt ſo begreiflich, ſollte ich meinen, daß ich mich ſchämen muß, noch ein Wort hinzuzuthun. Ich komme vielmehr ſogleich auf die wahre Urſache, — die ich wenigſtens für die wahre halte, — warum der Fabuliſt die Thiere oft zu ſeiner Abſicht bequemer findet, als die Menſchen. — Ich ſeze ſie in die allgemein bekañte Beſtandheit der Charaktere. — Geſezt auch, es wäre noch ſo leicht, in der Geſchichte ein Exempel zu finden, in welchem ſich dieſe oder jene moraliſche Wahrheit anſchauend erkennen ließe; wird ſie ſich deßwegen von jedem ohne Ausnahme darin erkennen laſſen? auch von dem, der mit den Charakteren der dabei intereſſirten Perſonen nicht vertraut iſt? Unmöglich! Und wie viel Perſonen ſind wohl in der Geſchichte ſo allgemein bekañt, daß man ſie nur nennen dürfte, um ſogleich bei einem jeden den Begrif von der ihnen zukommenden Denkungsart und andern Eigenſchaften zu erweken? Die umſtändliche Charakteriſirung daher zu vermeiden, bei welcher es doch noch immer zweifelhaft iſt, ob ſie bei allen die nämlichen Ideen hervorbringt, war man gezwungen, ſich lie-

1) Fab. Aesop. 316. 2) 1. B. Moſ. XXII. 28.

der in die kleine Sphäre derjenigen Weſen einzuſchränken, von denen man es zuverläßig weiß, daß auch bei den Unwiſſendſten ihren Benennungen dieſe und keine andere Idee entſpricht. Und weil von dieſen Weſen die wenigſten ihrer Natur nach geſchikt waren, die Rollen freier Weſen über ſich zu nehmen, ſo erweiterte man lieber die Schranken ihrer Natur, und machte ſie unter gewiſſen wahrſcheinlichen Vorausſezungen dazu geſchikt.

Man hört: Britannicus und Nero. Wie viele wiſſen, was ſie hören? Wer war dieſer? wer jener? In welchem Verhältniſſe ſtehen ſie gegen einander? — Aber man hört: der Wolf und das Lam̃; ſogleich weiß jeder, was er hört; und weiß, wie ſich das eine zu dem andern verhält. Dieſe Wörter, welche ſtraks ihre gewiſſen Bilder in uns erweken, befördern die anſchauende Erkeñtniß, die durch jene Namen, bei welchen auch die, denen ſie nicht unbekañt ſind, gewiß nicht alle vollkommen ebendaſſelbe denken, verhindert wird. Weñ daher der Fabuliſt keine vernünftigen Individua auftreiben kañ, die ſich durch ihre bloße Benennungen in unſerer Einbildungskraft ſchildern, ſo iſt es ihm erlaubt, und er hat Fug und Recht, dergleichen unter den Thieren, oder unter noch geringeren Geſchöpfen zu ſuchen. Man ſeze in der Fabel von dem Wolfe und dem Lamme, anſtatt des Wolfes den Nero, anſtatt des Lammes den Britannicus, und die Fabel hat auf einmal alles verloren, was ſie zu einer Fabel für das ganze menſchliche Geſchlecht macht. Aber man ſeze, anſtatt des Lammes und des Wolfes, den Rieſen und den Zwerg, und ſie verliert ſchon weniger; deñ auch der Rieſe und der Zwerg ſind Individua, deren Charakter ohne weitere Hinzuthuung ziemlich aus der Benennung erhellet. Oder man verwandle ſie lieber gar in folgende menſchliche Fa-

Bayerische Staatsbibliothek München

bel: „Ein Prieſter kam zu dem armen Manne des „Propheten, [1]) und ſagte: Bringe dein weiſſes „Lam̃ vor den Altar, den̄ die Götter fodern ein „Opfer. Der Arme erwiderte: mein Nachbar hat „eine zahlreiche Herde, und ich habe nur das einzige „Lam̃. — Du haſt aber den Göttern ein Gelübde „gethan, verſezte dieſer, weil ſie deine Felder ge„ſegnet. — Ich habe kein Feld; war die Ant„wort. — Nun ſo war es damals, als ſie deinen „Sohn von ſeiner Krankheit geneſen ließen. — O, „ſagte der Arme, die Götter haben ihn ſelbſt zum „Opfer hingenommen. — Gottloſer! zürnte der „Prieſter; du läſterſt! und riß das Lam̃ aus ſeinem „Schooße ꝛc.“ — Und wen̄ in dieſer Verwandlung die Fabel noch weniger verloren hat, ſo kom̃t es blos daher, weil man mit dem Worte Prieſter den Chrakter der Habſüchtigkeit leider noch weit geſchwinder verbindet, als den Charakter der Blutdürſtigkeit mit dem Worte Rieſe; und durch den armen Man̄ des Propheten die Idee der unterdrükten Unſchuld noch leichter erregt wird, als durch den Zwerg. — Der beſte Abdruk dieſer Fabel, in welchem ſie ohne Zweifel am allerwenigſten verloren hat, iſt die Fabel von der Naze und dem Hahne. [2]) Doch weil man auch hier ſich das Verhältniß der Naze gegen den Hahn nicht ſo geſchwind denkt, als dort das Verhältniß des Wolfes zum Lamme, ſo ſind dieſe noch immer die allerbequemſten Weſen, die der Fabuliſt zu ſeiner Abſicht hat wählen können.

Der Verfaſſer der oben angeführten kritiſchen Briefe iſt mit Breitingern einerlei Meinung, und ſagt unter andern in der erdichteten Perſon des Herman̄ Axels: [3]) „Die Fabel bekom̃t durch dieſe

1) 2. B. Samuelis 12. K. 2) Fab. Aesop. 6. 3) Seite 166.

Bayerische Staatsbibliothek München

„ ſonderbare Perſonen ein wunderliches Anſehen.
„ Es wäre keine ungeſchikte Fabel, weñ man dichte-
„ te: Ein Menſch ſah auf einem hohen Baume die
„ ſchönſten Birnen hangen, die ſeine Luſt, davon
„ zu eſſen, mächtig reizten. Er bemühte ſich lange,
„ auf denſelben hinaufzuklimmen; aber es war um-
„ ſonſt, er mußte es endlich aufgeben. Indem er
„ wegging ſagte er: Es iſt mir geſunder, daß ich ſie
„ noch länger ſtehen laſſe; ſie ſind doch noch nicht zei-
„ tig genug. — Aber dieſes Geſchichtchen reizet nicht
„ ſtark genug: es iſt zu platt ꝛc.“ — Ich geſtehe es Hermañ Axeln zu; das Geſchichtchen iſt ſehr platt, und verdient nichts weniger, als den Namen einer guten Fabel. Aber iſt es blos deßwegen ſo platt geworden, weil kein Thier darin redet und handelt? Gewiß nicht; ſondern es iſt es dadurch geworden, weil er das Individuum, den Fuchs, mit deſſen bloßen Namen wir einen gewiſſen Charakter verbinden, aus welchem ſich der Grund von der ihm zugeſchriebenen Handlung angeben läßt, in ein anderes Individuum verwandelt hat, deſſen Name keine Idee eines beſtim̃ten Charakters in uns erwekt. „Ein Menſch!“ Das iſt ein viel zu allgemeiner Begrif für die Fabel. An was für eine Art von Menſchen ſoll ich dabei denken? Es gibt deren ſo viele! Aber „ein Fuchs!“ Der Fabuliſt weiß nur von einem Fuchſe, und ſobald er mir das Wort neñt, fallen auch meine Gedanken ſogleich nur auf einen Charakter. Anſtatt des Menſchen überhaupt hätte Hermañ Axel alſo wenigſtens einen Gasconier ſezen müßen. Und alsdañ würde er wohl gefunden haben, daß die Fabel durch die bloße Weglaſſung des Thieres ſo viel eben nicht verlöre, beſonders weñ er in dem nämlichen Verhältniſſe auch die übrigen Umſtände geändert, und den Gasconier nach etwas mehr als nach Birnen lüſtern gemacht hätte.

Da alſo die allgemein bekañten und unveränderlichen Charaktere der Thiere die eigentliche Urſache ſind, warum ſie der Fabuliſt zu moraliſchen Weſen erhebt, ſo komt es mir ſehr ſonderbar vor, weñ man es einem zum beſondern Ruhme machen will, „daß der Schwan in ſeinen Fabeln nicht ſinge, „noch der Pelikan ſein Blut für ſeine Jungen vergieße.“ 1) — Als ob man in den Fabelbüchern die Naturgeſchichte ſtudiren ſollte! Weñ dergleichen Eigenſchaften allgemein bekañt ſind, ſo ſind ſie werth, gebraucht zu werden, der Naturaliſt mag ſie bekräftigen, oder nicht. Und derjenige, der ſie uns, es ſei durch ſeine Exempel, oder durch ſeine Lehre, aus den Händen ſpielen will, der nenne uns erſt andere Individua, von denen es bekañt iſt, daß ihnen die nämlichen Eigenſchaften in der That zukommen.

Je tiefer wir auf der Leiter der Weſen herabſteigen, deſto ſeltener kommen uns dergleichen allgemein bekañte Charaktere vor. Dieſes iſt deñ auch die Urſache, warum ſich der Fabuliſt ſo ſelten in dem Pflanzenreiche, noch ſeltner in dem Steinreiche, und am allerſeltenſten vielleicht unter den Werken der Kunſt finden läßt. Deñ, daß es deßwegen geſchehen ſollte, weil es ſtufenweiſe immer unwahrſcheinlicher werde, daß dieſe geringern Werke der Natur und Kunſt empfinden, denken und ſprechen köñten; will mir nicht ein. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe iſt nicht um ein Haar ſchlechter oder unwahrſcheinlicher, als die beſte Fabel, z. E. von einem Affen, ſo nahe auch dieſer dem Menſchen verwandt iſt, und ſo unendlich weit jene von ihm abſtehen.

1) Man ſehe die kritiſche Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

Indem ich aber die Charaktere der Thiere zur eigentlichen Urſache ihres vorzüglichen Gebrauchs in der Fabel mache, will ich nicht ſagen, daß die Thiere dem Fabuliſten ſonſt zu weiter gar nichts nüzen. Ich weiß es ſehr wohl, daß ſie unter andern in der zuſammengeſezten Fabel das Vergnügen der Vergleichung um ein großes vermehren, welches alsdañ kaum merklich iſt, weñ ſowohl der wahre, als der erdichtete einzelne Fall beide aus handelnden Perſonen von einerlei Art, aus Menſchen, beſtehen. Da aber dieſer Nuzen, wie geſagt, nur in der zuſammengeſezten Fabel ſtatt findet; ſo kañ er die Urſache nicht ſein, warum die Thiere auch in der einfachen Fabel, und alſo in der Fabel überhaupt, dem Dichter ſich gemeiniglich mehr empfehlen, als die Menſchen.

Ja, ich will es wagen, den Thieren und andern geringern Geſchöpfen in der Fabel noch einen Nuzen zuzuſchreiben, auf welchen ich vielleicht durch Schlüſſe nie gekommen wäre, weñ mich nicht mein Gefühl darauf gebracht hätte. Die Fabel hat unſere klare und lebendige Erkeñtniß eines moraliſchen Sazes zur Abſicht. Nichts verdunkelt unſere Erkeñtniß mehr, als die Leidenſchaften. Folglich muß der Fabuliſt die Erregung der Leidenſchaften ſo viel als möglich vermeiden. Wie kañ er aber anders z. E. die Erregung des Mitleids vermeiden, als weñ er die Gegenſtände deſſelben unvollkommener macht, und anſtatt der Menſchen Thiere, oder noch geringere Geſchöpfe anniṁt? Man erinnere ſich noch einmal der Fabel von dem Wolfe und Lamme, wie ſie oben in die Fabel von dem Prieſter und dem armen Manne des Propheten verwandelt worden. Wir haben Mitleiden mit dem Lamme; aber dieſes Mitleiden iſt ſo ſchwach, daß es unſerer anſchauen-

den Erkeñtniß des moraliſchen Sazes keinen merkli-
chen Eintrag thut. Hingegen, wie iſt es mit dem ar-
men Manne? Komt es mir nur ſo vor, oder iſt
es wirklich wahr, daß wir mit dieſem viel zu viel
Mitleiden haben, und gegen den Prieſter viel zu
viel Unwillen empfinden, als daß die anſchauende
Erkeñtniß des moraliſchen Sazes hier eben ſo klar
ſein köñte, als ſie dort iſt?

III.

Von der Eintheilung der Fabeln.

Die Fabeln ſind verſchiedener Eintheilungen fähig. Von einer, die ſich aus der verſchiedenen Anwendung derſelben ergibt, habe ich gleich anfangs geredet. Die Fabeln nämlich werden entweder blos auf einen allgemeinen moraliſchen Saz angewendet, und heiſſen einfache Fabeln; oder ſie werden auf einen wirklichen Fall angewendet, der mit der Fabel unter einem und ebendemſelben moraliſchen Saze enthalten iſt, und heiſſen zuſammengeſezte Fabeln. Der Nuzen dieſer Eintheilung hat ſich bereits an mehr als einer Stelle gezeigt.

Eine andere Eintheilung würde ſich aus der verſchiedenen Beſchaffenheit des moraliſchen Sazes herholen laſſen. Es gibt nämlich moraliſche Säze, die ſich beſſer in einem einzeln Falle ihres Gegentheils, als in einem einzeln Falle, der unmittelbar unter ihnen begriffen iſt, anſchauend erkennen laſſen. Fabeln alſo, welche den moraliſchen Saz in einem einzeln Falle des Gegentheils zur Intuition bringen, würde man vielleicht indirecte Fabeln, ſo wie die andern directe Fabeln nennen können.

Doch von dieſen Eintheilungen iſt hier nicht die Fraze; noch viel weniger von jener unphiloſophiſchen Eintheilung nach den verſchiedenen Erfindern oder Dichtern, die ſich einen vorzüglichen Namen damit gemacht haben. Es hat den Kunſtrichtern gefallen, ihre gewöhnliche Eintheilung der Fabel von einer Verſchiedenheit herzunehmen, die mehr in die Augen fällt: von der Verſchiedenheit nämlich

der darin handelnden Perſonen. Und dieſe Eintheilung iſt es, die ich hier näher betrachten will.

Aphthonius iſt ohne Zweifel der älteſte Scribent, der ihrer erwähnt. Του δε μυθου, ſagt er in ſeinen Vorübungen, το μεν εςι λογικον, το δε ηθικον, το δε μικτον. Και λογικον μεν εν ῷτι ποιων ανθρωπος πεπλαςαι· ηθικον δε το των αλογων ηθος απομιμουμενον· μικτον δε το εξ αμφοτερων αλογου και λογικου. Es gibt drei Gattungen von Fabeln: die vernünftige, in welcher der Menſch die handelnde Perſon iſt; die ſittliche, in welcher unvernünftige Weſen aufgeführt werden; die vermiſchte, in welcher ſowohl unvernünftige als vernünftige Weſen vorkommen. — Der Hauptfehler dieſer Eintheilung, welcher ſogleich einem jeden in die Augen leuchtet, iſt der, daß ſie das nicht erſchöpft, was ſie erſchöpfen ſollte. Deñ wo bleiben diejenigen Fabeln, die aus Gottheiten und allegoriſchen Perſonen beſtehen? Aphthonius hat die vernünftige Gattung ausdrüklich auf den einzigen Menſchen eingeſchränkt. Doch weñ dieſem Fehler auch abzuhelfen wäre; was kañ demungeachtet roher und mehr von der oberſten Fläche abgeſchöpft ſein, als dieſe Eintheilung? Öfnet ſie uns nur auch die geringſte freiere Einſicht in das Weſen der Fabel?

Batteux würde daher ohne Zweifel eben ſo wohl gethan haben, weñ er von der Eintheilung der Fabel gar geſchwiegen hätte, als daß er uns mit jener kahlen aphthonianiſchen abſpeiſen will. Aber was wird man vollends von ihm ſagen, weñ ich zeige, daß er ſich hier auf einer kleinen Tüke treffen läßt? Kurz zuvor ſagt er unter andern von den Perſonen der Fabel: „Man hat hier nicht allein den Wolf und das Lam̃, die Eiche und das „Schilf, ſondern auch den eiſernen und den irde„nen Topf ihre Rollen ſpielen ſehen. Nur der

„Herr Verſtand und das Fräulein Einbildungs„kraft, und alles, was ihnen ähnlich ſiehet, ſind „von dieſem Theater ausgeſchloſſen worden; weil „es ohne Zweifel ſchwerer iſt, dieſen blos geiſtigen „Weſen einen charaktermäßigen Körper zu geben, „als Körpern, die einige Analogie mit unſern Or„ganen haben, Geiſt und Seele zu geben.“ 1) — Merkt man, wider wen dieſes geht? Wider den de la Motte, der ſich in ſeinen Fabeln der allegoriſchen Weſen ſehr häufig bedient. Da dieſes nun nicht nach dem Geſchmake unſers oft mehr ekeln als feinen Kunſtrichters war, ſo koñte ihm die aphthonianiſche mangelhafte Eintheilung der Fabel nicht anders als willkommen ſein, indem es durch ſie ſtillſchweigend gleichſam zur Regel gemacht wird, daß die Gottheiten und allegoriſchen Weſen gar nicht in die äſopiſche Fabel gehören. Und dieſe Regel eben möchte Batteux gar zu gern feſtſezen, ob er ſich gleich nicht getrauet, mit ausdrüklichen Worten darauf zu dringen. Sein Syſtem von der Fabel kañ auch nicht wohl ohne ſie beſtehen. „Die „äſopiſche Fabel, ſagt er, iſt, eigentlich zu re„den, das Schauſpiel der Kinder; ſie unterſcheidet „ſich von den übrigen nur durch die Geringfü„gigkeit und Naivität ihrer ſpielenden Perſonen. „Man ſieht auf dieſem Theater keinen Cäſar, „keinen Alexander: aber wohl die Fliege und die „Ameiſe ꝛc.“ — Freilich: dieſe Geringfügigkeit der ſpielenden Perſonen vorausgeſezt, koñte Batteux mit den höhern poetiſchen Weſen des de la Motte unmöglich zufrieden ſein. Er verwarf ſie alſo, ob er ſchon einen guten Theil der beſten Fabeln des Altertums zugleich mit verwerfen mußte; und zog ſich, um den kritiſchen Anfällen deßwegen weniger

1) Nach der ramleriſchen überſezung, S. 244.

ausgeſezt zu ſein, unter den Schuz der mangelhaften Eintheilung des Aphthonius. Gleich als ob Aphthonius der Mañ wäre, der alle Gattungen von Fabeln, die in ſeiner Eintheilung nicht Plaz haben, eben dadurch verdammen kōñte! Und dieſen Mißbrauch einer erſchlichenen Autorität nenne ich eben die kleine Tüke, deren ſich Batteux in Anſehung des de la Motte hier ſchuldig gemacht hat.

Wolf [1]) hat die Eintheilung des Aphthonius gleichfalls beibehalten, aber einen weit edleren Gebrauch davon gemacht. Dieſe Eintheilung in vernünftige und ſittliche Fabeln, meinet er, klinge zwar ein wenig ſonderbar; deñ man kōñte ſagen, daß eine jede Fabel ſowohl eine vernünftige als eine ſittliche Fabel wäre. Sittlich nämlich ſei eine jede Fabel in ſo fern, als ſie einer ſittlichen Wahrheit zum Beſten erfunden worden; und vernünftig in ſo fern, als dieſe ſittliche Wahrheit der Vernunft gemäß iſt. Doch da es einmal gewöhnlich ſei, dieſen Worten hier eine andere Bedeutung zu geben, ſo wolle er keine Neuerung machen. Aphthonius habe übrigens bei ſeiner Eintheilung die Abſicht gehabt, die Verſchiedenheit der Fabeln ganz zu erſchöpfen, und mehr nach dieſer Abſicht, als nach den Worten, deren er ſich dabei bedient habe, müße ſie beurtheilt werden. Absit enim, ſagt er — und o, weñ alle Liebhaber der Wahrheit ſo billig dächten! — absit, ut negemus accurate cogitasse, qui non satis accurate loquuntur. Puerile est, erroris redarguere eum, qui ab errore immunem possedit animum, propterea quod parum apta succurrerint verba, quibus mentem suam exprimere poterat. Er behält daher die Benennungen der aphthonianiſchen Eintheilung bei, und weiß die Wahrheit, die er nicht darin gefun-

1) Philosoph. practicae universalis Pars post. §. 303.

den, ſo ſcharfſinnig hinein zu legen, daß ſie das vollkommene Anſehen einer richtigen philoſophiſchen Eintheilung bekomt. „Weñ wir Begebenheiten „erdichten, ſagt er, ſo legen wir entweder den „Subiecten ſolche Handlungen und Leidenſchaften, „überhaupt ſolche Prädicate bei, als ihnen zukom„men; oder wir legen ihnen ſolche bei, die ihnen „nicht zukommen. In dem erſten Falle heiſſen es „vernünftige Fabeln, in dem andern ſittliche Fa„beln; und vermiſchte Fabeln heiſſen es, weñ ſie „etwas ſowohl von der Eigenſchaft der ſittlichen „als vernünftigen Fabel haben.“

Nach dieſer wolfiſchen Verbeſſerung alſo beruht die Verſchiedenheit der Fabel nicht mehr auf der bloßen Verſchiedenheit der Subiecte, ſondern auf der Verſchiedenheit der Prädicate, die von dieſen Subiecten geſagt werden. Ihr zufolge kañ eine Fabel Menſchen zu handelnden Perſonen haben, und dennoch keine vernünftige Fabel ſein; ſo wie ſie *eben* nicht nothwendig eine ſittliche Fabel ſein muß, weil Thiere in ihr aufgeführt werden. Die oben angeführte Fabel von den zwei kämpfenden Hähnen würde nach den Worten des Aphthonius ein ſittliche Fabel ſein, weil ſie die Eigenſchaften und das Betragen gewiſſer Thiere nachahmt; wie hingegen Wolf den Siñ des Aphthonius genauer beſtim̃t hat, iſt ſie eine vernünftige Fabel, weil nicht das Geringſte von den Hähnen darin geſagt wird, was ihnen nicht eigentlich zukäme. So iſt es mit mehrern; z. E. der Vogelſteller und die Schlange; [1]) der Hund und der Koch; [2]) der Hund und der Gärtner; [3]) der Schäfer und der Wolf; [4]) lauter Fabeln, die nach der gemeinen Eintheilung

1) Fab. Aesop. 32. 2) Fab. Aesop. 34. 3) Fab. Aesop. 67. 4) Fab. Aesop. 71.

unter die ſittlichen und vermiſchten, nach der verbeſſerten aber unter die vernünftigen gehören.

Und nun? Werde ich es bei dieſer Eintheilung unſeres Weltweiſen können bewenden laſſen? Ich weiß nicht. Wider ihre logicaliſche Richtigkeit habe ich nichts zu erinnern; ſie erſchöpft alles, was ſie erſchöpfen ſoll. Aber man kañ ein guter Dialektiker ſein, ohne ein Mañ von Geſchmak zu ſein; und das lezte war Wolf leider wohl nicht. Wie, weñ es auch ihm hier ſo gegangen wäre, als er es von dem Aphthonius vermuthet, daß er zwar richtig gedacht, aber ſich nicht ſo vollkommen gut ausgedrükt hätte, als es beſonders die Kunſtrichter wohl verlangen dürften? Er redet von Fabeln, in welchen den Subjecten Leidenſchaften und Handlungen, überhaupt Prädicate, beigelegt werden, deren ſie nicht fähig ſind, die ihnen nicht zukommen. Dieſes Nichtzukommen kañ einen übeln Verſtand machen. Der Dichter, kañ man daraus ſchließen, iſt alſo nicht gehalten, auf die Naturen der Geſchöpfe zu ſehen, die er in ſeinen Fabeln aufführt? Er kañ das Schaf verwegen, den Wolf ſanftmüthig, den Eſel feurig vorſtellen; er kañ die Tauben als Falken brauchen, und die Hunde von den Haſen jagen laſſen. Alles dieſes komt ihnen nicht zu; aber der Dichter macht eine ſittliche Fabel, und er darf es ihnen beilegen. — Wie nöthig iſt es, dieſer gefährlichen Auslegung, dieſen mit einer Überſchwemmung der abgeſchmakteſten Märchen drohenden Folgerungen vorzubauen!

Man erlaube mir alſo, mich auf meinen eigenen Weg wieder zurükzuwenden. Ich will den Weltweiſen ſo wenig als möglich aus dem Geſichte verlieren; und vielleicht kommen wir am Ende der Bahn zuſammen. — Ich habe geſagt, und glaube es erwieſen zu haben, daß auf der Erhebung des

einzeln Falles zur Wirklichkeit der weſentliche Unterſchied der Parabel oder des Exempels überhaupt und der Fabel beruhet. Dieſe Wirklichkeit iſt der Fabel ſo unentbehrlich, daß ſie ſich eher von ihrer Möglichkeit als von jener etwas abbrechen läßt. Es ſtreitet minder mit ihrem Weſen, daß ihr einzelner Fall nicht ſchlechterdings möglich iſt, daß er nur nach gewiſſen Vorausſezungen unter gewiſſen Bedingungen möglich iſt, als daß er nicht als wirklich vorgeſtellt werde. In Anſehung dieſer Wirklichkeit folglich iſt die Fabel keiner Verſchiedenheit fähig; wohl aber in Anſehung ihrer Möglichkeit, welche ſie veränderlich zu ſein erlaubt. Nun iſt, wie geſagt, dieſe Möglichkeit entweder eine unbedingte oder bedingte Möglichkeit; der einzelne Fall der Fabel iſt entweder ſchlechterdings möglich, oder er iſt es nur nach gewiſſen Vorausſezungen unter gewiſſen Bedingungen. Die Fabeln alſo, deren einzelner Fall ſchlechterdings möglich iſt, will ich, (um gleichfalls bei den alten Benennungen zu bleiben,) vernünftige Fabeln nennen; Fabeln hingegen, wo er es nur nach gewiſſen Vorausſezungen iſt, mögen ſittliche heiſſen. Die vernünftigen Fabeln leiden keine fernere Unterabtheilung; die ſittlichen aber leiden ſie. Deñ die Vorausſezungen betreffen entweder die Subiecte der Fabel, oder die Prädicate dieſer Subiecte: der Fall der Fabel iſt entweder möglich, vorausgeſezt, daß dieſe und jene Weſen exiſtiren; oder er iſt es, vorausgeſezt, daß dieſe und jene wirklich exiſtirende Weſen nicht andere Eigenſchaften, als ihnen zukommen; (deñ ſonſt würden ſie zu andern Weſen werden,) ſondern die ihnen wirklich zukommenden Eigenſchaften in einem höhern Grade, in einem weitern Umfange, beſizen. Jene Fabeln, worin die Subiecte vorausgeſezt werden, wollte ich mythiſche Fabeln nennen; und dieſe,

worin nur erhöhtere Eigenſchaften wirklicher Subjecte angenommen werden, würde ich, weñ ich das Wort anders wagen darf, hyperphyſiſche Fabeln nennen.

Ich will dieſe meine Eintheilung noch durch einige Beiſpiele erläutern. Die Fabeln: der Blinde und der Lahme; die zwei kämpfenden Hähne; der Vogelſteller und die Schlange; der Hund und der Gärtner, ſind lauter vernünftige Fabeln, obſchon bald lauter Thiere, bald Menſchen und Thiere darin vorkommen; deñ der darin enthaltene Fall iſt ſchlechterdings möglich, oder, mit Wolf zu reden, es wird den Subjecten nichts darin beigelegt, was ihnen nicht zukomme. — Die Fabeln: Apollo und Jupiter; [1] Herkules und Plutus; [2] die verſchiedene Bäume in ihren beſondern Schuz nehmenden Götter; [3] kurz alle Fabeln, die aus Gottheiten, aus allegoriſchen Perſonen, aus Geiſtern und Geſpenſtern, aus andern erdichteten Weſen, dem Phönix z. E. beſtehen, ſind ſittliche Fabeln, und zwar mythiſch ſittliche; deñ es wird darin vorausgeſezt, daß alle dieſe Weſen exiſtiren oder exiſtirt haben, und der Fall, den ſie enthalten, iſt nur unter dieſer Vorausſezung möglich. — Der Wolf und das Lam̃; [4] der Fuchs und der Storch; [5] die Natter und die Feile; [6] die Bäume und der Dornſtrauch; [7] der Ölbaum und das Rohr ꝛc. [8] ſind gleichfalls ſittliche, aber hyperphyſiſch ſittliche Fabeln; deñ die Natur dieſer wirklichen Weſen wird erhöhet, die Schranken ihrer Fähigkeiten werden erweitert. — Eins muß ich hierbei erinnern! Man

1) Fab. Aesop. 287. 2) Phaedrus Lib. IV. Fab. 11. 3) Phaedrus Lib. III. Fab. 15. 4) Phaedrus Lib. I. Fab. 1. 5) Phaedrus Lib. I. Fab. 25. 6) Phaedrus Lib. IV. Fab. 7. 7) Fab. Aesop. 313. 8) Fab. Aesop. 143.

bilde ſich nicht ein, daß dieſe Gattung von Fabeln ſich blos auf die Thiere und andere geringere Geſchöpfe einſchränke; der Dichter kañ auch die Natur des Menſchen erhöhen, und die Schranken ſeiner Fähigkeiten erweitern. Eine Fabel z. E. von einem Propheten würde eine hyperphyſiſch ſittliche Fabel ſein; deñ die Gabe zu prophezeihen kañ dem Menſchen blos nach einer erhöhteren Natur zukommen. Oder weñ man die Erzählung von den himmelſtürmenden Rieſen als eine äſopiſche Fabel behandeln und ſie dahin verändern wollte, daß ihr unſinniger Bau von Bergen auf Bergen endlich von ſelbſt zuſammen ſtürzte und ſie unter den Ruinen begrübe: ſo würde keine andere als eine hyperphyſiſch ſittliche Fabel daraus werden können.

Aus den zwei Hauptgattungen der vernünftigen und ſittlichen Fabel entſteht auch bei mir eine vermiſchte Gattung, wo nämlich der Fall zum Theil ſchlechterdings, zum Theil nur unter gewiſſen Vorausſezungen, möglich iſt. Und zwar können dieſer vermiſchten Fabeln dreierlei ſein: die vernünftig mythiſche Fabel, als: Herkules und der Kärner; [1]) der arme Mañ und der Tod; [2]) die vernünftig hyperphyſiſche Fabel, als: der Holzſchläger und der Fuchs; [3]) der Jäger und der Löwe; [4]) und endlich die hyperphyſiſch mythiſche Fabel, als: Jupiter und das Kameel; [5]) Jupiter und die Schlange. [6])

Und dieſe Eintheilung erſchöpft die Mannigfaltigkeit der Fabeln ganz gewiß, ja man wird, hoffe ich, keine anführen können, deren Stelle ihr zufolge zweifelhaft bliebe, welches bei allen andern Eintheilungen geſchehen muß, die ſich blos auf die Verſchiedenheit der handelnden Perſonen beziehen.

1) Fab. Aesop. 336. 2) Fab. Aesop. 20. 3) Fab. Aesop. 127. 4) Fab. Aesop. 280 5) ab. Aesop. 197. 6) Fab. Aesop. 189.

Die breitingeriſche Eintheilung iſt davon nicht ausgeſchloſſen, ob er ſchon dabei die Grade des Wunderbaren zum Grunde gelegt hat. Deñ da bei ihm die Grade des Wunderbaren, wie wir geſehen haben, größtentheils auf die Beſchaffenheit der handelnden Perſonen ankommen, ſo klingen ſeine Worte nur gründlicher, und er iſt in der That in die Sache nichts tiefer eingedrungen. „Das Wunder„bare der Fabel, ſagt er, hat ſeine verſchiedene „Grade. — Der niedrigſte Grad des Wunderba„ren findet ſich in derjenigen Gattung der Fabeln, „in welchen ordentliche Menſchen aufgeführt wer„den. — Weil in denſelben das Wahrſcheinliche „über das Wunderbare weit die Oberhand hat, ſo „können ſie mit Fug wahrſcheinliche, oder, in Ab„ſicht auf die Perſonen, menſchliche Fabeln beneñt „werden. Ein mehrerer Grad des Wunderbaren „äuſſert ſich in derjenigen Claſſe der Fabeln, in „welchen ganz andere als menſchliche Perſonen „aufgeführt werden. — Dieſe ſind entweder von „einer vortreflichern und höhern Natur, als die „menſchliche iſt, z. E. die heidniſchen Gotthei„ten; — oder ſie ſind in Anſehung ihres Urſprun„ges und ihrer natürlichen Geſchiklichkeit von ei„nem geringern Rang als die Menſchen, als z. E. „die Thiere, Pflanzen ꝛc. — Weil in dieſen Fa„beln das Wunderbare über das Wahrſcheinliche „nach verſchiedenen Graden herſchet, werden ſie „deßwegen nicht unfüglich wunderbare, und, in „Abſicht auf die Perſonen, entweder göttliche oder „thieriſche Fabeln geneñt.“ — Und die Fabel von den zwei Töpfen? die Fabel von den Bäumen und dem Dornſtrauche? Sollen die auch thieriſche Fabeln heiſſen? Oder ſollen ſie und ihresgleichen eigene Benennungen erhalten? Wie ſehr wird dieſe Namenrolle anwachſen, beſonders weñ man auch

alle Arten der vermiſchten Gattung benennen ſollte! Aber ein Exempel zu geben, daß man nach dieſer breitingeriſchen Eintheilung oft zweifelhaft ſein kañ, zu welcher Claſſe man dieſe oder jene Fabel rechnen ſoll, ſo betrachte man die ſchon angeführte Fabel von dem Gärtner und ſeinem Hunde, oder die noch bekañtere von dem Akersmanne und der Schlange; aber nicht ſo wie ſie Phädrus erzählt, ſondern wie ſie unter den griechiſchen Fabeln vorkomt. Beide haben einen ſo geringen Grad des Wunderbaren, daß man ſie nothwendig zu den wahrſcheinlichen, das iſt menſchlichen Fabeln, rechnen müßte. In beiden aber kommen auch Thiere vor; und in Betrachtung dieſer würden ſie zu den vermiſchten Fabeln gehören, in welchen das Wunderbare weit mehr über das Wahrſcheinliche herſcht, als in jenen. Folglich würde man erſt ausmachen müßen, ob die Schlange und der Hund hier als handelnde Perſonen der Fabel anzuſehen wären, oder nicht, ehe man der Fabel ſelbſt ihre Claſſe anweiſen köñte.

Ich will mich bei dieſen Kleinigkeiten nicht länger aufhalten, ſondern mit einer Anmerkung ſchließen, die ſich überhaupt auf die hyperphyſiſchen Fabeln bezieht, und die ich zur richtigeren Beurtheilung einiger von meinen eigenen Verſuchen nicht gern anzubringen vergeſſen möchte. — Es iſt bei dieſer Gattung von Fabeln die Frage, wie weit der Fabuliſt die Natur der Thiere und anderer niedrigeren Geſchöpfe erhöhen, und wie nahe er ſie der menſchlichen Natur bringen dürfe? Ich antworte kurz: ſo weit und ſo nahe er immer will. Nur mit der einzigen Bedingung, daß aus allem, was er ſie denken, reden und handeln läßt, der Charakter hervorſcheine, um deſſentwillen er ſie ſeiner Abſicht bequemer fand, als alle andere Individua. Iſt die-

ſes; denken, reden und thun ſie durchaus nichts, was ein anderes Individuum von einem andern, oder gar ohne Charakter eben ſo gut denken, reden und thun köñte: ſo wird uns ihr Betragen im geringſten nicht befremden, weñ es auch noch ſo viel Wiz, Scharfſinnigkeit und Vernunft vorausſezt. Und wie köñte es auch? Haben wir ihnen einmal Freiheit und Sprache zugeſtanden, ſo müßen wir ihnen zugleich alle Modificationen des Willens und alle Erkeñtniſſe zugeſtehen, die aus jenen Eigenſchaften folgen können, auf welchen unſer Vorzug vor ihnen einzig und allein beruhet. Nur ihren Charakter, wie geſagt, müßen wir durch die ganze Fabel finden; und finden wir dieſen, ſo erfolgt die Illuſion, daß es wirkliche Thiere ſind, ob wir ſie gleich reden hören, und ob ſie gleich noch ſo feine Anmerkungen, noch ſo ſcharfſinnige Schlüſſe machen. Es iſt unbeſchreiblich, wie viele sophismata non causae ut causae die Kunſtrichter in dieſer Materie gemacht haben. Unter andern der Verfaſſer der kritiſchen Briefe, weñ er von ſeinem Hermañ Axel ſagt: „Daher ſchreibt „er auch den unvernünftigen Thieren, die er anführt, niemals eine Reihe von Anſchlägen zu, „die in einem Syſtem, in einer Verknüpfung ſtehen, und zu einem Endzweke von weitem her aufgeordnet ſind. Deñ dazu gehört eine Stärke der „Vernunft, welche über den Inſtinct iſt. Ihr Inſtinct gibt nur flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft von ſich, die ſich nicht lange empor halten kañ. Aus dieſer Urſache werden dieſe „Fabeln mit Thierperſonen ganz kurz, und beſtehen „nur aus einem ſehr einfachen Anſchlage oder Anliegen. Sie reichen nicht zu, einen menſchlichen „Charakter in mehr als einem Lichte vorzuſtellen; „ja der Fabuliſt muß zufrieden ſein, weñ er nur „einen Zug eines Charakters vorſtellen kañ. Es iſt

„eine ausſchweifende Idee des Pater Boſſue, daß „die äſopiſche Fabel ſich in dieſelbe Länge wie die „epiſche Fabel ausdehnen laſſe. Deñ das kañ nicht „geſchehen, es ſei deñ, daß man die Thiere nichts „von den Thieren behalten laſſe, ſondern ſie in „Menſchen verwandle, welches nur in poſſierlichen „Gedichten angehet, wo man die Thiere mit gewiſ„ſem Vorſaz in Masken aufführet, und die Verrich„tungen der Menſchen nachäffen läßt ꝛc.“ — Wie ſonderbar iſt hier das aus dem Weſen der Thiere hergeleitet, was der Kunſtrichter aus dem Weſen der anſchauenden Erkeñtniß, und aus der Einheit des moraliſchen Lehrſazes in der Fabel hätte herleiten ſollen! Ich gebe es zu, daß der Einfall des Pater Boſſue nichts taugt. Die äſopiſche Fabel, in die Länge einer epiſchen Fabel ausgedehnt, höret auf eine äſopiſche Fabel zu ſein; aber nicht deßwegen, weil man den Thieren, nachdem man ihnen Freiheit und Sprache ertheilt hat, nicht auch eine Folge von Gedanken, dergleichen die Folge von Handlungen in der Epopee erfodern würde, ertheilen dürfte; nicht deßwegen, weil die Thiere alsdañ zu viel menſchliches haben würden: ſondern deßwegen, weil die Einheit des moraliſchen Lehrſazes verloren gehen würde; weil man dieſen Lehrſaz in der Fabel, deren Theile ſo gewaltſam auseinander gedehnt und mit fremden Theilen vermiſcht worden, nicht länger anſchauend erkennen würde. Deñ die anſchauende Erkeñtniß erfodert unumgänglich, daß wir den einzeln Fall auf einmal überſehen können; können wir es nicht, weil er entweder allzuviel Theile hat, oder ſeine Theile allzuweit auseinander liegen, ſo kañ auch die Intuition des Allgemeinen nicht erfolgen. Und nur dieſes, weñ ich nicht ſehr irre, iſt der wahre Grund, warum man es dem dramatiſchen Dichter, noch williger aber dem Epopeendichter, er-

laſſen hat, in ihre Werke eine einzige Hauptlehre zu legen. Deñ was hilft es, weñ ſie auch eine hineinlegen? Wir können ſie doch nicht darin erkennen, weil ihre Werke viel zu weitläuftig ſind, als daß wir ſie auf einmal zu überſehen vermöchten. In dem Skelette derſelben müßte ſie ſich wohl endlich zeigen; aber das Skelet gehöret für den kalten Kunſtrichter, und weñ dieſer einmal glaubt, daß eine ſolche Hauptlehre darin liegen müße, ſo wird er ſie gewiß herausgrübeln, weñ ſie der Dichter auch gleich nicht hineingelegt hat. Daß übrigens das eingeſchränkte Weſen der Thiere von dieſer nicht zu erlaubenden Ausdehnung der äſopiſchen Fabel die wahre Urſache nicht ſei, hätte der kritiſche Briefſteller gleich daher abnehmen können, weil nicht blos die thieriſche Fabel, ſondern auch jede andere äſopiſche Fabel, weñ ſie ſchon aus vernünftigen Weſen beſteht, derſelben unfähig iſt. Die Fabel von dem Lahmen und Blinden, oder von dem armen Mañ und dem Tode, läßt ſich eben ſo wenig zur Länge des epiſchen Gedichtes erſtreken, als die Fabel von dem Lamme und dem Wolfe, oder von dem Fuchſe und dem Raben. Kañ es alſo an der Natur der Thiere liegen? Und weñ man mit Beiſpielen ſtreiten wollte, wie viele ſehr gute Fabeln ließen ſich ihm nicht entgegenſezen, in welchen den Thieren weit mehr als flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft beigelegt wird, und man ſie ihre Anſchläge ziemlich von weitem her zu einem Endzweke anwenden ſiehet! Z. E. der Adler und der Käfer; [1] der Adler, die Kaze und das Schwein ꝛc. [2]

Unterdeſſen, dachte ich einsmals bei mir ſelbſt, weñ man demungachtet eine äſopiſche Fabel von einer ungewöhnlichen Länge machen wollte, wie müßte man es anfangen, daß die jezt berührten Unbequem-

1) Fab. Aesop. 2. 2) Phaedrus Lib. II. Fab. 4.

lichkeiten dieſer Länge wegfielen? Wie müßte unſer Reinike Fuchs ausſehen, weñ ihm der Name eines äſopiſchen Heldengedichts zukommen ſollte? Mein Einfall war dieſer: Für's erſte müßte nur ein einziger moraliſcher Saz in dem Ganzen zum Grunde liegen; für's zweite müßten die vielen und mannigfaltigen Theile dieſes Ganzen unter gewiſſe Haupttheile gebracht werden, damit man ſie wenigſtens in dieſen Haupttheilen auf einmal überſehen kōnte; für's dritte müßte jeder dieſer Haupttheile ein beſonderes Ganze, eine für ſich beſtehende Fabel ſein können, damit das große Ganze aus gleichartigen Theilen beſtände. Es müßte, um alles zuſammenzunehmen, der allgemeine moraliſche Saz in ſeine einzelne Begriffe aufgelöſet werden; jeder von dieſen einzelnen Begriffen müßte in einer beſondern Fabel zur Intuition gebracht werden, und alle dieſe beſondern Fabeln müßten zuſammen nur eine einzige Fabel ausmachen. Wie wenig hat der Reinike Fuchs von dieſen Requiſitis! Am Beſten alſo, ich mache ſelbſt die Probe, ob ſich mein Einfall auch wirklich ausführen läßt. — Und nun urtheile man, wie dieſe Probe ausgefallen iſt! Es iſt die ſechzehnte Fabel meines dritten Buchs, und heißt: die Geſchichte des alten Wolfs, in ſieben Fabeln. Die Lehre, welche in allen ſieben Fabeln zuſammengenommen liegt, iſt dieſe: „Man muß einen alten „Böſewicht nicht auf das äuſſerſte bringen, und „ihm nicht alle Mittel zur Beſſerung, ſo ſpät und „erzwungen ſie auch ſein mag, benehmen.“ Dieſes Äuſſerſte, dieſe Benehmung aller Mittel zerſtükte ich; machte verſchiedene mißlungene Verſuche des Wolfes daraus, des gefährlichen Raubens künftig müßig gehen zu können; und bearbeitete jeden dieſer Verſuche als eine beſondere Fabel, die ihre eigene, und mit der Hauptmoral in keiner

Verbindung ſtehende Lehre hat. — Was ich hier bis auf ſieben, und mit dem Rangſtreite der Thiere auf vier Fabeln gebracht habe, wird ein anderer mit einer andern noch fruchtbarern Moral leicht auf mehrere bringen können. Ich begnüge mich, die Möglichkeit gezeigt zu haben.

IV.

Von dem Vortrage der Fabeln.

Wie ſoll die Fabel vorgetragen werden? Iſt hierin Äſopus, oder iſt Phädrus, oder iſt la Fontaine das wahre Muſter?

Es iſt nicht ausgemacht, ob Äſopus ſeine Fabeln ſelbſt aufgeſchrieben und in ein Buch zuſammengetragen hat. Aber das iſt ſo gut als ausgemacht, daß, wen̄ er es auch gethan hat, doch keine einzige davon durchaus mit ſeinen eigenen Worten auf uns gekommen iſt. Ich verſtehe alſo hier die allerſchönſten Fabeln in den verſchiedenen griechiſchen Sam̄lungen, welchen man ſeinen Namen vorgeſezt hat. Nach dieſen zu urtheilen, war ſein Vortrag von der äuſſerſten Präciſion; er hielt ſich nirgends bei Beſchreibungen auf; er kam ſogleich zur Sache, und eilte mit jedem Worte näher zum Ende; er kan̄te kein Mittel zwiſchen dem Nothwendigen und Unnüzen. So charakteriſirt ihn de la Motte; und richtig. Dieſe Präciſion und Kürze, worin er ein ſo großes Muſter war, fanden die Alten der Natur der Fabel auch ſo angemeſſen, daß ſie eine allgemeine Regel daraus machten. Theon unter andern dringet mit den ausdrüklichſten Worten darauf.

Auch Phädrus, der ſich vornahm, die Erfindungen des Äſopus in Verſen auszubilden, hat offenbar den feſten Vorſaz gehabt, ſich an dieſe Regel zu halten; und wo er davon abgekommen iſt, ſcheinet ihn das Silbenmaß und der poetiſchere Stil, in welchen uns auch das allerſimpelſte Silbenmaß wie unvermeidlich verſtrikt, gleich-

ſam wider ſeinen Willen davon abgebracht zu haben.

Aber la Fontaine? Dieſes ſonderbare Genie! La Fontaine! Nein, wider ihn ſelbſt habe ich nichts; aber wider ſeine Nachahmer, wider ſeine blinden Verehrer! La Fontaine kañte die Alten zu gut, als daß er nicht hätte wiſſen ſollen, was ihre Muſter und die Natur zu einer vollkommenen Fabel erfoderten. Er wußte es, daß die Kürze die Seele der Fabel ſei; er geſtand es zu, daß es ihr vornehmſter Schmuk ſei, ganz und gar keinen Schmuk zu haben. Er bekañte [1]) mit der liebenswürdigſten Aufrichtigkeit, „daß man die zierliche „Präciſion und die auſſerordentliche Kürze, durch „die ſich Phädrus ſo ſehr empfehle, in ſeinen Fa„beln nicht finden werde. Es wären dieſes Eigen„ſchaften, die zu erreichen, ihn ſeine Sprache zum „Theil verhindert hätte; und blos deßwegen, weil „er den Phädrus darin nicht nachahmen können, „habe er geglaubt, qu'il falloit en récompense égayer „l'ouvrage plus qu'il n'a fait. Alle die Luſtigkeit, ſagt „er, durch die ich meine Fabeln aufgeſtuzt habe, ſoll „weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung „für weſentlichere Schönheiten ſein, die ich ihnen „zu ertheilen zu unvermögend geweſen bin.“ Welch Bekeñtniß! In meinen Augen macht ihm dieſes Bekeñtniß mehr Ehre, als ihm alle ſeine Fabeln machen. Aber wie wunderbar ward es von dem franzöſiſchen Publico aufgenommen! Es glaubte, la Fontaine wolle ein bloßes Compliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher, als das, wofür ſie geleiſtet war. Kaum koñte es auch anders ſein; deñ die Schadloshaltung hatte allzuviel reizendes für Franzoſen, bei welchen nichts

1) In der Vorrede zu ſeinen Fabeln.

über die Luſtigkeit geht. Ein wiziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglük hatte, hundert Jahre wizig zu bleiben, [1]) meinte ſogar, la Fontaine habe ſich aus bloßer Albernheit (par bêtise) dem Phädrus nachgeſezt; und de la Motte ſchrie über dieſen Einfall: mot plaisant, mais solide.

Unterdeſſen, da la Fontaine ſeine luſtige Schwazhaftigkeit durch ein ſo großes Muſter, als ihm Phädrus ſchien, verdamt glaubte, wollte er doch nicht ganz ohne Bedekung von Seiten des Altertums bleiben. Er ſezte alſo hinzu: „Und meinen Fabeln dieſe Luſtigkeit zu ertheilen, habe „ich um ſo viel eher wagen dürfen, da Quintilian „lehret, man könne die Erzählungen nicht luſtig „genug machen (égayer). Ich brauche keine Urſache „hiervon anzugeben; genug, daß es Quintilian „ſagt.“ — Ich habe wider dieſe Autorität zweierlei zu erinnern. Es iſt wahr, Quintilian ſagt: Ego vero narrationem, ut si ullam partem orationis, omni, qua potest, gratia et venere exornandam puto; [2]) und dieſes muß die Stelle ſein, worauf ſich la Fontaine ſtüzet. Aber iſt dieſe Grazie, dieſe Venus, die er der Erzählung ſo viel als möglich, obgleich nach Maßgebung der Sache, [3]) zu ertheilen befiehlt, iſt dieſes Luſtigkeit? Ich ſollte meinen, daß gerade die Luſtigkeit dadurch ausgeſchloſſen werde. Doch der Hauptpunkt iſt hier dieſer: Quintilian redet von der Erzählung des Facti in einer gerichtlichen Rede, und was er von dieſer ſagt, ziehet la Fontaine wider die ausdrükliche Regel der Alten auf die Fabel. Er hätte dieſe Regel unter andern bei dem Theon finden können. Der Grieche redet von dem Vortrage der Erzählung in der Chrie, — wie

1) Fontenelle. 2) Quintil. Inst. Orat. lib. IV cap. 2.
3) Sed plurimum refert, quae sit natura ejus rei, quam exponimus. Id. ibid.

plan, wie kurz muß die Erzählung in einer Chrie ſein! — und ſezt hinzu: εν δε τοις μυθοις ἁπλουστεραν την ἑρμηνειαν ειναι δει και προσφυη· και ὡς δυνατον, ακατασκευον τε και σαφη· Die Erzählung der Fabel ſoll noch planer ſein, ſie ſoll zuſammengepreßt, ſo viel als möglich ohne alle Zieraten und Figuren mit der einzigen Deutlichkeit zufrieden ſein.

Dem la Fontaine vergebe ich den Mißbrauch dieſer Autorität des Quintilians gar gern. Man weiß ja, wie die Franzoſen überhaupt die Alten leſen! Leſen ſie doch ihre eigenen Autoren mit der unverzeihlichſten Flatterhaftigkeit. Hier iſt gleich ein Exempel! De la Motte ſagt von dem la Fontaine: Tout original qu'il est dans les manières, il étoit admirateur des anciens jusqu'à la prévantion, comme s'ils eussent été ses modèles. La brièveté, dit-il, est l'ame de la fable, et il est inutile d'en apporter des raisons, c'est assez que Quintilien l'ait dit. 1) Man kañ nicht verſtümmelter anführen, als de la Motte hier den la Fontaine anführt! La Fontaine legt es einem ganz andern Kunſtrichter in den Mund, daß die Kürze die Seele der Fabel ſei, oder ſpricht es vielmehr in ſeiner eigenen Perſon; er beruft ſich nicht wegen der Kürze, ſondern wegen der Munterkeit, die in den Erzählungen herſchen ſolle, auf das Zeugniß des Quintilians, und würde ſich wegen jener ſehr ſchlecht auf ihn berufen haben, weil man jenen Ausſpruch nirgends bei ihm findet.

Ich komme auf die Sache ſelbſt zurük. Der allgemeine Beifall, den la Fontaine mit ſeiner muntern Art zu erzählen erhielt, machte, daß man nach und nach die äſopiſche Fabel von einer ganz andern Seite betrachtete, als ſie die Alten betrachtet hatten. Bei den Alten gehörte die Fabel zu

1) Discours sur la Fable. p. 17.

dem Gebiete der Philoſophie, und aus dieſem hol- ten die Lehrer der Redekunſt ſie in das ihrige her- über. Ariſtoteles hat nicht in ſeiner Dichtkunſt, ſondern in ſeiner Rhetorik davon gehandelt; und was Aphthonius und Theon davon ſagen, das ſagen ſie gleichfalls in Vorübungen der Rhetorik. Auch bei den Neuern muß man das, was man von der äſopiſchen Fabel wiſſen will, durchaus in Rhe- toriken ſuchen; bis auf die Zeiten des la Fontaine. Ihm gelang es, die Fabel zu einem anmuthigen poetiſchen Spielwerke zu machen; er bezauberte; er bekam eine Menge Nachahmer, die den Namen ei- nes Dichters nicht wohlfeiler erhalten zu können glaubten, als durch ſolche in luſtigen Verſen aus- gedehnte und gewäſſerte Fabeln; die Lehrer der Dichtkunſt ließen den Eingrif geſchehen; dieſe hör- ten auf, die Fabel als ein ſicheres Mittel zur le- bendigen Überzeugung anzupreiſen; und jene fingen dafür an, ſie als ein Kinderſpiel zu betrachten, das ſie ſo viel als möglich auszupuzen uns lehren müß- ten. — So ſtehen wir noch! —

Ein Mañ, der aus der Schule der Alten kom̃t, wo ihm jene ἑρμηνεια ακατασκευος der Fabel ſo oft empfohlen worden, kañ der wiſſen, woran er iſt, weñ er z. E. bei dem Batteux ein langes Verzeichniß von Zieraten lieſet, deren die Erzählung der Fabel fähig ſein ſoll? Er muß voller Verwunderung fra- gen: ſo hat ſich deñ bei den Neuern ganz das Weſen der Dinge verändert? Deñ alle dieſe Zieraten ſtreiten mit dem wirklichen Weſen der Fabel. Ich will es beweiſen. Weñ ich mir einer moraliſchen Wahr- heit durch die Fabel bewußt werden ſoll, ſo muß ich die Fabel auf einmal überſehen können; und um ſie auf einmal überſehen zu können, muß ſie ſo kurz ſein, als möglich. Alle Zieraten aber ſind die- ſer Kürze entgegen; deñ ohne ſie würde ſie noch

kürzer ſein können: folglich ſtreiten alle Zieraten, in ſo fern ſie leere Verlängerungen ſind, mit der Abſicht der Fabel.

Z. E. eben mit zur Erreichung dieſer Kürze braucht die Fabel gern die allerbekannteſten Thiere; damit ſie weiter nichts als ihren einzigen Namen nennen darf, um einen ganzen Charakter zu ſchildern, um Eigenſchaften zu bemerken, die ihr ohne dieſe Namen allzuviel Worte koſten würden. Nun höre man den Batteux: „Dieſe Zieraten beſtehen „erſtlich in Gemälden, Beſchreibungen, Zeichnun„gen der Örter, der Perſonen, der Stellungen.“ Das heißt: Man muß nicht ſchlechtweg z. E. ein Fuchs ſagen, ſondern man muß fein ſagen:

Un vieux renard, mais de plus fins,
Grand croqueur de poulets, grand preneur de lapins,
Sentant son renard d'une lieue etc.

Der Fabuliſt brauchte Fuchs, um mit einer einzigen Silbe ein individuelles Bild eines wizigen Schalks zu entwerfen; und der Poët will lieber von dieſer Bequemlichkeit nichts wiſſen, will ihr entſagen, ehe man ihm die Gelegenheit nehmen ſoll, eine luſtige Beſchreibung von einem Dinge zu machen, deſſen ganzer Vorzug hier eben dieſer iſt, daß es keine Beſchreibung bedarf.

Der Fabuliſt will in einer Fabel nur eine Moral zur Intuition bringen. Er wird es alſo ſorgfältig vermeiden, die Theile derſelben ſo einzurichten, daß ſie uns Anlaß geben, irgend eine andere Wahrheit in ihnen zu erkennen, als wir in allen Theilen zuſammengenommen erkennen ſollen. Viel weniger wird er eine ſolche fremde Wahrheit mit ausdrüklichen Worten einfließen laſſen, damit er unſere Aufmerkſamkeit nicht von ſeinem Zweke ab=

bringe, oder wenigſtens ſchwäche, indem er ſie unter mehrere allgemeine moraliſche Säze theilet. — Aber Batteux, was ſagt der? „Der zweite Zierat, ſagt er, beſteht in den Gedanken; nämlich in ſolchen Gedanken, die hervorſtechen, und „ſich von den übrigen auf eine beſondere Art unterſcheiden.“

Nicht minder wider[illegible] ſein dritter Zierat, die Alluſion. — Do , wer ſtreitet deñ mit mir? Batteux ſelbſt geſteht es ja mit ausdrüklichen Worten, „daß dieſes nur Zieraten ſolcher Erzählungen ſind, die vornehmlich zur Beluſtigung gemacht werden.“ Und für eine ſolche Erzählung hält er die Fabel? Warum bin ich ſo eigenſinnig, ſie nicht auch dafür zu halten? Warum habe ich nur ihren Nuzen im Sinne? Warum glaube ich, daß dieſer Nuzen ſeinem Weſen nach ſchon anmuthig genug iſt, um aller fremden Annehmlichkeiten entbehren zu können? Freilich geht es dem la Fontaine und allen ſeinen Nachahmern, wie meinem Manne mit dem Bogen; [1] der Mañ wollte, daß ſein Bogen mehr als glatt ſei; er ließ Zieraten darauf ſchnizen; und der Künſtler verſtand ſehr wohl, was für Zieraten auf einen Bogen gehörten; er ſchnizte eine Jagd darauf: nun will der Mañ den Bogen verſuchen, und er zerbricht. Aber war das die Schuld des Künſtlers? Wer hieß den Mañ, ſo wie zuvor damit zu ſchießen? Er hätte den geſchnizten Bogen nunmehr fein in ſeiner Rüſtkammer aufhängen, und ſeine Augen daran waiden ſollen! Mit einem ſolchen Bogen ſchießen zu wollen! — Freilich würde nun auch Plato, der die Dichter alle, mit ſamt ihrem Homer, aus ſeiner Republik verbañte, dem Äſopus aber einen rühmlichen Plaz

1) S. die erſte Fabel des dritten Buches.

darin vergöñte, freilich würde auch er nunmehr zu dem Äſopus, ſo wie ihn la Fontaine verkleidet hat, ſagen: Freund, wir kennen einander nicht mehr! Geh auch du deinen Gang! Aber, geht es uns an, was ſo ein alter Grillenfänger, wie Plato, ſagen würde? —

Vollkommen richtig! Unterdeſſen, da ich ſo ſehr billig bin, hoffe ich, daß man es auch einigermaßen gegen mich ſein wird. Ich habe die erhabene Abſicht, die Welt mit meinen Fabeln zu beluſtigen, leider nicht gehabt; ich hatte mein Augenmerk nur immer auf dieſe oder jene Sittenlehre, die ich meiſtens zu meiner eigenen Erbauung gern in beſondern Fällen überſehen wollte; und zu dieſem Gebrauche glaubte ich meine Erdichtungen nicht kurz, nicht troken genug aufſchreiben zu können. Weñ ich aber jezt die Welt gleich nicht beluſtige; ſo köñte ſie doch mit der Zeit vielleicht durch mich beluſtiget werden. Man erzählt ja die neuen Fabeln des Abſtemius ebenſowohl, als die alten Fabeln des Äſopus in Verſen; wer weiß, was meinen Fabeln aufbehalten iſt, und ob man auch ſie nicht einmal mit aller möglichen Luſtigkeit erzählt, weñ ſie ſich anders durch ihren innern Werth eine Zeit lang in dem Andenken der Welt erhalten? In dieſer Betrachtung alſo bitte ich, für jezt mit meiner Proſa —

Aber ich bilde mir ein, daß man mich meine Bitte nicht einmal ausſagen läßt. Weñ ich mit der allzu muntern und leicht auf Umwege führenden Erzählungsart des la Fontaine nicht zufrieden war, mußte ich darum auf das andere Extrem verfallen? Warum wandte ich mich nicht auf die Mittelſtraße des Phädrus, und erzählte in der zierlichen Kürze des

Römers, aber doch in Verſen? Deñ proſaiſche Fabeln; wer wird die leſen wollen! — Dieſen Vorwurf werde ich unfehlbar zu hören bekommen. Was will ich im voraus darauf antworten? Zweierlei. Erſtlich, was man mir am leichteſten glauben wird, ich fühlte mich zu unfähig, jene zierliche Kürze in Verſen zu erreichen. La Fontaine, der eben das bei ſich fühlte, ſchob die Schuld auf ſeine Sprache. Ich habe von der meinigen eine zu gute Meinung, und glaube überhaupt, daß ein Genie ſeiner angebornen Sprache, ſie mag ſein, welche es will, eine Form ertheilen kañ, welche er will. Für ein Genie ſind die Sprachen alle von einer Natur; und die Schuld iſt alſo einzig und allein mein. Ich habe die Verſification nie ſo in meiner Gewalt gehabt, daß ich auf keine Weiſe beſorgen dürfen, das Silbenmaß und der Reim werde hier und da den Meiſter über mich ſpielen. Geſchähe das, ſo wäre es ja um die Kürze gethan, und vielleicht noch um mehr weſentliche Eigenſchaften der guten Fabel. Dañ zweitens — ich muß es nur geſtehen — ich bin mit dem Phädrus nicht ſo recht zufrieden. De la Motte hatte ihm weiter nichts vorzuwerfen, als: „daß er ſeine Moral oft zu Anfange der Fabeln „ſeze, und daß er uns manchmal eine allzu beſtim̃te „Moral gebe, die nicht deutlich genug aus der Al„legorie entſpringe.“ Der erſte Vorwurf betrift eine wahre Kleinigkeit; der zweite iſt unendlich wichtiger, und leider gegründet. Doch ich will nicht fremde Beſchuldigungen rechtfertigen; ſondern meine eigene vorbringen. Sie läuft dahinaus, daß Phädrus, ſo oft er ſich von der Einfalt der griechiſchen Fabel auch nur einen Schritt entfernt, einen plumpen Fehler begehet. Wie viele Beweiſe will man?

z. E.

Erſtes Buch.

Erſte Fabel.

v. 4. Jurgii causam intulit; die Urſache aber, warum der Wolf dieſes that, iſt im Griechiſchen ſehr wohl ausgedrükt, weil er das Schaf wollte μετ᾽ ευλογȣ αιτιας καταθοινησασθαι. Fontaine iſt noch plumper zu Werke gegangen; deñ ohne zu ſagen, daß der Wolf eine Gelegenheit zum Zweke vom Zaune brechen wollen, damit er am Ende das Schaf mit gutem Fuge zerriſſen zu haben ſcheinen möge, läßt er ihn auf einmal losbrechen:

Qui te rend si hardi etc.

v. 1. 2. Ad rivum eundem lupus et agnus venerant,
Siti compulsi etc.

Das mußte ſich wunderbar ſchiken, daß beide zu gleicher Zeit durſtete, und beide an *einem* Fluß ihren Durſt zu löſchen kamen! und warum dieſes Wunderbare? Der Grieche ſagt viel natürlicher: Λυκος θεασαμενος αρνα απο τινος ποταμȣ πινοντα. Deñ wozu muß auch der Wolf durſtig ſein?

v. 7. Qui possum, quaeso, facere quod quereris, lupe,
A te decurrit ad meos haustus liquor.

Der Grieche läßt vor dieſer Entſchuldigung noch eine oder zwei vorhergehen; deñ das Schaf ſagt: τοις ακροις χειλεσι πινειν, es „berühre das Waſſer ja nur „mit den äuſſerſten Lipen;“ und alsdañ fährt es erſt fort: και αλλως ȣ δυνατον, αυτȣ ἑςωτος κατω. Und iſt es nicht auch ſehr natürlich, daß dem Schafe eine Entſchuldigung zuerſt einfallen mußte?

v. 9. Repulsus ille veritatis viribus.

Das iſt zu gut für den Wolf. Was geht den Wolf

die Wahrheit an? Er will das Schaf blos in Verlegenheit ſezen, daß es nichts zu antworten weiß. Der Grieche ſagt daher viel ſchöner: ὁ λυκος αποτυχων ταυτης της αιτιας, „da er mit die„ſem Vorwande nicht fortkam.“

Zweite Fabel.

Die Fabel an ſich iſt gut erzählt. Aber die Gelegenheit, die Phäder dazu erdichtet, iſt nichts weniger als paſſend. Die Fröſche wollten durchaus einen König haben; das wollten die Athenienſer nicht. Die Fröſche klagten, als ſie das Kloz zum Könige bekommen hatten, nicht, daß ſie einen König bekommen hatten, ſondern daß ſie einen ſo unwirkſamen, unthätigen König erhalten hätten ꝛc. Im Griechiſchen iſt die Gelegenheit nicht, bei welcher ſie Äſopus ſoll erzählt haben; und auch Fontaine hat ſie weggelaſſen. Aber welcher läpiſche Einfall von dem leztern, dem Kloz eine Schulter, ein Geſicht zu geben!

> Sans oser de longtems regarder au visage
> Celui etc.
> Jusqu' à sauter sur l'épaule du Roi.

Nach der Application des Phäders liegt in dieſer Fabel weiter nichts, als das minimum de malis, welches Tanaquill Faber auch zur Aufſchrift gemacht hat. In der griechiſchen Fabel hingegen liegen zwei weit größere und kühne Wahrheiten: 1. die Thorheit überhaupt, [1]) einen König zu haben; 2. die Thorheit, nicht mit einem ſchläfrigen, unthätigen König zufrieden zu ſein; einen gro=

1) Der Grieche nennt es eine ehrliche Dummheit: eine gutmeinende Einfalt.

ßen, anſchlägiſchen Kopf auf den Thron zu wünſchen. 1)

Dritte Fabel.

Die Gelegenheit, bei welcher es der Krähe eingekommen, ſich mit fremden Federn zu ſchmüken, iſt in dem Griechiſchen wohl erſonnen. Aphthonius aber hat dieſe Fabel unter allen am beſten erzählt:

Pulchritudinis erat certamen, et ad Jovem, ut disceptaretur haec controversia, omnes iverunt volucres: ac Mercurio quidem diem praefiniente fluviosque et lucus omnes petiere, deformibusque pennis abjectis, elegantiores nitidabant. At cum e natura decoris nihil haberet graculus, quae reliquis exciderant, inde se ille exornavit. Sola tamen noctua, cum nosset id, quod suum erat, a graculo auferebat, ac ut reliquae idem facerent, persuasit. His autem ab omnibus ita exutus graculus nudus omnium venit ad judicium Jovis.

Vierte Fabel.

v. 2. Canis per flumen carnem dum ferret natans,
Lympharum in speculo etc.

Dieſes natans iſt ſehr abgeſchmakt, 1. weil durch das Schwimmen das Waſſer nothwendig getrübt wird, daß es unmöglich ein Spiegel mehr ſein kañ; 2. weil der Hund nur ſeinem Stüke Fleiſche, welches er fallen ließ, hätte nachſchwimmen dürfen, um es wieder zu bekommen.

1) Sie hielten es ſich für eine Schande, einen ſolchen König zu haben. — Von Piſiſtrato ſiehe Just. l. II. c. 6.

Die griechiſche Fabel ſagt blos: Κυων κρεας εχουσα ποταμον διεβαινε, d. i. er ging über den Fluß. Wer heißt es aber den Überſezer dies durch: nando fluvium trajiciebat, zu geben? Aphthonius, der dieſe Fabel gleichfalls erzählt, ſagt: Κρεας ἁρπασας τις κυων παρ' αυτην διηει την οχθην του ποταμου, d. i. er ging an (neben) dem Ufer des Fluſſes. — Chriſt, deſſen Kritik ſich über die Worte nicht erſtrekte, hat dieſen fehlerhaften Umſtand beibehalten:

Viator amnem fors natatu transiens
Ferebat exta rapta dentibus canis.

Fontaine aber hat ihn verbeſſert. Er läßt den Hund vom Ufer herabſpringen, und noch dazu den Fluß auf einmal ungeſtüm werden, daß er nur mit Müh' und Noth wieder an das Land kommen koñte. Aber wie ſchlepend und nichts ſagend iſt er ſonſt:

Chacun se trompe ici bas.
On voit courir après l'ombre
Tant de fous, qu'on n'en sait pas
La pluspart du tems le nombre.

Warum la pluspart du tems? man weiß die Anzahl dieſer Narren niemals.

Fünfte Fabel.

Die Kuh, die Ziege, das Schaf, der Löwe — welch eine Geſellſchaft! und wie war es möglich, daß ſich dieſe viere zu einem Zweke vereinigen koñten? Und noch gar zur Jagd!

Im Griechiſchen iſt dieſe Fabel vortreflicher; und zwar zwiſchen dem Löwen und dem wilden Eſel (οναγρος); die Theilung iſt beſonders ſiñ-

reich. Nachdem ſie nämlich einige Thiere gefangen, ſo macht der Löwe drei Theile. Das erſte Theil, ſagt er, gehört dem Könige der Thiere, und der bin ich. Das zweite iſt mein, nach der Billigkeit der Theilung; deñ von dem, was übrig bleibt, nachdem der König ſein Theil bekommen, muß ich eben ſo viel haben, als du. Und das dritte Theil — das ſoll dir übel bekommen, weñ du dich nicht gleich mit der Flucht davon machſt.

Sechste Fabel.

v. 1. Vicini furis celebres vidit nuptias
Aesopus, et continuo etc.

Wie paßt immer und ewig die Fabel auf dieſen Fall! Müßen deñ die Kinder eines Diebes auch nothwendig Diebe werden?

Bei dem Babrias iſt dieſe Fabel weit anders und weit beſſer. Es liegt auch dort eine ganz andre und ſchöne Moral darin, nämlich: προς τους επι ιδια βλαβη αγνωσιας χαιροντας. Was αγνωσιας hier heiſſen ſolle, weiß ich nicht: ohne Zweifel muß αγνως (aus Unwiſſenheit) dafür geleſen werden.

Daß Chriſt aus dieſem Diebe einen öffentlichen Dieb gemacht, der das gemeine Weſen bevortheilet hat, macht die Sache nicht beſſer, ſondern vielmehr ſchlechter. Deñ, war es deñ gewiß und nothwendig, daß die Kinder eben die Gelegenheit, das Publicum zu bevortheilen, haben würden?

Fontaine macht noch am allerglüklichſten einen Tyrannen daraus, der allem Anſehen nach das Volk noch mehr preſſen wird, weñ er Familie

bekömt; und auch alle ſeine Kinder groß und reich machen will. Und alsdan liegt auch eine ganz andre Moral, als die, welche Faber zur Aufſchrift macht: Improborum improba soboles.

Siebente Fabel.

v. 2. O quanta species, cerebrum non habet!

Im Griechiſchen klingt es ſo ſiñreich nicht, und folglich viel natürlicher: ιο ὁια κεφαλη και εγκεφαλον ȣκ εχει. Welch ein ſchöner Kopf, und nichts darin! deñ εγκεφαλον heißt alles, was in dem Kopfe iſt, und alſo freilich auch das Gehirn.

v. 1. Personam tragicam. — Warum personam? Persona war die ganze σκευη, die ganze Kleidung des Schauſpielers, und hier iſt ja nur von der Larve die Rede. Und warum tragicam?

Achte Fabel.

v. 5. — — — — — coepit singulos
Inlicere pretio, ut illud extraherent malum.
Tandem persuasa est jurejurando gruis,
Gulaeque credens colli longitudinem,
Periculosam fecit medicinam lupo.

Dieſe Zeilen ſind nicht übel, ſie haben ihre kleine Schönheiten. Aber nur hier taugen ſie nicht, weil die Antwort des Wolfs bei weitem nicht ſo frapirt, als ſie es in dem Griechiſchen thut, wo die Gefahr des Kranichs und ſein Weigern ſo ſorgfältig nicht beſchrieben wird. Auch Fontaine eilet hierüber weg, um geſchwinder zum Ziele zu kommen; ob ihn ſchon der breslauiſche Überſezer des Phäders deßwegen tadelt.

Neunte Fabel.

Dieſe Fabel iſt unter den griechiſchen nicht zu finden. Fontaine macht aus dem Sperling ein Rebhuhn, und ſagt in dem Eingange ſeiner Erzählung, daß Äſopus ein oder zwei Märchen gleichen Inhalts habe. Mir ſind ſie nicht vorgekommen.

Zehnte Fabel.

Auch dieſe Fabel iſt nicht unter den griechiſchen. Die Moral, die Phäder daraus zieht, iſt viel zu allgemein. Die eigentliche Moral iſt dieſe: daß es eine ſehr kizlige Sache ſei, eine Streitigkeit zu ſchlichten, wo beide Theile als Betrüger bekañt ſind. So hätte man zum Exempel bei dem Proceſſe, welchen Voltaire und der Jude Hirſch vor einigen Jahren hier hatten, ſehr wohl zu dem Juden ſagen können:

Tu non videris perdidisse, quod petis —

und zu Voltairen:

Te credo surripuisse, quod pulchre negas.

Elfte Fabel.

v. 9. 10. Quae dum paventes exitus notos petunt,
Leonis affliguntur horrendo impetu.

Die Art, wie der Eſel und der Löwe mit einander jagen, iſt nicht wohl zu begreifen. Der Löwe verbirgt den Eſel in das Gebüſche und Geſträuche; er läßt ihn ſchreien; und die Thiere, die ſich durch ihre gewöhnliche Schlupflöcher retten wollen, fallen dem Löwen in die Klauen. Entweder die Thiere mußten nur *einen* Ausgang haben, oder der Löwe koñte überall ſein, oder er fing nur wenige.

Wie vortreflich fallen alle dieſe Schwierigkeiten im Griechiſchen weg. Sie kommen beide zuſammen vor einer Höhle, in welcher ſich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe lauert an dem Eingange, und ſchikt den Eſel hinein, der die wilden Ziegen mit ſeiner fürchterlichen Stimme herausſcheucht, und ſie dem Löwen in die Klauen treibt.

Zwölfte Fabel.

Dieſe Fabel iſt vortreflich erzählt, und wie ſehr hat ſie Chriſt verhunzt. Phäder ſagt:

Ad fontem cervus, cum bibisset, restitit.

Schön! als er getrunken hatte; deñ alsdañ verhinderte ihn der Durſt nicht mehr daran. Chriſt aber ſagt:

In fonte cervus cornua adspexit bibens.

Und wie elend iſt das folgende: timendum vertice ardua decus. Das timendum verderbt alles. Das Geweih muß hier nicht von ſeiner nüzlichen Seite gezeigt werden.

Bei dem Fontaine ſind die vier lezten Zeilen das Beſte, und die übrige Erzählung taugt nichts.

In dem Griechiſchen iſt ſtatt der Jäger ein Löwe, welches der einzige Unterſchied iſt, den es mit der lateiniſchen Fabel hat.

Dreizehnte Fabel.

In den griechiſchen Fabeln, die des Aphthonius ausgenommen, iſt weit ſchiklicher, anſtatt des Käſes, ein Stük Fleiſch. Deñ dieſes läßt ſich ohne Zweifel weit leichter im Schnabel wegtragen, als iener.

Die erſte von den griechiſchen iſt die artigſte, weil die Lehre, die der Fuchs dem Raben gibt, gleichwohl noch mit ſeinen Schmeicheleien zuſammenhängt. Erſt ſagt er, er verdiente überall zu regieren, weñ es ihm nicht an der Stimme fehlte; und hernach, weñ es ihm nicht am Verſtande fehlte.

Beim Fontaine ſpricht der Sittenlehrer allzuſehr durch den Fuchs.

Die zwei lezten Zeilen bei dem Phäder ſind überflüſſig und ſchlecht.

Vierzehnte Fabel.

Die vierte und fünfte Zeile müßen nothwendig eingeflikt ſein, und es wundert mich, daß dieſes noch niemand bemerkt hat. Deñ man mag nun die Krankheit auf den König oder auf den Schuſter ziehen, ſo iſt dieſer Umſtand doch höchſt unſinnig angebracht. Der Zuſammenhang und die Conſtruction leidet auch nicht das geringſte, weñ man ſie wegläßt:

Malus cum sutor inopia deperditus
Medicinam ignoto facere coepisset loco,
Et venditaret falso antidotum nomine:
Rex urbis, ejus experiendi gratia etc.

Fünfzehnte Fabel.

Dieſe Fabel iſt eine von den ſchönſten des Phäders, und findet ſich unter den griechiſchen nicht.

Der Eingang der fontaineſchen Nachahmung taugt nichts, und verderbt viel. Deñ es war doch ein großes Verdienſt des Alten gegen den Eſel, daß er ihn auf eine ſo ſchöne Waide brachte.

Sechzehnte Fabel.

Dieſe Fabel kömt im Griechiſchen nicht vor; aber ſie iſt auch ſehr mittelmäßig.

Die zweite Zeile ſcheint mir nichts weniger als lateiniſch zu ſein. Mala videre expedit. Weſſen mala? Was für mala? Könte man nicht vielleicht malam leſen, und es auf das vorige rem beziehen?

Siebenzehnte Fabel.

Dieſe Fabel iſt ſehr ſchlecht; und die alte Fabel bei dem Romulus, nach welcher Chriſt ſeine gemacht hat, iſt ſchöner, obgleich auch nicht ſehr ſchön.

Achtzehnte Fabel.

Kömt in dem Griechiſchen gleichfalls nicht vor. Scrofa, welches Chriſt aus den alten Fabeln anſtatt der andern Hündin geſezt hat, iſt keine gute Verbeſſerung. Es iſt natürlicher, daß ſich einer Hündin eine Hündin erbarme, als daß es eine Bache thu.

Neunzehnte Fabel.

Im Griechiſchen iſt es die 20 Fabel. Die Moral, welche Phäder daraus zieht, iſt nicht allein höchſt gemein, ſondern auch ganz die unrechte. Der Grieche trift ſie weit beſſer:

πολλοι, δι’ ελπιδα κερδους επισφαλους μοχθους ὑφισταμενοι, φθανουσι πρωτον καταναλισκομενοι.

d. i. „Viele, die in Hofnung eines unſichern Gewinſtes, ſich einer ſchweren Arbeit unterziehen, „kommen um, ehe ſie zum Zweke gelangen.“

Warum Fontaine aus dem Leder einen todten, auf dem Waſſer ſchwimmenden Eſel, gemacht ha-

be, iſt ſchwer einzuſehen. Und welch ein elender Eingang, der uns die wahre Abſicht der Fabel ganz aus den Augen bringt. Nach ſeiner Erzählung ſollte man glauben, dieſe Fabel lehre weiter nichts, als daß der Hund sot und gourmand ſei. Phäder hat Fontaine verführt, aus einer ſeichten Moral eine noch ſeichtere zu machen. Der ſchöne Schluß ſoll den Fehler einigermaßen wieder gut machen, aber umſonſt. Weñ der Schluß zu Anfang ſtünde, und der Anfang gar wegbliebe —

Ohne Zweifel hat Fontaine mit dem weitſchweifigen Anfange es wahrſcheinlicher machen wollen, daß Hunde einen ſo albernen Anſchlag faſſen können. Allein wozu dieſe ängſtliche Wahrſcheinlichkeit?

V.

Von einem beſonderen Nuzen der Fabeln in den Schulen.

Ich will hier nicht von dem moraliſchen Nuzen der Fabeln reden; er gehöret in die allgemeine practiſche Philoſophie: und würde ich mehr davon ſagen können, als Wolf geſagt hat? Noch weniger will ich von dem geringern Nuzen jezt ſprechen, den die alten Rhetores in ihren Vorübungen von den Fabeln zogen; indem ſie ihren Schülern aufgaben, bald eine Fabel durch alle casus obliquos zu verändern, bald ſie zu erweitern, bald ſie kürzer zuſammenzuziehen ꝛc. Dieſe Übung kañ nicht anders als zum Nachtheil der Fabel ſelbſt vorgenommen werden; und da jede kleine Geſchichte eben ſo geſchikt dazu iſt, ſo weiß ich nicht, warum man eben die Fabel dazu mißbrauchen muß, die ſich als Fabel ganz gewiß nur auf eine einzige Art gut erzählen läßt.

Den Nuzen, den ich jezt mehr berühren, als umſtändlich erörtern will, würde man den heuriſtiſchen Nuzen der Fabeln nennen können. — Warum fehlt es in allen Wiſſenſchaften und Künſten ſo ſehr an Erfindern und ſelbſtdenkenden Köpfen? Dieſe Frage wird am beſten durch eine andere Frage beantwortet: Warum werden wir nicht beſſer erzogen? — Gott gibt uns die Seele; aber das Genie müßen wir durch die Erziehung bekommen. Ein Knabe, deſſen geſam̃te Seelenkräfte man ſo viel als möglich beſtändig in einerlei Verhältniſſen

ausbildet und erweitert; den man angewöhnet, alles, was er täglich zu ſeinem kleinen Wiſſen hinzulernt, mit dem, was er geſtern bereits wußte, in der Geſchwindigkeit zu vergleichen, und Acht zu haben, ob er durch dieſe Vergleichung nicht von ſelbſt auf Dinge komt, die ihm noch nicht geſagt worden; den man beſtändig aus einer Scienz in die andere hinüber ſehen läßt; den man lehret, ſich eben ſo leicht von dem Beſondern zu dem Allgemeinen zu erheben, als von dem Allgemeinen zu dem Beſondern ſich wieder herabzulaſſen: der Knabe wird ein Genie werden, oder man kan nichts in der Welt werden.

Unter den Übungen nun, die dieſem allgemeinen Plane zufolge angeſtellt werden müßten, glaube ich, würde die Erfindung äſopiſcher Fabeln eine von denen ſein, die dem Alter eines Schülers am allerangemeſſenſten wären: nicht, daß ich damit ſuchte, alle Schüler zu Dichtern zu machen; ſondern weil es unläugbar iſt, daß das Mittel, wodurch die Fabeln erfunden worden, gleich dasjenige iſt, das allen Erfindern überhaupt das allergeläufigſte ſein muß. Dieſes Mittel iſt das Principium der Reduction, und es iſt am beſten, den Philoſophen ſelbſt davon zu hören: Videmus adeo, quo artificio utantur fabularum inventores, principio nimirum reductionis: quod quemadmodum ad inveniendum in genere utilissimum, ita ad fabulas inveniendas absolute necessarium est. Quoniam in arte inveniendi principium reductionis amplissimum sibi locum vindicat, absque hoc principio autem nulla effingitur fabula: nemo in dubium revocare poterit, fabularum inventores inter inventores locum habere. Neque est, quod inventores abjecte de fabularum inventoribus sentiant: quod si enim fabula nomen suum tueri, nec

quicquam in eadem desiderari debet, haud exiguae saepe artis est eam invenire, ita ut in aliis veritatibus inveniendis excellentes hic vires suas deficere agnoscant, ubi in rem praesentem veniunt. Fabulae aniles nugae sunt, quae nihil veritatis continent, et earum autores in nugatorum, non inventorum veritatis numero sunt. Absit autem, ut hisce aequipares inventores fabularum vel fabellarum, cum quibus in praesente nobis negotium est, et quas vel inviti in Philosophiam practicam admittere tenemur, nisi praxi officere velimus. 1)

Doch dieſes Principium der Reduction hat ſeine großen Schwierigkeiten. Es erfordert eine weitläuftige Keñtniß des Beſondern und aller individuellen Dinge, auf welche die Reduction geſchehen kañ. Wie iſt dieſe von jungen Leuten zu verlangen? Man müßte dem Rathe eines neuern Schriftſtellers folgen, den erſten Anfang ihres Unterrichts mit der Geſchichte der Natur zu machen, und dieſe in der niedrigſten Claſſe allen Vorleſungen zum Grunde zu legen. 2) Sie enthält, ſagt er, den Samen aller übrigen Wiſſenſchaften, ſogar die moraliſchen nicht ausgenommen. Und es iſt kein Zweifel, er wird mit dieſem Samen der Moral, den er in der Geſchichte der Natur gefunden zu haben glaubt, nicht auf die bloßen Eigenſchaften der Thiere und anderer geringern Geſchöpfe, ſondern auf die äſopiſchen Fabeln, welche auf dieſe Eigenſchaften gebauet werden, geſehen haben.

Aber auch alsdañ noch, weñ es dem Schüler an dieſer weitläuftigen Keñtniß nicht mehr fehlte,

1) Philosophiae practicae universalis Pars posterior §. 310.

2) Briefe die neueſte Literatur betreffend, 1. Theil, 58. S.

würde man ihn die Fabeln anfangs müßen mehr finden, als erfinden laſſen; und die allmähligen Stufen von dieſem Finden zum Erfinden, die ſind es eigentlich, was ich durch verſchiedene Verſuche meines zweiten Buchs habe zeigen wollen. Ein gewiſſer Kunſtrichter ſagt: „Man darf nur im Holz „und im Feld, inſonderheit aber auf der Jagd, auf „alles Betragen der zahmen und der wilden Thiere „aufmerkſam ſein, und ſo oft etwas ſonderbares „und merkwürdiges zum Vorſchein kom̃t, ſich ſel„ber in den Gedanken fragen, ob es nicht eine „Ähnlichkeit mit einem gewiſſen Charakter der „menſchlichen Sitten habe, und in dieſem Falle „in eine ſymboliſche Fabel ausgebildet werden „könne.“ [1]) Die Mühe mit ſeinem Schüler auf die Jagd zu gehen, kañ ſich der Lehrer erſparen, weñ er in die alten Fabeln ſelbſt eine Art von Jagd zu legen weiß; indem er die Geſchichte derſelben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald dieſen oder jenen Umſtand derſelben ſo verändert, daß ſich eine andere Moral darin erkennen läßt.

Z. E. Die bekañte Fabel von dem Löwen und Eſel fängt ſich an: Λεων και ονος, κοινωνιαν θεμενοι, εξηλθον επι θηραν — Hier bleibt der Lehrer ſtehen. Der Eſel in Geſellſchaft des Löwen? Wie ſtolz wird der Eſel auf dieſe Geſellſchaft geweſen ſein! (Man ſehe die achte Fabel meines zweiten Buchs.) Der Löwe in Geſellſchaft des Eſels? Und hatte ſich deñ der Löwe dieſer Geſellſchaft nicht zu ſchämen? (Man ſehe die ſiebente.) Und ſo ſind zwei Fabeln entſtanden, indem man mit der Geſchichte der alten Fabel einen kleinen Ausweg genommen, der auch zu einem Ziele, aber zu einem andern Ziele führet, als Äſopus ſich dabei geſtekt hatte.

1) Kritiſche Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

Oder man verfolgt die Geſchichte einen Schritt weiter: Die Fabel von der Krähe, die ſich mit den ausgefallenen Federn anderer Vögel geſchmükt hatte, ſchließt ſich: και ὁ κολοιος ην παλιν κολοιος. Vielleicht war ſie nun auch etwas ſchlechteres, als ſie vorher geweſen war? Vielleicht hatte man ihr auch ihre eigenen glänzenden Schwingfedern mit ausgeriſſen, weil man ſie gleichfalls für fremde Federn gehalten? So geht es dem Plagiarius. Man ertapt ihn hier, man ertapt ihn da; und endlich glaubt man, daß er auch das, was wirklich ſein eigen iſt, geſtohlen habe. (S. auch die ſechſte Fabel meines zweiten Buchs.)

Oder man verändert einzelne Umſtände in der Fabel. Wie, weñ das Stük Fleiſch, welches der Fuchs dem Raben aus dem Schnabel ſchmeichelte, vergiftet geweſen wäre? (S. die funfzehnte.) Wie, weñ der Mañ die erfrorne Schlange nicht aus Barmherzigkeit, ſondern aus Begierde, ihre ſchöne Haut zu haben, aufgehoben und in den Buſen geſtekt hätte? Hätte ſich der Mañ auch alsdañ noch über den Undank der Schlange beklagen können? (S. die dritte Fabel.)

Oder man nimt auch den merkwürdigſten Umſtand aus der Fabel heraus, und bauet auf denſelben eine ganz neue Fabel. Dem Wolfe iſt ein Bein in dem Schlunde ſteken geblieben. In der kurzen Zeit, da er ſich daran würgte, hatten die Schafe alſo vor ihm Friede. Aber durfte ſich der Wolf die gezwungene Enthaltung als eine gute That anrechnen? (S. die vierte Fabel.) Herkules wird in den Himmel aufgenommen, und unterläßt, dem Plutus ſeine Verehrung zu bezeugen. Sollte er ſie wohl auch ſeiner Todfeindin, der Juno, zu bezeugen unterlaſſen haben? Oder würde

es dem Herkules anſtändiger geweſen ſein, ihr für ihre Verfolgungen zu danken? (S. die zweite Fabel.)

Oder man ſucht eine edlere Moral in die Fabel zu legen; den̄ es gibt unter den griechiſchen Fabeln verſchiedene, die eine ſehr nichtswürdige haben. Die Eſel bitten den Jupiter, ihr Leben minder elend ſein zu laſſen. Jupiter antwortete: τοτε αυτȣς απαλλαγησεσθαι της κακοπαθειας, ὁταν ȣρȣντες ποιησωσι ποταμον. Welch eine unanſtändige Antwort für eine Gottheit! Ich ſchmeichle mir, daß ich den Jupiter würdiger antworten laſſen, und überhaupt eine ſchönere Fabel daraus gemacht habe. (S. die zehnte Fabel.)

Ich breche ab! Den̄ ich kan̄ mich unmöglich zwingen, einen Commentar über meine eigenen Verſuche zu ſchreiben.

Ein
VADEMECUM

für den Herrn

Samuel Gotthold Lange, Paſtor in Laublingen.

Von

Gotthold Ephraim Leſſing.

1753.

Ein

VADEMECUM

für den Herrn

Samuel Gotthold Lange, Paſtor in Laublingen.

Von

Gotthold Ephraim Leſſing.

Mein Herr Paſtor,

Ich weiß nicht, ob ich es nöthig habe, mich viel zu entſchuldigen, daß ich mich mit meiner Gegenantwort ohne Umſchweif an Sie ſelbſt wende. Zwar ſollte ich, nach Maßgebung Ihrer Politik, einem Dritten damit beſchwerlich fallen; wenigſtens demjenigen Unbekañten, dem es gefallen hat, meine Kritik über ihren verdeutſchten Horaz in dem hamburgiſchen Correſpondenten bekañter zu machen. Allein ich bin nun einmal ſo: was ich den Leuten zu ſagen habe, ſage ich ihnen unter die Augen, und weñ ſie auch darüber berſten müßten. Dieſe Gewohnheit, hat man mich verſichert, ſoll ſo unrecht nicht ſein; ich will ſie daher auch jezt beibehalten.

Um Ihnen, mein Herr Paſtor, gleich anfangs ein vorläufiges Compliment zu machen, muß ich Ihnen geſtehen, daß es mir von Herzen leid iſt, Ihrer in dem zweiten Theile meiner Schriften erwähnt zu haben. Zu meiner Entſchuldigung muß ich Ihnen ſagen, was mich dazu bewog. Sie ſtanden, und ſtehen noch in dem Rufe eines großen Dichters, und zwar eines ſolchen, dem es am erſten unter uns gelungen ſei, den öden Weg jenes alten Unſterblichen, des Horaz, zu finden,

und ihn glüklich genug zu betreten. Da Sie alſo eine Überſezung Ihres Urbildes verſprochen hatten, ſo vermuthete man mit Recht von Ihnen ein Muſter, wie man den ganzen Geiſt dieſes Odendichters in unſre Sprache einweben könne. Man hofte, Sie würden mit einer recht tiefen, kritiſchen Keñtniß ſeiner Sprache einen untrüglichen Geſchmak, und eine glüklich kühne Stärke des deutſchen Ausdruks verbinden. Ihre Überſezung erſchien; und ich ſage es noch einmal, daß ich ſie in der Verſicherung, unüberſchwengliche Schönheiten zu finden, in die Hand genommen habe. Wie ſchändlich aber ward ich betrogen! Ich wußte vor Verdruß nicht, auf wen ich erzürnter ſein ſollte, ob auf Sie, oder auf mich: auf Sie, daß Sie meine Erwartung ſo getäuſcht hatten; oder auf mich, daß ich mir ſo viel von Ihnen verſprochen hatte. Ich klagte in mehr als einem Briefe an meine Freunde darüber, und zum Unglüke behielt ich von einem, den ich ausdrüklich deßwegen ſchrieb, die Abſchrift. Dieſe fiel mir bei Herausgebung des zweiten Theils meiner Schriften wieder in die Hände, und nach einer kleinen Überlegung beſchloß ich, Gebrauch davon zu machen. Noch bis jezt, dachte ich bei mir ſelbſt, hat niemand das Publicum für dieſe Mißgeburt gewarnet; man hat ſie ſogar angeprieſen. Wer weiß, in wie viel Händen angehender Leſer des Horaz ſie ſchon iſt; wer weiß, wie viele derſelben ſie ſchon betrogen hat? Soll Herr Lange glauben, daß er eine ſolche Quelle des Geſchmaks mit ſeinem Kothe verunreinigen dürfe, ohne daß andre, welche ſo gut als er daraus ſchöpfen wollen, darüber murren? Will niemand mit der Sprache heraus? — Und kurz, mein Brief ward gedrukt. Bald darauf ward er in einem öffentlichen Blatte wieder abgedrukt; Sie

bekommen ihn da zu leſen; Sie erzürnen ſich; Sie wollen darauf antworten; Sie ſezen ſich, und ſchreiben ein paar Bogen voll; aber ein paar Bogen, die ſo viel erbärmliches Zeug enthalten, daß ich mich wahrhaftig von Grund des Herzens ſchäme, auf einen ſo elenden Gegner geſtoßen zu ſein.

Daß Sie dieſes ſind, will ich Ihnen, mein Herr Paſtor, in dem erſten Theile meines Briefes erweiſen. Der zweite Theil aber ſoll Ihnen darthun, daß Sie noch, auſſer Ihrer Unwiſſenheit, eine ſehr nichtswürdige Art zu denken verrathen haben, und mit einem Worte, daß Sie ein Verläumder ſind. Den erſten Theil will ich wieder in zwei kleine abſondern: anfangs will ich zeigen, das Sie die von mir getadelten Stellen nicht gerettet haben, und daß ſie nicht zu retten ſind; zweitens werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen mit einer Anzahl neuer Fehler aufzuwarten. — Verzeihen Sie mir, daß ich in einem Briefe ſo ordentlich ſein muß!

Ein Glas friſches Brunnenwaſſer, die Wallung Ihres kochenden Geblüts ein wenig niederzuſchlagen, wird Ihnen ſehr dienlich ſein, ehe wir zur erſten Unterabtheilung ſchreiten. Noch eines, Herr Paſtor! — Nun laſſen Sie uns anfangen.

1. B. 1. Ode.

Sublimi feriam sidera vertice.

Ich habe getadelt, daß vertex hier durch: Nacken, iſt überſezt worden. „Es iſt mit Fleiß geſchehen,“ antworten Sie. So? Und alſo haben Sie mit Fleiß etwas abgeſchmaktes geſagt? Doch laſſen Sie uns ihre Gründe betrachten. Erſtlich entſchuldigen Sie ſich damit: „Dacier habe auch „gewußt, was vertex heiſſe, und habe es gleich=

wohl durch Stirne überſezt. — Iſt deñ aber Stirn und Naken einerlei? Dacier verſchönert einigermaßen das Bild; Sie aber verhunzen es. Oder glauben Sie im Ernſt, daß man mit dem Naken in der Höhe an etwas anſtoßen kañ, ohne ihn vorher gebrochen zu haben? Dacier über dieſes mußte Stirne ſezen, und wiſſen Sie warum? Ja, weñ es nicht ſchiene, als ob Sie von dem Franzöſiſchen eben ſo wenig verſtünden, als von dem Lateiniſchen, ſo traute ich es Ihnen zu. Lernen Sie alſo, Herr Paſtor, was Ihnen in Laublingen freilich niemand lehren kañ: daß die franzöſiſche Sprache kein eignes Wort hat, der Lateiner vertex, oder unſer Scheitel auszudrüken. Weñ ſie es ja ausdrüken will, ſo muß ſie ſagen: sommet de la tête. Wie aber würde dieſes geklungen haben, weñ es Dacier in einer nachdrüklichen Überſezung eines Dichters hätte brauchen wollen? Daß meine Anmerkung ihren Grund habe, können Sie ſchon daraus ſehen, weil er nicht einmal in der wörtlichen Überſezung, die er bei abweichenden Stellen unter den Text zu ſezen gewohnt iſt, das sommet de la tête hat brauchen können, ſondern blos und allein ſagen muß: de ma tête glorieuse je fraperai les astres. Sind Sie nun in gleichem Falle? Iſt Naken etwa kürzer, oder nachdrüklicher, oder edler als Scheitel? — Laſſen Sie uns Ihre zweite Urſache anſehen. „Ich habe, ſagen Sie, mehr nach dem Verſtande, als nach den Worten überſezt, — (in der Vorrede ſagen Sie gleich das Gegentheil) — und habe meinem Horaze auf das genaueſte nachfolgen wollen.“ Sie ſezen ſehr wizig hinzu: „ich ſollte mir ihn nicht als ein carteſianiſches Teufelchen vorſtellen, welches im Glaſe ſchnell aufwärts fährt, oben anſtößt, und die Beine gerade herunter hangen läßt.“ Wen machen Sie deñ damit lächerlich,

Herr Paſtor? Mich nicht. Wen̄ Horaz nicht ſagen will: „Dan̄ werde ich vor ſtolzer Freude auf„fahren, und mit erhabnem Scheitel an die Stir„ne ſtoßen;“ was ſagt er den̄? Wir ſprechen im gemeinen Leben: „vor Freuden mit dem Kopfe wider „die Deke ſpringen.“ Veredeln Sie dieſen Ausdruk, ſo werden Sie den horaziſchen haben. Eine proverbialiſche Hyperbel haben alle Ausleger darin erkan̄t, und Dacier ſelbſt führt die Stelle des Theokritus:

Ες ϰρανον αμμιν ἅλευμαι —

als eine ähnliche an. Hat ſich dieſer nun auch den Horaz als ein Glasmän̄chen vorgeſtellt? Doch Sie finden ganz etwas anders in den ſtreitigen Worten, und ſehen hier den Dichter, „wie er an „dem Sternenhimmel ſchwebet und herabſchauet.“ — O daß er doch auf Sie herabſchauen, und ſich wegen ſeiner Schönheiten mit Ihnen in ein Verſtändniß einlaſſen möchte! — Ich ſoll mir ihn nicht als ein carteſianiſches Teufelchen einbilden, und Sie, Herr Paſtor, — Sie machen ihn zu einem Diebe am Galgen, oder wenigſtens zu einem armen Terminusbilde, welches mit dem Naken ein Gebälke tragen muß. Ich ſage mit Bedacht t r a g e n, weil ich jezo gleich auf einen Verdacht komme, der nicht unwahrſcheinlich iſt. Hui, daß Sie denken, feriam heiſſe: „ich will tragen;“ weil Sie ſich erinnern von feram einmal ein Gleiches gehört zu haben? Wen̄ das nicht iſt, ſo können Sie unmöglich anders als im hizigen Fieber auf den Naken gekommen ſein.

1. B. 2. Ode.

Galeaeque leves.

Sie ſind ein poſſierlicher Man̄, mein Herr Gegner! Und alſo glauben Sie es noch nicht,

daß levis, weñ die erſte Silbe lang iſt, allezeit glatt oder blank heißt? Und alſo meinen Sie wirklich, daß es blos auf meinen Befehl ſo heiſſen ſolle? Wahrhaftig Sie ſind liſtig! Die Gebote der Grammatik zu meinen Geboten zu machen, damit ſie Ihnen nicht folgen dürfen! Ein Streich, den ich bewundere! Doch, Scherz bei Seite; haben Sie deñ niemals gehört, wie levis nach der Meinung groſer Stiliſten eigentlich ſolle geſchrieben werden? Haben Sie nie gehört, daß alle Diphthonge lang ſind? Ich vermuthe, daß in Laublingen ein Schulmeiſter ſein wird, welcher auch ein Wort Latein zu verſtehen denkt. Erkundigen Sie ſich bei dieſem, weñ ich Ihnen rathen darf. Sollte er aber eben ſo unwiſſend ſein, als Sie: ſo will ich kommen und die Bauern aufhezen, daß ſie ihm Knall und Fall die Schipe geben. Ich weiß auch ſchon, wen ich Ihnen zum neuen Schulmeiſter vorſchlagen will. Mich. Ihr Votum, Herr Paſtor, habe ich ſchon. Nicht? Alsdañ wollen wir wieder gute Freunde werden, und gemeinſchaftlich Ihre Überſezung rechtſchaffen durchakern. Vor der Hand aber können Sie, auf meine Gefahr, die leichten Helme immer in blanke verwandeln: Deñ was Ihre Ausflucht anbelangt, von der weiß ich nicht, wie ich bitter genug darüber ſpotten ſoll. — „Horaz, ſagen Sie, kehrt ſich zuweilen nicht an „das Silbenmaß, ſo wenig als an die Schönheit der „Wortfügung.“ — Kañ man ſich etwas ſeltſameres träumen laſſen? Horaz muß Schnizer machen, damit der Herr Paſtor in Laublingen keine möge gemacht haben. Doch ſtille! es ſteht ein Beweis dabei. In der 19 Ode des zweiten Buchs, ſoll Horaz noch einmal die erſte Silbe in levis lang gebraucht haben, ob es ſchon daſelbſt offenbar leicht heiſſe:

Disjecta non levi ruina.

Allein, wen̄ ich bitten darf, laſſen Sie den Staub weg, den Sie uns in die Augen ſtreuen wollen. Schämen Sie ſich nicht, eine fehlerhafte Lesart ſich zu Nuze zu machen? Es iſt wahr, wie Sie den Vers anführen, würde ich beinahe nicht wiſſen, was ich antworten ſollte. Zum guten Glüke aber kan̄ ich unſern Leſern ſagen, daß die beſten Kunſtrichter für levi hier leni leſen, und daß man ihnen nothwendig beifallen muß. Ich berufe mich deßwegen von Herrn Lange dem Überſezer, auf Herrn Lange den Dichter. Dieſer soll mir ſagen, ob nicht, non levis ruina, ein nicht leichter Fall, für den Horaz ein ſehr gemeiner Ausdruk ſein würde? Und ob das Beiwort: non lenis, ein nicht ſanfter, ihm nicht weit anſtändiger ſei? Sie ſezen mir die beſten Handſchriften entgegen. Welche haben Sie den̄ geſehen, mein Herr Paſtor? War keine von denen darunter, von welchen Lambinus ausdrüklich ſagt: leni habent aliquot libri manuscripti? Und wiſſen Sie den̄ nicht, daß auch in den allerbeſten die Verwechslung des n in u, und umgekehrt, nicht ſelten iſt? Überlegen Sie dieſes, vielleicht ſagen Sie endlich auch hier: „als ich recht genau zuſahe, ſo fand „ich, daß ich Unrecht hatte."

Ich hatte hier die Feder ſchon abgeſezt, als ich mich beſan̄, daß ich zum Überfluſſe Ihnen auch Autoritäten entgegenſezen müße. Bei einem Manne, wie Sie, pflegen dieſe immer am beſten anzuſchlagen. Hier haben Sie alſo einige, die mir nachzuſehen die wenigſte Mühe gekoſtet haben. Lambinus ſchreibt: laeves; Mancinellus erklärt dieſes Wort durch: splendentes; Landinus durch: politae, und ſezt mit ausdrüklichen Worten hinzu: leve cum

prima syllaba correpta sine pondere significat: sin autem prima producta syllaba profertur significat politum. Beruht dieſer Unterſchied nun noch blos auf meinem Befehle? Hermannus Figulus umſchreibt die ſtreitige Stelle alſo: qui horrendo militum concurrentium fremitu et formidabili armorum strepitu ac fulgore delectatur. Laſſen Sie uns noch ſehen, wie es Dacier überſezt; er, der ſo oft ihr Schild und Schuz ſein muß: qui n'aime à voir que l'éclat des casques. In der Anmerkung leitet er levis von λειος her, und erklärt es durch: polies und luisantes. Habe ich nun noch nicht Recht! O ziſcht den Starrkopf aus!

1. B. 11. Ode.

Vina liques. „Zerlaß den Wein.“ Ich habe dieſen Ausdruk getadelt, und mein Tadel beſteht noch. Mein ganzer Fehler iſt, daß ich mich zu kurz ausgedrukt, und Sie, mein Herr Lange, für ſcharfſichtiger gehalten habe, als Sie ſind. Sie bitten mich, die Ruthe wegzulegen. Vielleicht, weil Sie zum voraus ſehen, daß Sie ſie hier am meiſten verdienen würden. Ihre Antwort beruht auf vier Punkten; und bei allen vieren werde ich ſie nöthig haben. Man wird es ſehen.

1. Sie ſagen: „liquare heiſſe zerlaſſen und zer„ſchmelzen; beides aber ſei nicht einerlei.“ Beides aber, ſage ich, iſt einerlei, weil beides in dem Hauptbegriffe: flüſſig machen, liegt. Ein Fehler alſo! Der andere Fehler iſt eine Bosheit, weil Sie wider alle Wahrſcheinlichkeit meine Kritik ſo aufgenommen haben, als ob ich verlangte, daß Sie vinum liquare durch: den Wein ſchmelzen, hätten geben ſollen. Sie fragen mich, ob es in den Worten des Plinius: alvum liquare, auch ſchmelzen heiſſe? Ich aber thu die Gegenfrage: heißt es den zer-

laſſen? Die Hauptbedeutung iſt: flüſſig, und folglich auch, klar machen; wie ich ſchon geſagt habe.

2. Nun wollen Sie, Herr Paſtor, gar Scholiaſten anführen, und zwar mit einem ſo froſtigen Scherze, daß ich beinahe das kalte Fieber darüber bekommen hätte. Den erſten Scholiaſten nennen Sie: Acris. Acris? Die Ruthe her! Die Ruthe her! Er heißt Acron, kleiner Knabe! Laß doch du die Scholiaſten zufrieden. — Den andern nennen Sie, Herr Paſtor: Landin. Landin? Da haben wir's! Merkt's, ihr Quintaner, indem ich es dem Herrn Lange ſage, daß man keinen Commentator aus dem 16 Jahrhunderte einen Scholiaſten nennen kañ. Es wär' eben ſo abgeſchmakt, als weñ ich den Joachim Lange zu einem Kirchenvater machen wollte.

3. Ich weiß es, Herr Paſtor, daß bei liquefacere in dem Wörterbuche zerlaſſen ſteht. Es iſt aber hier von liquare und nicht liquefacere die Rede. Doch, weñ Sie es auch bei jenem gefunden haben, ſo merken Sie ſich, daß nur unverſtändige Anfänger ohne Unterſchied nach dem Wörterbuche überſezen. Bei vertex hätten Sie dieſes thun ſollen, und nicht hier; hier wo es, weñ Sie anders deutſch reden wollten, durchaus nicht anging.

4. Gut; Sanadon ſoll Recht haben; vinum liquare ſoll den Wein filtriren, oder ihn durchſäugen heiſſen; obgleich noch etwas mehr dazu gehört. Ich weiß es, daß es dieſes heißt, zwar nicht aus dem Sanadon, ſondern aus dem Columella und Plinius, von welchem leztern Sie, mein Herr Lange, nichts mehr zu wiſſen ſcheinen, als was alvum liquare heißt. Eine Beleſenheit, die einen Apothekerjungen neidiſch machen mag! — Doch worauf ging deñ nun meine Kritik? Darauf, daß kein Deutſcher bei dem Worte zerlaſſen

auf eine Art von Filtriren denken wird, und daß ein jeder, dem ich ſage: ich habe den Wein zerlaſſen, glauben muß, er ſei vorher gefroren geweſen. Haben Sie dieſes auch gemeint, Herr Paſtor? Beinahe wollte ich das juramentum credulitatis darauf ablegen! Deñ, was Sie verdächtig macht, iſt dieſes, daß die Ode, in welcher die ſtreitige Stelle vorkomt, augenſcheinlich zur Winterszeit muß ſein gemacht worden. Dieſen Umſtand haben Sie in Gedanken gehabt, und vielleicht geglaubt, daß Italien an Lapland gränzt, wo wohl gar der Brandewein gefriert. — In der Geographie ſind Sie ohnedem gut bewandert, wie wir unten ſehen werden. — Sie laſſen alſo den Horaz der Leuconoe befehlen, „ein Stük aus dem Faſſe auszuhauen, und es an dem Feuer wieder flüſſig zu machen.“ So habe ich mir Ihren Irrtum gleich anfangs vorgeſtellt, und in der Eil' wollte mir keine andre Stelle aus einem Alten, als aus dem Martial, beifällen, die Sie ein wenig aus dem Traume brächte. Was ſagen Sie nun? Kañ ich die Ruthe weglegen? Oder werden Sie nicht vielmehr mit Ihrem Dichter beten müßen:

— — — neque
Per nostrum patimur scelus
Iracunda Jovem ponere fulmina.

Zwar, das möchte zu erhaben ſein; beten Sie alſo nur lieber Ihr eigenes Verschen:

„O wie verfolgt das Glük die Frommen!
„Hier bin ich garſtig weggekommen.“

Bei Gelegenheit ſagen Sie mir doch, auf welcher Seite Ihrer horaziſchen Oden ſtehen dieſe Zeilen? Sie machen Ihnen Ehre!

2. B. 1. Ode.

Graveſque principium amicitiae.

Was ſoll ich von Ihnen denken, Herr Paſtor? Wen̄ ich Ihnen zeige, daß Sie der einzige weiſe Sterbliche ſind, der hier unter graves etwas anders als ſchädlich verſtehen will, was werden Sie alsdan̄ ſagen? Laſſen Sie uns von den franzöſiſchen Überſezern anfangen; ſie ſind ohnedem, wie ich nunmehr wohl ſehe, Ihr einziger Steken und Stab geweſen. Ich habe aber deren nicht mehr als zwei bei der Hand; den Dacier und den Batteux. Jener ſagt: vous nous decouvréz le secret des funestes ligues des Princes; dieſer ſagt faſt mit eben dieſen Worten: les ligues funestes des Grands. — Betrachten Sie nunmehr alte und neue Commentatores. Acron ſezt für graves: perniciosas aut inſidas; Mancinellus, erklärt es durch: noxias. Hermannus Figulus ſezt zu dieſer Stelle: puta societatem Craſsi, Pompeji et Caesaris, qua orbis imperium occuparunt, afflixerunt atque perdiderunt. Chabotius fügt hinzu: amicitiae Principum istorum fictae et simulatae erant, ideo et ipsis inter se et populo Roman. perniciosae fuerunt. Rodellius endlich in ſeiner für den Dauphin gemachten Umſchreibung gibt es durch: perniciosas Procerum coitiones. — Sagen Sie mir, iſt es nun noch blos leſſingiſch? Sie erweiſen einem jüngen Kritiker, wie Sie ihn zu nennen pflegen, allzuviel Ehre, die Erklärungen ſo verdienſtvoller Männer nach ihm zu benennen. Laſſen Sie ſich noch von ihm ſagen, daß Horaz hier ohne Zweifel auf einen Ausſpruch des jüngern Cato zielet, nach welchem er behauptet: non ex inimicitiis Caesaris atque Pompeji, sed ex ipsorum et Craſsi societate amica omnia Reipubl. profecta esse mala. Ich bin des Aufſchlagens müde; wen̄ Sie aber mehr Zeit dazu ha-

ben, als ich, ſo fordre ich Sie hiermit auf, mir denjenigen Ausleger zu nennen, welcher auf Ihrer Seite iſt. Ihre Entſchuldigung von der Beſcheidenheit des Horaz iſt eine Grille, weil der Dichter nicht das zweite, ſondern das erſte Triumvirat will verſtanden wiſſen. Daß gravis eigentlich ſchwer heiſſe, brauche ich von Ihnen nicht zu lernen, und ich würde es ſehr wohl zufrieden geweſen ſein, weñ Sie ſchwer geſezt hätten. Allein Sie ſezen wichtig, und das iſt abgeſchmakt. Bei ſchweren Bündniſſen hätte man wenigſtens noch ſo viel denken können, daß ſie der Republik ſchwer gefallen wären; bei Ihrem Beiworte hingegen läßt ſich ganz und gar nichts denken. Überhaupt muß Ihnen das gravis ein ſehr unbekañtes Wort geweſen ſein, weil Sie es an einem andern Orte gleichfalls falſch überſezen. Ich meine die zweite Ode des erſten Buchs, wo Sie graves Persae durch: harte Perſer, geben. Dieſe Überſezung iſt ganz wider den Sprachgebrauch, nach welchem die Perſer eher ein weichliches, als ein hartes Volk waren. In eben dieſer Ode ſagt Horaz: grave seculum Pyrrhae, welches Sie ein klein wenig beſſer durch: „der Pyrrha betrübte Zeit,“ ausdrüken. Was erhellet aber aus angeführten Orten deutlicher als dieſes, daß es dem Dichter etwas ſehr gemeines ſei, mit dem Worte gravis den Begrif: ſchädlich, ſchreklich, fürchterlich zu verbinden? Ohne Zweifel glauben Sie dem Dacier mehr als mir; hören Sie alſo, was er ſagt, und ſchämen Sie ſich auch hier Ihres Starrkopfs: il appelle les Perses graves, c'est à dire terribles, redoutables, à cause du mal qu'ils avoient fait aux Romains, comme il à deja apellé le siècle de Pyrrha grave, par la même raison. An einem andern Orte ſagt eben dieſer Ausleger, daß gravis ſo viel als horribilis wäre; ein

Beiwort, welches Horaz den Medern, ſo wie jenes den Perſern gibt.

2. B. 4. Ode.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum.

Hier weiß ich nicht, wo ich zuerſt anfangen ſoll, Ihnen alle ihre Ungereimtheiten vorzuzählen. Sie wollen mir beweiſen, daß trepidare, an mehr als einer Stelle, zittern heiſſe, und verlangen von mir, ich ſolle Ihnen die Ausgabe des Cellarius angeben, in welcher eilen ſtehe. Sagen Sie mir, Herr Paſtor, führen Sie ſich hier nicht als einen tükiſchen Schulknaben auf? Als einen Schulknaben, daß Sie verlangen, Ihnen aus dem Cellarius mehr zu beweiſen, als darin ſtehen kan̄; als einen tükiſchen, daß Sie meine Worte verdrehen, als ob ich geſagt hätte, daß trepidare überall eilen heiſſe. Sehen Sie doch meinen Brief nach: wie habe ich geſchrieben? „Trepidare, ſind meine Worte, „kan̄ hier nicht zittern heiſſen; es heißt nichts als „eilen.“ Verſtehen Sie den̄ nicht, was ich mit dem Hier ſagen will? Ein Quintaner weiß es ja ſchon, wen̄ er dieſes Wörtchen lateiniſch durch h. l. ausgedrükt findet, daß eine nicht allzugemeine Bedeutung damit angemerkt werde. Doch was predige ich Ihnen viel vor? Sie müßen mit der Naſe darauf geſtoßen ſein. Nun wohl! Erſt will ich Ihnen zeigen, daß trepidare gar oft, auch bei andern Schriftſtellern, eilen heiſſe; und zum andern, daß es hier nichts anders heiſſe. Schlagen Sie alſo bei dem Virgil das neunte Buch der Äneis nach; wie heißt der 114 Vers?

Ne trepidate meas, Teucri, defendere naves.

Was heißt es nun hier? Eilen. Haben Sie den

Julius Cäſar geleſen? haben Sie nicht darin gefunden, daß dieſer trepidare und concursare mit einander verbindet? Was muß es da heiſſen? Eilen. Drei Zeugen ſind unwiderſprechlich. Schlagen Sie alſo noch in dem Livius nach, ſo werden Sie, wo ich nicht irre, in dem 23 Buche finden: cum in sua quisque ministeria discursu trepidat. Trepidare kañ alſo eilen heiſſen, und heißt auch nichts anders in der ſtreitigen Stelle des Horaz. Alle Ausleger, ſo viel ich deren bei der Hand habe, ſind auf meiner Seite. Acron erklärt es durch: festinavit; Landinus durch: properavit. Chabotius ſezt hinzu: verbum est celeritatis; Lambinus fügt bei: usus est verbo ad significandum celerrimum aetatis nostrae cursum aptissimo. Noch einen kañ ich anführen, den Jodocus Badius, welcher ſich mit dem Scholiaſten des Worts festinavit bedienet. Wollen Sie einen neuern Zeugen haben, ſo wird Ihnen vielleicht Dacier anſtatt aller ſein können. Sie ſcheïnen ſeine Überſezung nur immer da gebraucht zu haben, wo ſie zweïfelhaft iſt. Hätten Sie doch auch hier nachgeſehen, ſo würden Sie gefunden haben, daß er es vollkommen nach meinem Sinne gibt: un homme dont l'âge s'est haté d'accomplir le huitième lustre. — Hier kõnte ich abbrechen, und meine Kritik wäre erwieſen genug, weñ ich nicht noch auf Ihre ſeltſame Entſchuldigungen etwas antworten müßte. Ich hatte geſagt: „es müße deßwegen hier eilen heiſſen, weil man in „dem 40 Jahre ſchwerlich ſchon zittere.“ Hierauf aber antworten Sie ganz eifrig: „Was? iſt „das ſo etwas ſeltſames, daß ein Trinker, wie Ho„raz, der auch nicht keuſch lebte, im 40 Jahre zit„tert?“ — Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Paſtor, das iſt nicht Ihr Ernſt. Oben lachte ich ſchon über Sie, daß Sie, ſich zu entſchuldigen, den Horaz

zu einem Dichter machen, welcher ſich weder um das Silbenmaß, noch um die Wortfügung bekümmert. Was ſoll ich nun hier thun, hier, wo Sie ihn, ſich zu retten, gar zu einem Trunkenbolde und Hurer machen, welcher in ſeinem 40 Jahre die Sünden ſeiner Jugend büßen muß? Weñ Sie von dem guten Manne ſo ſchlecht denken, ſo iſt es kein Wunder, daß er Sie mit ſeinem Geiſte verlaſſen hat. Daß dieſes wirklich müße geſchehen ſein, zeigen Sie gleich einige Zeilen darauf, indem Sie auf eine recht kindiſche Art fragen: „Was „deñ das Eilen hier ſagen könne? Ob Horaz ſchnel„ler 40 Jahr alt geworden, als es von Rechts we„gen hätte ſein ſollen? Ob ſein achtes Luſtrum „weniger Wochen gehabt, als das ſiebente?“ Wahrhafte Fragen eines Mannes, bei dem die geſunde Vernunft Abſchied nehmen will! Sind Sie, Herr Paſtor, in der That noch eben der, welcher in ſeinen horaziſchen Oden ſo vielen lebloſen Dingen Geiſt und Leben gegeben, ſo manchem nothwendigen Erfolge Vorſaz und Abſicht zugeſchrieben, ſo manchen Schein für das Weſen genommen, kurz alle poetiſche Farben ſo glüklich angebracht hat? Wie kañ Sie jezt ein Ausdruk befremden, der, weñ er auch uneigentlich iſt, doch unmöglich gemeiner ſein kañ? „Das Jahr eilt zu Ende; die Zeit eilt „herbei;“ ſind Redensarten, die der gemeinſte Mañ im Munde führet. Aber wohin verfällt man nicht, weñ man ſich, in den Tag hinein, ohne Überlegung, vertheidigen will! Die Rechthaberei bringt Sie ſogar ſo weit, daß Sie ſich ſelbſt an einem andern Orte eines Fehlers beſchuldigen, um Ihren Fehler nur hier gegen mich zu retten. Was ich tadle, muß recht ſein; und was ich lobe, muß falſch ſein. Ich hatte nämlich Ihre eigene Überſezung der Stelle:

Sed vides quanto trepidet tumultu
Pronus Orion —

wider Sie angeführt, wo Sie das trepidare ſchlechtweg durch eilen überſezt haben. Allein Sie wollen lieber das Zittern weggelaſſen haben, als mir Recht geben. Pronus trepidat, ſagen Sie, heißt: „er „eilt zitternd hinunter. Ich habe das Wort pronus —“ (Hier mag ich mich in Acht nehmen, daß ich vor Lachen nicht einen Klekſ mache) — „durch eilen „ausgedrükt, das Zittern habe ich weggelaſſen, weil „ich zu ſchwach war, das ſchöne Bild vollkommen „nachzumalen.“ — Und alſo haben Sie in der That pronus durch eilen ausgedrükt? Ich denke, dieſes heißt hier: zum Untergange? Sagen Sie es nicht ſelbſt?

„Doch ſiehſt du nicht, mit was vor Brauſen
„Orion zum Untergang eilet?“

Wahrhaftig Sie müßen jezt Ihre Augen nicht bei ſich gehabt haben; oder Ihre Überſezung hat ein anderer gemacht. Sie wiſſen ja nicht einmal was die Worte heiſſen, und wollen das durch eilen gegeben haben, was doch wirklich durch: zum Untergange, gegeben iſt. — Ich will nur weiter gehen, weil es lächerlich ſein würde, über einen Gegner, der ſich im Staube ſo herumwinden muß, zu jauchzen.

2. B. 5. Ode.

— — nondum munia comparis
Aequare (valet).

Dieſes hatten Sie, mein Herr Paſtor, durch: „ſie iſt noch der Huld des Gatten nicht gewachſen,“ überſezt. Ich tadelte daran theils, daß ſie hier ganz an der unrechten Stelle allzu edle Worte gebraucht, theils, daß Sie den Siñ verfehlt hätten.

Auf das erſte antworten Sie: „Horaz brauche ſelbſt „edle Worte, welches auch Dacier erkañt habe.“ Allein verzeihen Sie mir, Horaz braucht nicht edle, ſondern ehrbare Worte, und weñ Dacier ſich erkläret: c'est un mot honête, ſo kañ nur einer, welcher gar kein Franzöſiſch kañ, wie Sie, hinzuſezen: „merk's, ein edel Wort!“ Merk's ſelber: honnête heißt nicht edel, ſondern ehrbar. Ich habe Ihnen nicht verwehren wollen, ehrbare Worte von Thieren zu brauchen; wohl aber edle. Jene haben ſchon Chabotius und andre in der Stelle des Horaz erkañt, ob dieſer gleich hinzuſezt: non minus esse in his verbis translatis obscoenitatis, quam si res fuisset propriis enunciata, aut rigido pene, aut mutone etc. Dieſe aber finde ich nicht, weil Horaz ein viel zu guter Dichter war, als daß er nicht alle ſeine Ausdrüke nach der Metapher, in der er war, hätte abmeſſen ſollen. Oder glauben Sie wirklich, daß munia und Huld von gleichem Werthe ſind? überlegen Sie deñ nicht, daß Huld ein Wort iſt, welches von dem Höhern gegen den Niedrigen, ja gar von Gott gebraucht wird, das Unbegreifliche in ſeiner Liebe gegen den Menſchen auszudrüken? Doch genug hiervon; laſſen Sie uns meinen zweiten Tadel näher betrachten, welcher die Überſezung ſelbſt angeht. Die ganze Strophe bei dem Horaz iſt dieſe:

Nondum subacta ferre jugum valet
Cervice: nondum munia comparis
Aequare, nec tauri ruentis
In Venerem tolerare pondus.

Ich würde es ungefähr ſo ausdrüken: „Noch taugt „ſie nicht, mit gebändigtem Naken das Joch zu tragen; noch taugt ſie nicht, die Dienſte ihres Nebengeſpañs zu erwidern, und die Laſt des zu ihrem Genuſſe ſich auf ſie ſtürzenden Stiers zu erhalten.“

Sie aber, der Sie noch den Nachdruk des Silbenmaßes voraus haben, laſſen den Dichter ſagen:

„Sie kañ noch nicht mit dem gebeugten Naken
„Das Joch ertragen; ſie iſt noch
„Der Huld des Gatten nicht gewachſen,
„Sie trägt noch nicht die Laſt des brünſtigen Stiers.“

Hier nun habe ich getadelt, und tadle noch, daß Sie bei dem zweiten Gliede: nondum munia comparis aequare valet, ohne Noth und zum Nachtheile Ihres Originals von den Worten abgegangen ſind. Ich ſage zum Nachtheile, weil Horaz dadurch ein Schwäzer wird, und einerlei zweimal ſagt. „Der Huld „des Gatten nicht gewachſen ſein, und: die Laſt des „brünſtigen Stiers nicht tragen können,“ ſind hier Tautologien, die man kaum einem Ovid vergeben würde. Sie fallen aber völlig weg, ſo wie ich den Siñ des Dichters ausdrüke; ob Sie gleich ganz ohne Überlegung vorgeben, daß ich alsdañ das zweite Glied zu einer unnöthigen Wiederholung des erſten mache. Da, „das Joch noch nicht tragen können,“ ohne Zweifel weniger iſt, als „die Dienſte des Ne„bengeſpañs noch nicht erwidern können;“ ſo ſteigen bei mir die Ideen, nach dem Geiſte des Horaz, vollkommen ſchön. Muß man dieſes noch einem Manne deutlich machen, der auf dem Lande, in der Nachbarſchaft ſolcher Gleichniſſe, lebt? Vergebens ſtellen Sie mir hier einige Ausleger entgegen, welche unter munia die Beiwohnung verſtehen. Dieſe Männer wollen weiter nichts ſagen, als was es bei Anwendung der ganzen Metapher auf ein unreifes Mädchen heiſſen könne. Sie fangen ſchon bei jugum an, die Einkleidungen wegzunehmen, und kein ander jugum darunter zu verſtehen, als das bei dem Plautus, wo Palinurus fragt: jamne ea fert jugum? und worauf Phädromus antwortet: pudica est, neque dum cu-

bitat cum viris. Weñ Sie ihnen, Herr Paſtor, dort gefolgt ſind, warum auch nicht hier? Warum haben Sie nicht gleich geſagt: „ſie kañ noch nicht beſprungen werden?“ Es würde zu Ihrem: „ſie iſt der „Huld des Gatten noch nicht gewachſen,“ vollkommen gepaßt haben. — Doch ich will mich hier nicht länger aufhalten; ich will blos noch ein paar Zeugniſſe für mich anführen, und Sie laufen laſſen. Erasmus ſagt: Metaphora ducta a juvenca, cui nondum suppetunt vires, ut in ducendo aratro pares operis vires sustineat. Cruquius ſezt hinzu: quae nondum est jugalis, quae non aequo et pari labore concordiaque cum suo pari, id est, marito, jugum et munia molestiasque tractat familiares. Lubinus erklärt die ſtreitige Stelle: nondum munia, onera et labores, una cum compare suo (cum quo jugo juncta incedit) pari robore ferre et ex aequo praestare valet. Alle dieſe werden es auch gewußt haben, was man unter munia verſtehen könne, weñ man es nach dem sensu nupto nehmen wolle; ſie haben aber geſehen, daß man es hier nicht verſtehen müße, und dieſes, Herr Paſtor, hätten Sie auch ſehen ſollen.

2. B. 12. Ode.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem.

Auch hier wollen Sie noch ſtreiten? Ihr: „den „Hals den heiſſen Küſſen entziehen,“ ſoll alſo nicht das Gegentheil von dem ſein, was Horaz ſagen will? Ich bitte Sie, betrachten Sie doch die Stelle mit kaltem Blute, weñ Sie es fähig ſind, noch einmal.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem, aut facili saevitia negat,
Quae poscente magis gaudeat eripi etc.

Finden Sie, der Sie ſonſt ein Mañ von Geſchmak ſind, deñ nicht, daß Horaz hier durch das aut einen kleinen Gegenſaz macht? „Jezt, will er „ſagen, dreht ſie den Hals ſchmachtend den heiſſen „Küſſen entgegen; jezt verſagt ſie das mit verſtellter „Grauſamkeit, was ſie ſich doch nur allzugern rauben „läßt.“ — Doch Sie wollen keine Gründe annehmen; Sie wollen alles nur durch Zeugniſſe berühmter Ausleger beigelegt wiſſen. Auch mit dieſen köñte ich Sie überſchütten, weñ mich die Mühe des Abſchreibens nicht verdröße. Ich muß Ihnen aber ſagen, daß ſie alle auf meiner Seite ſind, nur die zwei nicht, welche Sie anführen. Und wer ſind die? Den einen nennen Sie Acriſius, und den andern Porphyr. Was iſt das für ein Mañ, Acriſius? — Endlich werde ich Erbarmung mit Ihnen haben müßen, Herr Paſtor. Sie wollen abermals Acron ſagen. Ich hätte Ihr obiges Acris gerne für einen Drukfehler gehalten, weñ mir nicht dieſe noch falſchere Wiederholung ſo gelinde zu ſein verwehrte. Wiſſen Sie deñ aber, mein lieber Herr Gegner, warum die beiden Scholiaſten, Acron und Porphyr, auf Ihrer, und nicht auf meiner Seite ſind? Deßwegen, weil ſie, wie es aus der Anmerkung des erſtern offenbar erhellt, eine andre Lesart gehabt, und anſtatt detorquet ad oscula, detorquet ab osculis gefunden haben. Haben Sie deñ auch dieſe Lesart? Sie haben ſie nicht, und ſind ihr auch nicht gefolgt, weil Sie es ſonſt in Ihrer Antwort würden erinnert haben. Die Anmerkung, die Dacier zu dieſer Stelle macht, iſt ſehr gründlich; und nur Ihnen ſcheinet ſie nicht hinlänglich. Aber warum deñ nicht? Etwa weil ſie Ihnen widerſpricht? Oder haben Sie ſie nicht verſtanden? Das kañ ſein, ich will alſo ein Werk der Barmherzigkeit thun, und ſie Ihnen überſezen, weil ſie ohnedem die

beſte Rechtfertigung meiner Kritik ſein wird. „Es „läßt ſich, ſagt er, nichts galanters und nichts „beſſer ausgedrüktes, als dieſe vier Verſe, erden„ken. Den erſten aber hat man nicht wohl ver„ſtanden, weil die Ausleger geglaubt, Horaz wolle „ſagen, daß Licinia ihren Mund den Küſſen des „Mäcenas entziehen wolle; allein ſie haben nicht „überlegt, daß er, weñ dieſes wäre, nothwendig „hätte ſagen müßen: detorquet ab osculo, und „nicht ad osculum. Horaz ſagt alſo, daß Mäcen „von Liebe gleich ſtark entflamt ſei, Licinia möge „nun mit ihrem Munde ſeinen Küſſen begegnen „wollen, oder auch auf eine nicht abſchrekende Art „ſeiner Liebe widerſtehen. Detorquet cervicem ad oscula „ſagt man von einem Mädchen, das, indem es „thut, als ob es den Küſſen ausweichen wolle, ſeinen „Hals ſo zu wenden weiß, daß ihr Mund mit dem „Munde ihres Geliebten zuſammen kömt. Man „wird geſtehen, daß dieſe Erklärung gegenwärtiger „Stelle eine ganz andre Wendung gibt." — Ich bin hier mit dem Dacier vollkommen zufrieden, nur daß er mir ein wenig zu ſtolz thut, gleich als ob dieſer Einfall blos aus ſeinem Gehirne gekommen ſei, da ihn doch alle gehabt haben, und nothwendig haben müßen, welche ab osculis leſen. Sogar der Paraphraſt Lubinus ſagt: dum roseam suam cervicem ad oscula tua, ut tibi gratificetur, inclinat et detorquet.

3. B. 21. Ode.

Nun komm' ich auf einen Punkt, der Ihnen, Herr Paſtor, Gelegenheit gegeben hat, eine wahrhafte Bettelgelehrſamkeit zu verrathen. Ich habe in dieſer Ode getadelt, das Sie prisci Catonis durch: „Priſcus Cato," überſezt haben. Ich habe dazu geſezt, daß man ſich dieſe Ungereimtheit kaum ein-

bilden könne, und endlich die Frage beigefügt, welcher von den Catonen Priſcus geheiſſen habe? Erſtlich alſo muß ich Ihnen zeigen, daß Sie, Ihrer Rechtfertignng ungeachtet, dennoch falſch überſezt haben; und hernach muß ich ſelbſt meine eigene Frage rechtfertigen. Doch ich will das leztere zuerſt thun, weil ich alsdañ etwas kürzer ſein kañ. Welcher von den Catonen hat Priſcus geheiſſen? Wider dieſe Frage führen Sie mir, grundgelehrter Herr Paſtor, das Zeugniß des Dacier und des Mancinelli an, welche beide ſagen, daß der ältere Cato Priſcus geheiſſen habe. Ei! Dacier und Mancinelli! Mancinelli und Dacier! Sind das die Leute, mit welchen man etwas ſtreitiges aus den Altertümern beweiſet? Keine beſſern wiſſen Sie nicht? Wahrhafte Bettelgelehrſamkeit! um es noch einmal zu wiederholen. Weñ ich nun behauptete, Dacier habe den Mancinelli ausgeſchrieben, und Mancinelli rede ohne Beweis; was würden Sie wohl thun? Sie würden dieſe Ihre fontes noch einmal zu Rathe ziehen; Sie würden ſehen, ob ſie keine andere fontes anführen. Allein ſie führen keine an. Was nun zu thun? Das weiß Gott! — Doch, Herr Paſtor, ich will Sie in dieſe Verlegenheit nicht ſezen. Was hätte ich davon, mit etwas zurükzuhalten, welches im geringſten nicht wider mich iſt. Lernen Sie alſo von mir, was ich weder von dem Mancinelli noch dem Dacier habe lernen dürfen, daß dieſe Ihre beiden Helden ohne Zweifel auf eine Stelle des Plutarchs in dem Leben des ältern Cato zielen. Εκαλειτο δε, heißt es auf meiner 336 Seite der wechelſchen Ausgabe, τῳ τριτῳ των ονοματων προτερον ου Κατων αλλα Πρισκος, ὑςερον δε τον Κατωνα της δυναμεως επονυμον εσχε. Ρωμαιοι γαρ τον εμπειρον Κατωνα ονομαζουσιν. Weñ es Ihnen, mein lieber Herr Paſtor, mit dem Griechi-

ſchen etwa ſo gehet, wie mit den allgebraiſchen Aufgaben, die zu verſtehen, nach der 4 Seite Ihres Schreibens, es ſehr viel koſten ſoll: ſo ſchlagen Sie die Überſezung des Herrn Kinds, die 520 Seite des 3 Theiles auf, wo Sie folgendes finden werden: „Im Anfange hieß ſein dritter Name Priſcus, „und nicht Cato, welchen man ihm wegen ſeiner „Klugheit beilegte, weil die Römer einen klugen „und erfahrnen Mañ Cato hießen.“ — Ei, mein Herr Lange! Mache ich Ihnen hier nicht eine entſezliche Freude! Ich gebe Ihnen den Dolch ſelbſt in die Hand, womit Sie mich ermorden ſollen. Nicht? Ehe Sie aber zuſtoßen, bitte ich, ſo ſehen Sie die griechiſche Stelle noch einmal an. Liegen folgende Säze nicht deutlich darin? Der ältere Cato hat niemals mehr als drei Namen gehabt; er hieß Priſcus bis er anfing Cato zu heiſſen: ſobald er Cato hieß, verlor er den Namen Priſcus; und nie hat er zuſammen Priſcus Cato geheiſſen, welches vier Namen ausmachen würde, die er nach dem Zeugniſſe Plutarchs nie geführt hat. Weñ ich alſo gefragt habe: welcher von den Catonen Priſcus genañt worden; ſo hat nur Herr Paſtor Lange, der ſeinen Gegner für ſo unwiſſend hält, als er ſelbſt iſt, glauben können, als ob ich ſo viel fragen wolle: welcher von den Catonen, ehe er Cato geheiſſen, den Namen Priſcus geführt habe? Was würde dieſes zu der Stelle des Horaz helfen, wo nicht von einem Manne geredet wird, der zu verſchiedenen Zeiten, erſt Priſcus, und hernach Cato geheiſſen, ſondern von einem, welcher beide Namen zugleich, wie Herr Lange will, geführet haben ſoll? Meine Frage ſcheinet durch die Auslaſſung eines einzigen Worts ein wenig unbeſtim̃t geworden zu ſein. Ich hätte nämlich, um auch den Verdrehungen keine Blöße zu geben, mich ſo ausdrüken ſollen: Wel-

cher von den Catonen hat deñ Priſcus Cato geheiſſen? Auf dieſe Frage nun iſt unmöglich anders zu antworten als: Keiner. Mancinelli und Dacier ſelbſt unterſcheiden die Zeiten, und ſagen nicht, daß er Priſcus Cato zugleich geheiſſen habe. Sie begehen folglich einen Schnizer, weñ Sie nach Ihrer Art recht wizig ſein wollen, und im Tone der alten Weiber ſagen: „es war einmal ein Mañ, der „hieß Priſcus, und bekam den Zunamen Cato.“ Nein, mein altes Mütterchen, das iſt falſch; ſo muß es heiſſen: „es war einmal ein Mañ, deſſen Zuname „Priſcus durch einen andern Zunamen, Cato, verdrungen ward.“ — Doch laſſen Sie uns weiter gehen. — Da es alſo hiſtoriſch unrichtig iſt, daß jemals ein Priſcus Cato in der Welt geweſen iſt, ſo köñte es, wird man mir einwenden, gleichwohl dem Dichter erlaubt ſein, dieſe zwei Namen zuſammenzubringen. Gut! und das iſt der zweite Punkt, auf den ich antworten muß; ich muß nämlich zeigen, daß Horaz hier gar nicht Willens geweſen iſt, eine Probe ſeiner Keñtniß der catoniſchen Familiengeſchichte zu geben, und daß ein Herr Lange, der dieſes glaubt, ihn gelehrter macht, als er ſein will. Dieſes zu thun will ich, um mir bei Ihnen ein Anſehen zu machen, alte und neue Ausleger anführen, und zugleich die Gründe unterſuchen, welche ſie etwa mögen bewogen haben, ſo wie ich zu denken. Überhaupt muß ich Ihnen ſagen, daß ich unter mehr als dreiſſig beträchtlichen Ausgaben keine einzige finde, die das priscus mit einem großen P ſchreibet, welches doch nothwendig ſein müßte, weñ ihre Beſorger es für einen Zunamen angeſehen hätten. Nennen Sie mir doch, Wunders halber, diejenige, die in dieſem Punkte ſo etwas beſonders hat. Ihr eigner Text, welchem es ſonſt an dem Beſondern, wenigſtens in Anſehung der Feh-

ler, nicht mangelt, hat die gemeine Schreibart beibehalten; ſo daß ich ſchon entſchuldiget genug wäre, weñ ich ſagte: ich habe Sie beurtheilt, ſo wie ich Sie gefunden. Deñ weßwegen läßt ein Überſezer ſonſt ſein Original an die Seite druken, weñ er es nicht deßwegen thut, damit man ſehen ſoll, was für einer Lesart, was für einer Interpunction er gefolgt ſei? Geſchieht es nur darum, damit das Buch einige Bogen ſtärker werde? Umſonſt ſagen Sie: „es ſei mit Fleiß geſchehen, und die Urſache „gehöre nicht hierher.“ Sie gehört hierher, Herr Paſtor, und nicht ſie, ſondern Ihr unzeitiges Siegsgeſchrei hätten Sie weglaſſen ſollen — Laſſen Sie ſich nun weiter lehren, daß alle Ausleger bei dieſer Stelle ſich in zwei Claſſen abtheilen. Die einen verſtehen den ältern Cato, den Sittenrichter, darunter; die andern den jüngern, welchen ſein Tod berühmter als alles andere gemacht hat. Jene, worunter Acron, Badius, Glareanus, Lubinus, und wie ſie alle heiſſen, gehören, erklären das priſci durch: antiquioris oder veteris, und laſſen ſich es nicht in den Siñ kommen, das Vorgeben des Plutarchs hierher zu ziehen, ob es ihnen gleich, ohne Zweifel, ſo wenig unbekañt geweſen iſt, als mir. Dieſe, welche ſich beſonders darauf berufen, daß man den Sittenrichter wohl wegen der allerauſſerordentlichſten Mäßigung gelobt, nirgends aber wegen des übermäßigen Trunks getadelt finde; da man hingegen von ſeinem Enkel an mehr als einem Orte leſe, daß er ganze Nächte bei dem Weine geſeſſen, und ganze Tage bei dem Brettſpiele zugebracht habe: dieſe, ſage ich, Lambinus, Chabotius ꝛc. verſtehen unter priſcus einen ſolchen, welcher ſeinen Sitten nach aus der alten Welt iſt, und nehmen es für ſeverus an. Einer von ihnen, Landinus, ſcheinet ſogar eine andere Lesart gehabt, und anſtatt priſci priſca, welches alsdañ mit

virtus zu verbinden wäre, gefunden zu haben. Er ſezt hinzu: prisca virtus, quae talis fuit, qualis olim in priscis hominibus esse consuevit. Ich geſtehe, daß mir dieſe Abweichung ungemein gefallen würde, weñ ſie nicht offenbar wider das Silbenmaß wäre. — Doch, was ſuche ich Ihre Widerlegung ſo weit? Ihre zwei Wehrmänner, Mancinellus und Dacier ſind Ihnen ja ſelbſt zuwider; und weñ es nicht jedem Leſer in die Augen fällt, ſo kömt es nur daher, weil Sie Ihre Zeugniſſe minder vollſtändig angeführet haben. Ich will dieſen kleinen Betrug entdeken. Bei dem Dacier hätten Sie nicht blos einen Theil der Anmerkung, ſondern auch die Überſezung ſelbſt beifügen ſollen. Doch das war Ihnen ungelegen, weil dieſe ausdrüklich für mich iſt. Weñ Dacier feſt geglaubt hat, daß priscus den erſten Zunamen des Cato bedeute, ſo ſagen Sie mir doch, warum gibt er es gleichwohl durch: la vertu du vieux Caton? Scheint er dadurch nicht erkañt zu haben, daß ſeine Anmerkung, ſo gelehrt ſie auch ſei, dennoch nicht hierher gehöre? Was vollends den Mancinelli anbelangt, ſo hätten Sie nur noch einen Perioden mehr hinzuſezen dürfen, um ſich lächerlich zu machen. Sagt er deñ nicht ausdrüklich: poëta abusus est nomine, man muß den jüngern Cato und nicht den Sittenrichter verſtehen? Oder meinen Sie etwa, daß der Widerpart des Cäſars auch einmal Priſcus geheiſſen habe? Weñ Sie dem Mancinelli ein factum glauben, warum auch nicht das andere? — Doch ich will mich nicht länger bei Zeugniſſen der Ausleger aufhalten, ſondern will nur noch durch den Parallelismum die wahre Bedeutung des priscus unwiderſprechlich beſtimmen. Ich finde zwei Stellen bei dem Horaz, von welchen ich mich wundre, daß ſie kein einziger von den Auslegern, die ich habe zu Rathe ziehen können, angeführet hat. Sie

entſcheiden alles. Die erſte ſtehet in dem neunzehnten Briefe des erſten Buchs. Horaz verſichert gleich anfangs den Mäcenas, daß keine Gedichte lange leben könten, welche von Waſſertrinkern geſchrieben würden; er macht dieſe Wahrheit zu einem Ausſpruche des Cratinus und ſagt:

Prisco si credis, Maecenas docte, Cratino.

Prisco Cratino. Ei, Herr Paſtor; Sie ſehen, es iſt hier auch vom Weintrinken, wie in unſrer ſtreitigen Stelle die Rede; ſollte wohl Cratinus auch einmal mit dem Zunamen Priſcus geheiſſen haben? Schlagen Sie doch geſchwind den Dacier oder Mancinelli nach! — Die andere Stelle werden Sie in dem zweiten Briefe des zweiten Buches finden, wo Horaz unter andern ſagt, daß ein Dichter die alten nachdrüklichen Worte, um ſtark zu reden, wieder vorſuchen müße:

Obscurata diu populo bonus eruet atque
Proferet in lucem speciosa vocabula rerum.
Quae priscis memorata Catonibus atque Cethegis.

Hier haben Sie nun gar priscis Catonibus. Weñ in der Ode prisci der Zuname geweſen iſt, warum ſoll er es nicht auch hier ſein? Ohne Zweifel haben alle Catone, nicht der Sittenrichter allein, Priſcus geheiſſen. Nicht, Herr Paſtor? Den Dacier nachgeſehen! hurtig! — Als den lezten Keil will ich noch das Zeugniß eines noch lebenden Gelehrten anführen —

nostrum melioris utroque.

Es iſt dieſes der Herr Profeſſor Geßner, welcher in der Vorrede zu ſeinen scriptoribus rei rusticae das priscus ausdrüklich zu nichts als einem horaziſchen Epitheto macht, ob ihm ſchon die Stelle des Plutarchs

bekañt war, und ob er ſchon in andern alten Schriften gefunden hatte, daß man dieſes Priſcus mit unter die Namen des Cato ſeze. Er redet nämlich von dem Buche dieſes alten Römers über den Akerbau, und neñt es, ſo wie wir es jezt aufzuweiſen haben; congeriem parum digestam oraculorum, quae Plinius vocat veri et Prisci Catonis, und ſezt hinzu: Horatianum illud epitheton tribuunt illi etiam inter nomina libri antiqui. Dieſes aber ohne Zweifel auf keine andere Art, als ihn dadurch von dem jüngern Cato, durch das Beiwort des ältern, zu unterſcheiden. — Was meinen Sie nun? Haben Sie noch richtig überſezt? Müßen Sie nun nicht geſtehen, daß ich mit Grund getadelt habe? Werden Sie noch glauben, daß ich von Ihnen etwas lernen kañ? Weñ Sie der Mañ wären, ſo würde ich weiter gehen; ich würde Ihnen über die Stelle des Plutarchs ſelbſt, ob ſie mir gleich, wie Sie oben geſehen haben, nicht widerſpricht, einige Zweifel machen; Zweifel, die mir nicht erſt ſeit geſtern und heute beigefallen ſind. Doch, wahrhaftig, ich will ſie herſezen. Weñ ich ſchon von Ihnen keine Erläuterung zu erwarten habe; ſo ſind doch die Leute eben ſo rar nicht, welche mehr, als ich und Sie, kennen. Vielleicht lieſet uns einer von dieſen, und nim̃t des Geſchichtſchreibers Partei gegen mich, welches mir ſehr angenehm ſein wird. Sie aber, Herr Paſtor, überhüpfen Sie nur

Eine kleine Ausſchweifung über obige Stelle des Plutarchs.

Der griechiſche Schriftſteller meldet uns in dem angeführten Zeugniſſe dreierlei. Erſtlich, daß Marcus Porcius der erſte aus ſeiner Familie geweſen ſei, welcher den Zunamen Cato geführt; zweitens,

daß er dieſen Zunamen wegen ſeiner Klugheit bekommen; drittens, daß er vorher den Zunamen Priſcus geführt habe. — Nun will ich meine Anmerkungen nach Punkten ordnen.

1. So viel iſt gewiß, daß Plutarch der genaueſte Geſchichtſchreiber nicht iſt. Seine Fehler, zum Exempel, in der Zeitrechnung ſind ſehr häufig. Alsdañ aber kañ man ihm am allerwenigſten trauen, weñ er Umſtände anführt, welche eine genauere Keñtniß der lateiniſchen Sprache erfordern. Dieſe, wie bekañt iſt, hat er nicht beſeſſen. Er ſagt in dem Leben des ältern Cato von ſich ſelbſt, daß er die Reden des Sittenrichters nicht beurtheilen könne, und die Art, wie er die lateiniſche Sprache erlernt zu haben vorgibt, iſt bekañt: aus griechiſchen Büchern nämlich, welche von der römiſchen Hiſtorie geſchrieben. Grundes alſo genug, ihn allezeit für verdächtig zu halten, ſo oft er ſich in die römiſche Philologie wagt, die er wenigſtens aus keinem griechiſchen Geſchichtſchreiber hat lernen können.

2. Daß unſer Sittenrichter der erſte aus der porciuſiſchen Familie geweſen ſei, welcher Cato geheiſſen habe, muß ich dem Plutarch deßwegen glauben, weil man auch andre Zeugniſſe dafür hat. Eines zwar von den vornehmſten, wo nicht gar das einzige, ich meine das Zeugniß des Plinius, (B. 7. Kap. 27.) iſt ſehr zweideutig. Er ſagt: Cato primus Porciae gentis. Kañ dieſes nicht eben ſowohl heiſſen: „Cato, welcher der erſte war, der „den Namen Porcius führte;“ als es nach der gemeinen Auslegung heiſſen ſoll: „derjenige aus dem „porciuſiſchen Geſchlechte, welcher den Namen Ca„to bekam?“ Doch es mag das lezte heiſſen, ſo kañ ich doch wenigſtens

3. die plutarchiſche Ableitung mit Grunde verdächtig machen. Er ſagt: Ρωμαιοι τον εμπειρον

Κατωνα ονομαζουσιν. Dieſes iſt offenbar falſch, und er hätte anſtatt Κατωνα, nothwendig Κατον ſchreiben ſollen; weil das Adiectivum der Lateiner nicht cato, ſondern catus heißt. Sein lateiniſcher Überſezer, Hermannus Cruſerus, ſcheint dieſen Fehler gemerkt zu haben, und gibt deßwegen die angeführten Worte: Romani experientem catum vocant. Doch, wird man ſagen, ungeachtet dieſes Fehlers, kañ die Ableitung dennoch richtig ſein; das Adiectivum mag catus heiſſen; vielleicht aber iſt es in cato verwandelt worden, weñ es die Römer als einen Zunamen gebraucht haben. — Allein auch dieſes Vielleicht iſt ungegründet. Man ſieht es an dem Beiſpiele des Älius Sextus, welcher eben dieſen Zunamen bekam; und gleichwohl nicht Cato, ſondern Catus genañt ward. Ein Vers, welchen Cicero in dem erſten Buche ſeiner tusculaniſchen Streitunterredungen anführt, und der ohne Zweifel von dem Ennius iſt, ſoll es beweiſen:

Egregie cordatus homo Catus Aeliu' Sextus.

Das Catus kañ hier nicht als ein bloßes Beiwort anzuſehen ſein, weil cordatus das Beiwort iſt, und die lateiniſchen Dichter von Häufung der Beiwörter nichts halten. Es muß alſo ein Zuname ſein, und weñ es dieſer iſt, ſo ſage man mir, warum iſt er auch nicht hier in Cato verwandelt worden, oder warum hat nur bei dem Porcius das catus dieſe Veränderung erlitten? Wollte man ſagen: jenes ſei des Verſes wegen geſchehen, ſo würde man wenig ſagen; oder vielmehr man würde gar nichts ſagen, weil ich noch ein weit ſtärkeres Zeugniß für mich aufbringen kañ. Das Zeugniß nämlich des Plinius, welcher (7. B. 31. Kap.) mit ausdrüklichen Worten ſagt: praestitere ceteros mortales sapientia, ob id Cati Cor-

culi apud Romanos cognonimati. Warum ſagt er, welcher den alten Cato bei aller Gelegenheit lobt, Cati, und nicht Catones, weñ er geglaubt hätte, daß die lezte Benennung eben dieſe Abſtammung habe?

4. Ich will noch weiter gehen, und es auch durch einen hiſtoriſchen Umſtand höchſt wahrſcheinlich machen, daß er den Zunamen Cato nicht ſeines Verſtandes und ſeiner Weisheit wegen bekommen habe. Ich berufe mich deßwegen auf das, was Cicero de senectute anführt; er berichtet uns nämlich, daß Cato erſt in ſeinem Alter den Zunamen Sapientis, des Weiſen, erhalten habe. Nun ſage man mir, weñ man hieran nicht zweifeln kañ, iſt es wohl wahrſcheinlich, daß man ihm aus einer Urſache zwei Zunamen ſoll gegeben haben? daß man ihn ſchon in ſeiner Jugend den Klugen genañt, erſt aber in ſeinem Alter für würdig erkañt habe, den Zunamen: der Weiſe, zu führen? Deñ dieſes iſt auf's höchſte der Unterſchied, welchen man zwiſchen catus und sapiens machen kañ. Weñ mir jemand dieſen Zweifel heben köñte, ſo wollte ich glauben, daß auch die andern zu heben wären. Die Ausflucht wenigſtens, catus für acutus anzunehmen, ſo wie es Varro bei dem Älius Sextus haben will, und zu ſagen, unſer Porcius ſei in ſeiner Jugend acutus, das iſt: verſchmizt, und in ſeinem Alter erſt weiſe genañt worden, wird ſich hierher nicht ſchiken, weil das Verſchmizte ganz wider den Charakter des alten Sittenrichters iſt, der in ſeinem ganzen Leben immer den geraden Weg nahm, und mit der falſchen Klugheit gerne nichts zu thun hatte.

5. Weil nun Plutarch in den obigen Stüken höchſt verdächtig iſt, ſo glaube ich nunmehr das Recht zu haben, über das Priſcus ſelbſt eine An-

merkung zu machen. Da der ältere Cato von verſchiedenen Schriftſtellern mehr als einmal Priscus genañt wird, theils um dadurch die Strenge ſeiner Sitten anzuzeigen, welche völlig nach dem Muſter der alten Zeiten geweſen waren, theils ihn von dem jüngern Cato zu unterſcheiden: da vielleicht dieſes Beiwort auch in den gemeinen Reden, ihn zu bezeichnen, üblich war, ſo wie etwa, in den ganz neuern Zeiten, einer von den allertapferſten Feldherren beinahe von einem ganzen Lande der Alte, mit Zuſezung ſeines Landes, genañt ward: da, ſage ich, dieſe Verwechſelung eines Beiworts in einen Zunamen ungemein leicht iſt: ſo urtheile man einmal, ob ſie nicht ein Mañ, welcher die lateiniſche Sprache nur halb inne hatte, ein Plutarch, gar wohl könne gemacht haben? Ich glaube, meine Vermuthung wird noch ein auſſerordentliches Gewicht mehr bekommen, weñ ich zeige, daß ein Römer ſelbſt, und ſonſt einer von den genaueſten Geſchichtſchreibern, einen gleichen Fehler begangen habe. Ich ſage alſo, daß ſogar Livius das Wort priscus als einen Namen angenommen hat, wo es doch nichts als ein Unterſcheidungswort iſt; bei dem erſten Tarquinius nämlich, welcher blos deßwegen priscus genañt ward, um ihn mit dem Superbo gleiches Namens nicht zu verwechſeln. Feſtus bezeuget dieſes mit ausdrüklichen Worten, weñ er unter Priscus ſagt: Priscus Tarquinius est dictus, quia prius fuit quam Superbus Tarquinius. Man ſchließe nunmehr von dem Livius auf den Plutarch. Wäre es unmöglich, daß ein Grieche da angeſtoßen hätte, wo ein Römer ſelbſt anſtößt?

Hier, mein Herr Paſtor, können Sie wieder

anfangen zu leſen. Haben Sie aber ja nichts überhüpft, ſo ſollte es mir leid thun, weñ durch dieſe Ausſchweifung etwa Ihre Vermuthung lächerlich würde, daß ich deßwegen von dem Namen Priſcus nichts gewußt habe, weil Bayle ſeiner nicht gedenket. Wer weiß zwar, was ich für eine Ausgabe dieſes Wörterbuchs beſize. Wo es nur nicht gar eine iſt, die ein prophetiſcher Geiſt mit den Schnizern des laublingiſchen Paſtors vermehrt hat. — Doch laſſen Sie uns weiter rüken.

3. B. 27. Ode.

Uxor invicti Jovis esse nescis.

O Herr Paſtor, lehren Sie mich es doch nicht, daß dieſe Stelle eines dopelten Sinnes fähig iſt. Als Sie vor neun Jahren den Horaz auf deutſch zu mißhandeln anfingen, wußte ich es ſchon, daß es heiſſen könne: „Du weißt es „nicht, daß du die Gattin des Jupiters biſt,“ und: „du weißt dich nicht als die Gattin des Jupiters „aufzuführen.“ Weñ ich nöthig hätte, mit übeln Wendungen meine Kritik zu rechtfertigen, ſo dürfte ich nur ſagen, daß Ihre Überſezung von dieſem dopelten Sinne keinen, ſondern einen dritten ausdrüke.

„Du weiſt's nicht, und biſt des großen Jupiters Gattin“ —

kañ dieſes nicht ohne viele Verdrehung heiſſen: „Ob du ſchon des Jupiters Gattin biſt, ſo weißt „du dennoch dieſes oder jenes nicht.“ Doch ich brauche dieſe Ausflucht nicht; und meinetwegen mögen Sie den erſten Siñ haben ausdrüken wollen — Sie haben doch noch ſchulknabenmäßig überſezt. Deñ was thut ein Schulknabe bei ſolchen Gelegenheiten? Er nimt den erſten den beſten Siñ, ohne

ſich viel zu bekümmern, welchen er eigentlich nehmen ſollte. Er iſt zufrieden, es ſei nun auf die eine, oder auf die andere Weiſe, den Wortverſtand ausgedrükt zu haben. Dieſes nun haben Sie auch gethan: atqui, ergo. Umſonſt ſagen Sie mit dem Dacier, „Ihr Siñ ſei dem Zuſammenhange „gemäßer.“ Ich ſage: nein, und jederman wird es mit mir ſagen, der das, was darauf folgt, überlegen will. Durch was hat Horaz das zweideutige:

Uxor invicti Jovis esse nescis,

gewiſſer beſtimmen können, als durch das gleich darauf folgende:

Mitte singultus, bene ferre magnam
Disce Fortunam — ?

Was iſt deutlicher, als daß Horaz ſagen will: „glaubſt du, daß Seufzer und Thränen einer Gat„tin des Jupiters anſtehen? Lerne dich doch in „dein Glük finden! Lerne doch zu ſein, was du „biſt!“ — Ich will noch einen Beweis anführen, den ſich ein Herr Lange freilich nicht vermuthen wird, der aber nicht weniger ſchließend iſt. Es iſt unwiderſprechlich, daß Horaz in dieſer Ode das Idyllion des Moſchus: Europa, in mehr als einer Stelle vor Augen gehabt hat. Es iſt alſo auch höchſt wahrſcheinlich, daß Horaz die Europa in den Umſtänden angenommen habe, in welchen ſie Moſchus vorſtellt. Nun weiß ſie es bei dieſem, daß nothwenig ein Gott unter dem ſie tragenden Stiere verborgen ſein müße. Sie ſagt:

Πη με φερεις, θεοταυρε; — — —
— — — — — —
Ἡ ῥα τις εσσι θεος; — — — —
— — — — ελπομαι εισορασθαι
Το δε καταθυνοντα πλοον προκελευθον εμειο

Und der Stier ſpricht ausdrüklich zu ihr:

Θαρσει παρθενικη — — —
Αυτος τοι Ζευς ειμι, και εγγυθεν ειδομαι ειναι
Ταυρος.

Sollte ihr alſo Horaz nicht eben dieſe Wiſſenſchaft gelaſſen haben? Nothwendig, weil er ſie erſt alsdañ klagen läßt, nachdem ihr Jupiter, unter einer beſſern Geſtalt, den Gürtel gelöſet hatte.

— — Ζευς δε παλιν ετερην ανελαζετε μορφην
Αυσε δε οἱ μιτρην — — —

Wußte ſie es aber ſchon, daß Jupiter ihr Stier geweſen war, ſo wäre es wahrhaftig ſehr abgeſchmakt, weñ ihr Cupido bei dem Horaz mit dem:

Uxor invicti Jovis esse nescis —

nicht mehr ſagen wollte, als ſie ſchon wußte, und weñ ſeine Worte keine consolatio cum reprehensione wären, wie ſich ein Ausleger darüber ausdrükt.

4. B. 4. Ode.

Nehmen Sie mir es doch nicht übel, mein Herr Paſtor; mit dem Vorwande eines Drukfehlers kommen Sie hier nicht durch. Deñ geſezt auch, es ſollte ſtatt Ziegen Zähne heiſſen; ſo würde Ihre Überſezung gleichwohl noch fehlerhaft ſein. Sehen Sie doch die Stelle noch einmal an! Heißt deñ: caprea lacte depulsum leonem dente novo peritura vidit, „die Ziege ſieht den Löwen, und nimt „den Tod von jungen Zähnen wahr?“ Es iſt hier etwas mehr als wahrnehmen, Herr Paſtor. Sie ſoll ſelbſt der Raub der jungen Zähne ſein. Auſſerdem iſt noch dieſes zu tadeln, daß Sie caprea durch: Ziege, überſezen, und es für einerlei mit capra halten. Einem wörtlichen Überſezer, wie Sie ſein wollen, muß man nichts ſchenken!

5. B. 1. Ode.

Und endlich komme ich auf die lezte Stelle, bei welcher ich das wiederholen muß, was ich ſchon oben angemerkt habe. Sie ſcheinen dem Dacier nur da gefolgt zu ſein, wo ſeine Überſezung zweifelhaft iſt. So geht es einem Manne, dem das Vermögen zu unterſcheiden fehlt! Weñ doch dieſer franzöſiſche Überſezer ſo gut geweſen wäre, und hätte nur ein einziges anderes Exempel angeführt, wo impar indigne heißt. Zwar, Herr Paſtor, auch alsdañ würden Sie nicht Recht haben: deñ ich muß auch hier Ihre Unwiſſenheit in der franzöſiſchen Sprache bewundern! Heißt deñ indigne nichtswürdig? Unwürdig heißt es wohl, und dieſes hätte in Ihrer Überſezung mögen hingehen. Nichtswürdig aber iſt wahrhaftig zu toll. Oder glauben Sie, daß beides einerlei iſt? Gewiß nicht! Sie ſind zum Exempel ein unwürdiger Überſezer des Horaz; ſind Sie deßwegen ein nichtswürdiger? Das will ich nicht ſagen; ich hoffe aber, daß es die Welt ſagen wird. — Ohe jam satis est!

Ja wirklich genug und allzuviel; ob es ſchon für einen Mañ, wie Sie, mein Herr Lange, ſind, noch zu wenig ſein wird. Deñ niemand iſt ſchwerer zu belehren, als ein alter, hochmüthiger Ignorant. Zwar bin ich einigermaßen ſelbſt daran Schuld, daß es mir ſchwer geworden iſt. Warum habe ich Ihnen nicht gleich anfangs lauter Fehler wie das ducentia vorgeworfen? Warum habe ich einige untermengt, auf die man zur äuſſerſten Noth noch etwas antworten kañ? — Doch was ich damals nicht gethan habe, das will ich jezt thun.

Ich komme nämlich auf meine zweite Unter-

abtheilung, in welcher wir mit einander, weñ Sie es erlauben, nur das erſte Buch der Oden durchlaufen wollen. Ich ſage mit Fleiß nur das erſte, weil ich zu mehrern nicht Zeit habe, und noch etwas wichtigeres zu thun weiß, als ihre Exercitia zu corrigiren. Ich verſpreche Ihnen im voraus, durch das ganze Buch in jeder Ode wenigſtens einen Schnizer zu weiſen, welcher unvergeblich ſein ſoll. Alle werden ſie mir freilich nicht in der Geſchwindigkeit in die Augen fallen; nicht einmal die von der erſten Größe alle. Ich erkläre alſo, daß es denjenigen, die ich überſehen werde, nicht präjudicirlich ſein ſoll; ſie ſollen Fehler, nach ihrem ganzen Umfange, bleiben, ſo gut, als weñ ich ſie angemerkt hätte! Zur Sache.

1. B. 1. Ode.

Trabe Cypria heißt nicht: „auf Balken aus „Cyprien.“ Die Inſel heißt: Cyprus, oder Cypern; Cyprius, a, um, iſt das Adjectivum davon. Hier macht alſo der Herr Schulmeiſter ein Kreuz! Es iſt ſein Glük, daß ſich der Knabe hier nicht mit dem Drukfehler entſchuldigen kañ, weil Cypern, ſo wie es eigentlich heiſſen ſollte, wider das Silbenmaß ſein würde.

Am Ende dieſer Ode ſagen Sie, Herr Paſtor: „Die Flöte beziehen.“ Eine ſchreklich abgeſchmakte Redensart!

2. Ode.

Die Zeilen:

Vidimus flavum Tiberim, retortis
Litore Etrusco violenter undis.

überſezen Sie:

„So ſahn auch wir die rükgeſchmißnen Wellen
„Des gelben Tibers am etruſciſchen Ufer ꝛc.“

Falſch! Es muß heiſſen:
„So ſahn auch wir die vom etruſciſchen Ufer
„Des gelben Tibers rükgeſchmißne Wellen.“

3. Ode.

Tristes Hyadae würde nicht der „trübe Sieben„ſtern“ ſondern das „trübe Siebengeſtirn“ heiſſen, weñ nur Plejades und Hyades nicht zweierlei wären. Ha! ha! ha!

Vade hätten Sie nicht durch: Furthen, geben ſollen, weil man über Furthen nicht mit Nachen zu ſezen nöthig hat. Sehen Sie nach, was Dacier bei dieſem Worte angemerkt hat.

4. Ode.

Cytherea Venus geben Sie durch: Cythere. Weñ dieſes Wort auch recht gedrukt wäre, ſo würde es dennoch falſch ſein; weil Cythere zwar die Inſel, aber nicht die Venus, die nach dieſer Inſel genañt wird, heiſſen kañ.

5. Ode.

Quis multa gracilis te puer in rosa
Perfusus liquidis urget odoribus,
Grato, Pyrrha, sub antro?

Dieſes überſezen Sie ſo:
„Was vor ein wohlgeſtalter Jüngling, o Pyrrha,
„Bedient dich im diken Roſengebüſche
„Von Balſam naß in angenehmer Grotte?“

Wachſen etwa in Laublingen dike Roſengebüſche in Grotten? Das: in rosa, hätten Sie durch: „auf „dem Roſenbette,“ geben ſollen.

6. Ode.

Die Zeile: cantamus, vacui, sive quid urimur, haben Sie ungemein ſchlecht überſezt: „von Arbeit

„befreit, und weñ die Liebe mich reizet.“ Erſtlich haben Sie den Gegenſaz verdorben, und das sive in und verwandelt, welches ohne Zweifel daher entſtanden iſt, weil Sie, zweitens, die Kraft des Wortes vacuus nicht eingeſehen haben; es heißt hier vacuus ab amore, nicht aber a labore.

7. Ode.

Es iſt Ihnen nicht zu vergeben, daß Sie in der funfzehnten Zeile die wahre Stärke des mobilibus nicht gewußt, und es durch Ihr elendes: nimmer ſtille, gegeben haben.

8. Ode.

Aus dieſer Ode iſt der getadelte Ölzweig. Ich kañ ſie aber deßwegen auch hier nicht übergehen, weil ich aus Ihrer Überſezung mit Verwunderung gelernet habe, daß ſchon die alten Römer, vielleicht wie jezt die ſogenañten Schüzengilden, nach der Scheibe geſchoſſen haben. Sie ſagen:

„Den ehemals der Scheibenſchuß und Wurfſpieß erhoben.“

9. Ode.

Hier tadle ich, daß Sie diota durch Urne überſezt haben. Sie müßen eine vortrefliche Keñtniß der alten römiſchen Maße haben! Merken Sie ſich doch, daß diota ſo viel als amphora, urna aber das dimidium amphorae iſt.

10. Ode.

Nepos Atlantis — zuſammen ihr Schulknaben, um ihn auszuziſchen! — gibt Herr Lange durch: „du Sohn „des Atlantes.“ Erſtlich: des Atlantes; es heißt nicht: Atlantes, genit. Atlantis, ſondern: Atlas, antis.

Zweitens: Nepos heißt nicht Sohn, ſondern Enkel. Merkur war der Maja und des Jupiters Sohn; Maja aber war die Tochter des Atlas.

11. Ode.

Aus dieſer kleinen Ode iſt das: „zerlaß den Wein.“ Noch will ich anmerken, daß das oppositis pumicibus durch: nahe Felſen, ſchlecht überſezt iſt.

12. Ode.

Quem virum aut heroa lyra vel acri
Tibia sumis celebrare, Clio?
Quem Deum?

Dieſes überſezen Sie:

„Sprich, Clio, was iſt's vor ein Mañ,
„Was vor ein Held, den du jezt mit der Leier;
„Was iſt's vor ein Gott, den du
„Mit ſcharfer Flöte feierlich willſt loben?“

Beſtimmen Sie doch nichts, was Horaz hat wollen unbeſtimt laſſen! Sie ſtolpern überall, wo Sie auch nur den kleinſten Tritt vor ſich thun wollen. Sie ziehen die Flöte auf den Gott, und die Leier auf den Mañ, welches gleich das Gegentheil von dem iſt, was Dacier und andere angemerkt haben. On remarque, ſagt jener, que la lyre étoit pour les ouanges des Dieux, et la flûte pour celles des hommes.

13. Ode.

— — — seu tibi candidos
Turparunt humeros immodicae mero
Rixae.

Dieſes geben Sie ſo: „weñ deine Schultern „ein ſchrankenloſer Zank mit Weine beflekt.“ Ei! wo iſt deñ Ihr kleiner Schulknabe, den Sie das Nachdenken getauft haben, hier geweſen? Er würde Ihnen gewiß geſagt haben, daß man das

mero nicht zu turparunt, ſondern zu immodicae ziehen müße.

14. Ode.

Carinae würden Sie in der ſiebenten Zeile nicht durch: Nachen, gegeben haben, weñ Sie die wahre Bedeutung dieſes Wortes gewußt hätten. Carina iſt der untere Theil des Schiffes; und eben das, was die Griechen τροπις nennen.

15. Ode.

Calami spiculo Gnossii überſezen Sie durch: „Gnoſ-„ſus ſcharfe Pfeile," zum ſichern Beweiſe, daß Sie weder wiſſen was calamus heißt, noch warum Horaz das Beiwort gnoſſich dazu geſezt hat.

16. Ode.

Die Überſchrift dieſer Ode iſt vollkommen falſch. Sie ſagen: „An eine Freundin, die er durch ein „Spottgedicht beleidiget hatte." Sie irren mit der Menge; nicht dieſe Freundin ſelbſt, ſondern ihre Mutter hatte er ehedem durchgezogen, wie es aus der Ode ſelbſt unwiderſprechlich erhellet.

Noch finde ich hier zu erinnern, daß man bei Dindymene das e, wie Sie gethan haben, nicht weglaſſen darf, weil man es alsdañ für ein Maſculinum annehmen köñte.

Ferner, weñ Sie ſagen: „aus ſeiner Grotte, „die er bewohnt," ſo haben Sie das lateiniſche incola ganz falſch auf adytis gezogen, anſtatt daß Sie es auf mentem sacerdotum hätten ziehen ſollen.

17. Ode.

Die Verſtümlung des Thyoneus in Thyon iſt unerträglich.

18. Ode.

Nullam sacra vite prius severis arborem; „Pflanze „eher keinen Baum als den geweihten Weinſtok.“ Prius heißt eher, ja; allein hier heißt es noch etwas mehr, weil Horaz nicht blos ſagen will, daß er den Weinſtok eher, vor andern Bäumen, der Zeit nach, ſondern auch vorzüglich, mit Hintenanſezung andrer Bäume, pflanzen ſoll. So ein vortreflicher Boden, iſt ſeine Meinung, muß mit nichts ſchlechterm beſezt werden, als mit Weinſtöken.

19. Ode.

In der lezten ohne eine Zeile tadle ich das: geſchlachtet. Nur derjenige hat mactare ſo grob überſezen können, welcher nicht gewußt hat, daß man der Venus nie ein blutiges Opfer habe bringen dürfen. Noch muß ich an dieſer Ode ausſezen, daß der Schluß der dritten Strophe, welcher doch ſo viel ſagt, nec quae nihil attinent, in der Überſezung ſchändlich ausgeblieben iſt.

20. Ode.

Hier kommen zwei entſezliche geographiſche Schnizer. Sie ſagen: „die Keltern um Calenis,“ und es muß Cales heiſſen. Sie ſagen: „der Berg bei For„mian,“ und der Ort heißt gleichwohl Formiae. Sie haben ſich beidemal durch die Adjectiva Celeno und Formiani verführen laſſen. Einem Manne, wie Sie, wird alles zum Anſtoße.

21. Ode.

Auch in dieſer Ode iſt ein eben ſo abſcheulicher Schnizer, als die vorhergehenden ſind. Natalem Delon Apollinis, überſezen Sie, mein vielwiſſender Herr Lange, durch: „Delos die Geburtsſtadt des Apollo.“

Delos alſo iſt eine Stadt? Das iſt das erſte, was ich höre.

22. Ode.

Lupus heißt keine Wölſin, wie Sie wollen, ſondern ein Wolf. Lernen Sie es ein wenig beſſer, welche Worte ἐπικοινα ſind. Eine Wölfin heißt lupa.

23. Ode.

Weñ ich doch Ihres ſeligen Herrn Vaters lateiniſche Grammatik bei der Hand hätte, ſo wollte ich Ihnen Seite und Zeile citiren, wo Sie es finden köñten, was sequor für einen Caſum zu ſich nim̃t. Ich habe Schulmeiſter gekañt, die ihren Knaben einen Eſelskopf an die Seite malten, weñ ſie sequor mit dem Dativo conſtruirten. Laſſen Sie einmal ſehen, was Sie gemacht haben?

Tandem desine matrem
Tempestiva sequi viro.

Dieſes überſezen Sie:

„Laß die Mutter gehen“
„Nun reif genug, dem Mañ zu folgen.“

Sie haben alſo wirklich geglaubt, daß man nicht sequi matrem, ſondern sequi viro zuſammennehmen müße.

24. Ode.

In dieſer Ode iſt ein Schnizer nach Art des Priſcus; und er kañ kein Drukfehler ſein, weil er ſowohl über dem Texte, als über der Überſezung ſtehet. — „An den Virgilus Varus.“ — Was iſt das für ein Mañ? Sie träumen, Herr Paſtor; Sie vermengen den, an welchen die Ode gerichtet

iſt, mit dem, über welchen ſie verfertiget worden, und machen aus dieſer Vermengung ein abgeſchmakkes Ganze. Sie iſt an den Virgil gerichtet, über den Tod des Quintilius Varus.

25. Ode.

Angiportus durch Gang überſezen, heißt geſtehen, daß man nicht wiſſe, was angiportus heißt.

26. Ode.

Fons integer heißt kein reiner Quell, ſondern ein Quell, woraus man noch nicht geſchöpft hat.

27. Ode.

„Der ſchärfliche Falernus“ ſagen Sie? Wieder etwas von Ihnen gelernet. Vinum iſt alſo generis masculini, und es iſt falſch, weñ man ſagt vinum Falernum. Sie werden ſagen, es ſei ein Drukfehler für: Falerner. Aber warum erklären Sie nicht gleich Ihr ganzes Buch für einen Drukfehler?

28. Ode.

In dieſer Ode ſezt es mehr wie einen Schnizer. Erſtlich laſſen Sie ſich wieder durch das Adjectivum Matinum verführen, ein Ding daraus zu machen, welches Matinus heiſſen ſoll. Zweitens ſagen Sie: Phantus, anſtatt daß Sie ſagen ſollten: Phantous. Wollen Sie es zu einem Drukfehler machen, ſo wird Ihnen Ihr Silbenmaß widerſprechen. Drittens heiſſen hier fluctus Hesperii nicht das ſpaniſche Meer, wie Sie es überſezt haben, ſondern das italiäniſche. Behalten Sie doch lieber ein andermal das heſperiſche, weñ Sie es nicht ganz gewiß wiſſen, ob Hesperia magna, oder ein anderes zu verſtehen ſei.

29. Ode.

Puer ex aula heißt Ihnen ein Prinz. Mir und andern ehrlichen Leuten heißt es ein Page.

30. Ode.

Sperne in der zweiten Zeile durch: Verachte, geben, heißt die wörtliche Übeſezung bis zu dem Abgeſchmakten und Unſinnigen treiben.

31. Ode.

In der zweiten Zeile ſagen Sie: ein Dichter, und es muß der Dichter heiſſen. Der Fehler iſt größer, als man denken wird.

Novum liquorem geben Sie durch: jungen Saft; zum Beweiſe, daß Sie es nicht wiſſen, wem der junge Wein, oder die Erſtlinge des Weins geopfert wurden. Merken Sie es, niemanden als dem Jupiter, und nicht dem Apollo. Sie hätten bei dem Worte bleiben ſollen, welches Sie beinahe nur immer da thun, wo es falſch iſt. Novus liquor heißt hier Saft, der bei einer neuen Gelegenheit vergoſſen wird.

Sie ſagen, die calenſche Hize, und ſollten die caleſiſche ſagen; ein Fehler, den ich ſchon vorher angemerkt habe, und den ich hier noch einmal anmerke, um zu zeigen, daß er aus keiner Übereilung, ſondern aus einer wahrhaftigen Unwiſſenheit herkomt.

32. Ode.

Sive jactatam religarat udo
Litore navim.

Das religarat überſezen Sie hier durch befeſtigen, und hätten es durch losbinden geben ſollen. Sie ſagen alſo hier gleich das Gegentheil von

dem, was Horaz ſagen will. Religare iſt hier nach Art des refigere der 28 Ode des erſten Buchs, und des recludere in der 24 Ode ebendeſſelben Buchs, zu nehmen.

33. Ode.

Auch hier hätten Sie bei dem Worte bleiben, und junior nicht durch: ein neuer Buhler, ſondern durch: ein jüngerer Buhler, geben ſollen. Sie gehen eben ſo unglüklich davon ab, als unglüklich Sie dabei bleiben.

34. Ode.

Dieſe ganze Ode haben Sie verhunzt. Da Sie die Erklärung, welche Dacier davon gegeben hat, nicht annehmen, ſondern die gemeine: ſo hätten Sie die zweite Strophe ganz anders geben ſollen. Ich will mich mit Fleiß näher nicht ausdrüken, ſondern Sie Ihrem Schulknaben, dem Nachdenken, überlaſſen.

35. Ode.

Clavos trabales überſezen Sie durch: Balken und Nägel. Sie wiſſen alſo die Stärke des adjectivi trabalis, e, nicht, und können es jezt lernen. Weñ die Lateiner etwas recht großes beſchreiben wollen, ſo ſagen ſie: „ſo groß wie ein Balken.“ Bei dem Virgil werden ſie daher telum trabale finden, welches man, nach Ihrer Art zu überſezen, durch Pfeil und Balken geben müßte.

36. Ode.

Breve lilium heißt nicht: kleine Lilie. Horaz ſezt das breve dem vivax entgegen, daher es deñ nothwendig die kurze Dauer ihrer Blüthe an=

zeigen muß. Auch das vivax haben Sie durch das bloße: friſch, ſehr ſchlecht gegeben.

37. Ode.

Velut leporem
Citus venator in campis nivalis
Aemoniae.

Dieſes überſezen Sie: „gleich dem ſchnellen Jäger, „der Haſen jaget auf den Feldern des ſtets be„ſchneiten Hömus.“ Wer heißt Ihnen deñ, aus der Landſchaft Ämonien, oder welches einerlei iſt, Theſſalien, den Berg Hömus machen? Und wer heißt Ihnen deñ, auf dem Berge Haſen hezen zu laſſen? Der Jäger bricht den Hals; es iſt augenſcheinlich. Wollen Sie deñ mit aller Gewalt lieber equitem rumpere quam leporem?

38. Ode.

Ende gut, alles gut! Ich weiß wahrhaftig bei dieſer lezten Ode des erſten Buchs nichts zu erinnern. Sie iſt aber auch nur von acht Zeilen. Weñ Sie, Herr Paſtor, alle ſo überſezt hätten, wie dieſe, ſo würden Sie noch zur Noth ein Schriftſteller ſein, qui culpam vitavit, laudem non meruit.

Und ſo weit wären wir. — Glauben Sie nun bald, daß es mir etwas ſehr leichtes ſein würde, zweihundert Fehler in Ihrer Überſezung aufzubringen, ob ich gleich nirgends dieſe Zahl verſprochen habe? Weñ das erſte Buch deren an die funfzig hält, ſo werden ohne Zweifel die übrigen vier Bücher nicht unfruchtbarer ſein. Doch, wahrhaftig, ich müßte meiner Zeit ſehr feind ſein, weñ ich mich weiter mit Ihnen abgeben wollte. Dieſesmal habe ich geantwortet, und nimmermehr wieder. Weñ Sie ſich auch zehnmal auf's neue vertheidigen ſoll-

ten, ſo werde ich doch weiter nichts thun, als das Urtheil der Welt abwarten. Schon fängt es an, ſich für mich zu erklären, und ich hoffe, die Zeit noch zu erleben, da man ſich kaum mehr erinnern wird, daß einmal ein Lange den Horaz überſezt hat. Auch meine Kritik wird alsdañ vergeſſen ſein, und eben dieſes wünſche ich. Ich ſehe ſie für nichts weniger, als für etwas an, welches mir Ehre machen köñte. Sie ſind der Gegner nicht, an welchem man Kräfte zu zeigen Gelegenheit hat. Ich hätte Sie von Anfange verachten ſollen, und es würde auch gewiß geſchehen ſein, weñ mir nicht Ihr Stolz und das Vorurtheil, welches man für Sie hatte, die Wahrheit abgedrungen hätten. Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache, noch Kritik; weder Altertümer, noch Geſchichte; weder Keñtniß der Erde noch des Himmels beſitzen: kurz, daß Sie keine einzige von den Eigenſchaften haben, die zu einem Überſezer des Horaz nothwendig erfordert werden. Was kañ ich noch mehr thun?

Ja, mein Herr, alles dieſes würde eine ſehr kleine Schande für Sie ſein, weñ ich nicht der Welt auch zugleich entdeken müßte, daß Sie eine ſehr niederträchtige Art zu denken haben, und daß Sie, mit einem Worte, ein Verläumder ſind. Dieſes iſt der zweite Theil meines Briefes, welcher der kürzeſte, aber auch der nachdrüklichſte werden wird.

Unſer Streit, mein Herr Paſtor, war grammatikaliſch, das iſt, über Kleinigkeiten, die in der Welt nicht kleiner ſein können. Ich hätte mir nimmermehr eingebildet, daß ein vernünftiger Mañ eine vorgeworfene Unwiſſenheit in denſelben für eine Beſchimpfung halten könne; für eine Beſchimpfung, die er nicht allein mit einer gleichen, ſondern auch noch mit boshaften Lügen rächen müße. Am aller-

wenigſten hätte ich mir dieſes von einem Prediger vermuthet, welcher beſſere Begriffe von der wahren Ehre und von der Verbindlichkeit, bei allen Streitigkeiten den moraliſchen Charakter des Gegners aus dem Spiele zu laſſen, haben ſollte. Ich hatte Ihnen Schulſchnizer vorgeworfen; Sie gaben mir dieſe Vorwürfe zurük, und damit, glaubte ich, würde es genug ſein. Doch nein, es war Ihnen zu wenig, mich zu widerlegen; Sie wollten mich verhaßt, und zu einem Abſcheu ehrlicher Leute machen. Was für eine Denkungsart! Aber zugleich was für eine Verblendung, mir eine Beſchuldigung aufzubürden, die Sie in Ewigkeit nicht nur nicht erweiſen, ſondern auch nicht einmal wahrſcheinlich machen können!

Ich ſoll Ihnen zugemuthet haben, mir meine Kritik mit Gelde abzukaufen. — Ich? Ihnen? Mit Gelde? — Doch es würde mein Unglük ſein, und ich würde mich nicht beruhigen können, weñ ich Sie blos in die Unmöglichkeit ſezte, Ihr Vorgeben zu erhärten; und weñ ich mich nicht durch ein gutes Schikſal in den Umſtänden befände, das Gegentheil unwiderſprechlich zu beweiſen.

Der Dritte, durch den ich das niederträchtige Anerbieten ſoll gethan haben, kañ kein andrer ſein, als eben der Herr P. N. deſſen Sie auf der 21 Seite gedenken; weil dieſes der einzige lebendige Menſch iſt, der Sie und mich zugleich von Perſon keñt, und der einzige, mit dem ich von meiner Kritik über ihren Horaz, ehe ſie gedrukt ward, geſprochen habe. Nun hören Sie.

Es war im Monat März des 1752 Jahrs, als dieſer Herr P. N. durch Wittenberg reiſete, und mich daſelbſt der Ehre ſeines Beſuchs würdigte. Ich hatte ihn nie geſehen, und ihn weiter nicht als aus ſeinen Schriften gekañt. In Anſehung

Ihrer aber war es ein Mañ, mit welchem Sie ſchon viele Jahre eine vertraute Freundſchaft unterhalten hatten. Als er wieder in Halle war, fanden wir es für gut, unſre angefangene Freundſchaft in Briefen fortzuſezen. Gleich in meinem erſten, wo ich nicht irre, ſchrieb ich ihm, daß ich Ihren Horaz geleſen und ſehr merkliche Fehler darin gefunden hätte; ich ſei nicht übel Willens, die Welt auf einem fliegenden Bogen dafür zu warnen, vorher aber wünſchte ich, ſein Urtheil davon zu wiſſen. Sehen Sie nun, was er hierauf antwortete. — Es thut mir leid, daß ich freundſchaftliche Briefe ſo mißbrauchen muß. —

„Öffentlich, ſind ſeine Worte, wollte ich es „niemanden rathen, Herrn Lange anzugreifen, „der etwa noch — — — Indeſſen kenne ich ihn „als einen Mañ, der folgt, weñ man ihm etwas ſagt, das ihm begreiflich iſt. Dieſe Fehler, „dächte ich, wären ihm begreiflich zu machen. „Sollte es alſo nicht angehen, daß man ihn ſelbſt „aufmunterte, Verleger von den Bogen zu ſein, „die Sie wider ihn geſchrieben haben? Nicht in „der Abſicht, daß er dieſelben drukén läßt; ſondern daß es in ſeiner Gewalt ſtehet, die Verbeſſerungen derſelben bei einer neuen Auflage, oder „beſonders druken zu laſſen. Er muß ſich aber „auch alsdañ gegen den Herrn Verfaſſer ſo bezeigen, als ein billiger Verleger gegen den Autor. „Sie müßen keinen Schaden haben, ſondern ein „Honorarium für gütigen Unterricht.“ —

Ich wiederhole es noch einmal, dieſes ſchrieb ein Mañ, den ich in meinem Leben ein einzigmal geſprochen hatte, und der Ihr vertrauter Freund ſeit langer Zeit war. Ich habe nicht Luſt, mich durch niederträchtige Aufbürdungen Ihnen gleich zu ſtellen, ſonſt würde es mir etwas leichtes ſein, die

Beſchuldigung umzukehren, und es wahrſcheinlich zu machen, daß Sie ſelbſt hinter dieſem guten Freunde geſtekt hätten. So wahrſcheinlich es aber iſt, ſo glaube ich es doch nicht, weil ich den friedfertigen Charakter dieſes ohne Zweifel freiwilligen Vermittlers kenne. Ich will wünſchen, daß er meine Briefe mag aufgehoben haben; und ob ich mich ſchon nicht erinnere, was ich ihm eigentlich auf ſeinen Vorſchlag geantwortet, ſo weiß ich doch ſo viel gewiß, daß ich an kein Geld, an kein Honorarium gedacht habe. Ja, ich will es nur geſtehen; es verdroß mich ein wenig, daß mich der Herr P. N. für eine ſo eigennüzige Seele anſehen können. Geſezt auch, daß er aus meinen Umſtänden geſchloſſen habe, daß das Geld bei mir nicht im Überfluſſe ſei, ſo weiß ich doch wahrhaftig nicht, wie er vermuthen können, daß mir alle Arten, Geld zu erlangen, gleichgültig ſein würden. Doch ſchon dieſen Umſtand, daß ich ihm meine Kritik nicht geſchikt habe, hat er für eine ſtillſchweigende Mißbilligung ſeines Antrags annehmen müßen, ob ich ihn ſchon ohne Verlezung meiner Denkungsart hätte ergreifen können, weil er ohne mein geringſtes Zuthun an mich geſchah.

Was antworten Sie nun hierauf? Sie werden ſich ſchämen ohne Zweifel. Zwar nein; Verläumder ſind über das Schämen hinaus.

Sie ſind übrigens zu Ihrem eigenen Unglüke ſo boshaft geweſen, weil ich Ihnen heilig verſichere, daß ich, ohne die jezt berührte Lügen, Ihrer Antwort wegen gewiß keine Feder würde angeſezt haben. Ich würde es ganz wohl haben leiden können, daß Sie, als ein senex abecedarius, mich einen jungen, frechen Kunſtrichter, einen Scioppius, und ich weiß nicht was nennen; daß Sie vorgeben, meine ganze Gelehrſamkeit ſei aus dem Bayle; zu

meiner Kritik über das jöcherſche Gelehrtenlexicon hätte ich keinen Verleger finden können, (ob ich gleich einen ſogar zu einer Kritik über Sie gefunden habe) und was dergleichen Frazen mehr ſind, bei welchen ich mich unmöglich aufhalten kañ. Mein Wiſſen und Nichtwiſſen kañ ich ganz wohl auf das Spiel ſezen laſſen; was ich auf der einen Seite verliere, hoffe ich auf der andern wieder zu gewinnen. Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antaſten laſſen, und ich werde Ihren Namen in Zukunft allezeit nennen, ſo oft ich ein Beiſpiel eines rachſüchtigen Lügners nöthig habe.

Mit dieſer Verſicherung habe ich die Ehre, meinen Brief zu ſchließen. Ich bin — doch nein, ich bin nichts. Ich ſehe, mein Brief iſt zu einer Abhandlung geworden. Streichen Sie alſo das übergeſchriebene: Mein Herr, aus, und nehmen ihn für das auf, was er iſt. Ich habe weiter nichts zu thun, als ihn in Duodez druken zu laſſen, um ihn dazu zu machen, wofür Sie meine Schriften halten: zu einem VADEMECUM, das ich Ihnen zu Beſſerung Ihres Verſtandes und Willens recht oft zu leſen rathe. Weil endlich ein Gelehrter, wie Sie ſind, ſich in das rohe Duodezformat nicht wohl finden kañ, ſo ſoll es mir nicht darauf ankommen, Ihnen eines nach Art der Abecebücher binden zu laſſen, und mit einer ſchriftlichen Empfehlung zuzuſchiken. Ich wünſche guten Gebrauch!

Auswahl

aus

Leſſings Antheil

an den Literaturbriefen.

1759 bis 1763.

Anmerkung.

Die Aufſchrift: erſter, zweiter Brief ꝛc. iſt in dieſer Ausgabe mit einer Anzeige, die den Inhalt angibt, vertauſcht worden, und die Nachweiſungen von fremder Hand haben das Einſchließungszeichen erhalten.

Einleitung.

Der Herr von N.**, ein verdienter Officier, und zugleich ein Mañ von Geſchmak und Gelehrſamkeit, ward in der Schlacht bei Zorndorf verwundet. Er ward nach Fr.** gebracht, und ſeine Wundärzte empfahlen ihm nichts eifriger, als Ruhe und Geduld. Langeweile und ein gewiſſer militäriſcher Ekel vor politiſchen Neuigkeiten trieben ihn, bei den ungern verlaſſenen Muſen eine angenehmere Beſchäftigung zu ſuchen. Er ſchrieb an einige von ſeinen Freunden in B.** und erſuchte ſie, ihm die Lüke, welche der Krieg in ſeiner Keñtniß der neueſten Literatur gemacht, ausfüllen zu helfen. Da ſie ihm unter keinem Vorwande dieſe Gefälligkeit abſchlagen koñten, ſo trugen ſie es dem Herrn Fll. [1]) auf, ſich der Ausführung vornehmlich zu unterziehen.

Wie mir, dem Herausgeber, die Briefe, welche daraus entſtanden, in die Hände gerathen, kañ dem Publico zu wiſſen, oder nicht zu wiſſen, ſehr gleichgültig ſein. Ich theile ſie ihm mit, weil ich glaube, daß ſie manchem, ſowohl von dem ſchreibenden als leſenden Theile der ſogenañten Gelehrten, nüzlich ſein können.

Ihre Anzahl iſt bereits beträchtlich, ob ſie gleich ihren Anfang nur vor drei oder vier Mo-

1) (So unterzeichnete ſich Leſſing meiſtens in den Literaturbriefen.)

naten können gehabt haben. Sie werden auch hoffentlich bis zur Wiederherſtellung des Herrn von N. ** fortgeſezt werden.

Ich habe völlige Gewalt, ſie druken zu laſſen, wie und wañ ich will. Der Verleger meinte, daß es am füglichſten wöchentlich geſchehen köñte; und ich laſſe ihm ſeinen Willen.

(Bolingbrokes Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geſchichte, überſezt von C. G. Bergmann.)

Lernen Sie doch aus einem einzigen Exempel, wie weit die Unverſchämtheit der gelehrten Tagelöhner unter uns geht. Ein gewiſſer C. G. Bergmañ hat Bolingbrokes Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geſchichte überſezt, [1]) und er iſt es, von dem man ſagen kañ, daß er alles, was die Welt noch bis jezt von elenden Überſezern geſehen hat, unendlich weit zurükläßt.

Unſere Überſezer verſtehen ſelten die Sprache; ſie wollen ſie erſt verſtehen lernen; ſie überſezen, ſich zu üben, und ſind klug genug, ſich ihre Übungen bezahlen zu laſſen. Am wenigſten aber ſind ſie vermögend, ihrem Originale nachzudenken. Deñ wären ſie hierzu nicht ganz unfähig, ſo würden ſie es faſt immer aus der Folge der Gedanken abnehmen können, wo ſie jene mangelhafte Keñtniß der Sprache zu Fehlern verleitet hat. Wenigſtens geſchieht es durch dieſe etwanige Fähigkeit, daß ihr Leſer oft mehrere als nur die gröbſten bemerkt; und die folgenden des Herrn Bergmañ ſind gewiß nicht erſt durch die ängſtliche Zuſammenhaltung des Originals entdekt worden.

Bolingbroke, weñ er von Männern, die zwar ſelbſt durch ihre Studien weder weiſer noch beſſer werden, andere aber in den Stand ſezen, mit mehr Bequemlichkeit und in nüzlichern Abſichten zu ſtudiren, von den Herausgebern verlegener Handſchriften, den Wortforſchern u. ſ. w. redet, ge-

1) Leipzig, 1758. gr. 8.

denkt mit Beifall eines Gelehrten, den man einſt in der Kirche, in ſeiner Kapelle, unter der ſtükweiſen Erwägung göttlicher Wohlthaten, dergleichen bei frommen Leuten nicht ungewöhnlich iſt, Gott auch dafür danken gehört, daß er die Welt mit Lexikonsmachern verſehen habe. — Vergleichen Sie nunmehr dieſes [1]) mit folgender Überſezung:

„Ich billige daher die Andacht eines gelehrten „Mannes aus der chriſtlichen Kirche gar ſehr, der „in ſeiner Kapelle vergeſſen hatte, ſich mit Gott zu „beſchäftigen, wie es bei andächtigen Perſonen gar „nichts unerhörtes iſt, und der unter andern be„ſondern Dankſagungen, wodurch er ſich gegen „die Gütigkeit Gottes erkeñtlich bezeigte, der Welt „Wörterbücher verſchafte."

So viel Zeilen, ſo viel unverzeihliche Fehler. Bolingbroke fährt in ſeiner philoſophiſchen Laune fort: „Dieſe Leute wollen eben ſo gern be„rühmt ſein, als andere von größern Talenten, „und wenden die Mittel dazu an, ſo gut ſie ihnen „Gott verliehen hat ꝛc. Sie verdienen Aufmun„terung, ſo lange ſie nur blos zuſammentragen, „und weder dabei wizig ſein, noch vernünfteln „wollen." [2]) — Und Bergmañ fährt fort zu verhunzen:

1) I approve therefore very much the devotion of a studious man at Christ-Church, who was over heard in his oratory entering into a detail with God, as devout persons are apt to do, and, amongst other particular thanksgivings acknowledging the divine Goodness, in furnishing the world with makers of Dictionaries! — Letter 1. p. 6.

2) These men court fame, as well as their betters, by such means as God has given them to acquire it. — They deserve encouragement, however, whilst

„Dieſe Leute erwerben ſich Ruhm ſowohl als
„ſolche, die höher ſind als ſie, durch diejenigen
„Mittel, ſo ihnen Gott gegeben hat, denſelben zu
„erlangen ꝛc. Sie verdienen aber dennoch Aufmun-
„terung, weil ſie beſtändig zuſammentragen, und
„weder auf Wiz noch Vernunft Anſpruch machen.“

Bolingbroke vergleicht die Syſteme der alten Zeitrechnung und Geſchichte mit bezauberten Schlöſſern. „Sie ſcheinen, ſagt er, etwas zu ſein, und „ſind nichts als Phantome; löſe die Bezauberung „auf, (dissolve the charm) und ſie verſchwinden aus „dem Geſicht, wie jene.“ — Hat ihn Bergmañ verſtanden?

„Alle dieſe Syſteme, läßt er ihn ſagen, ſind ſo „viele bezauberte Schlöſſer; ſie erſcheinen als et„was, und ſind nichts als Erſcheinungen. Ihre „Reize fliegen gleich dieſen auseinander, und ver„ſchwinden aus unſerm Geſichte.“

O Bergmañ iſt ein ganz anderer Zauberer! Jene Stümper laſſen verſchwinden, was blos da zu ſein ſchien. Bergmañ macht ſein hocus pocus, und alle Gedanken, alle Einfälle, die wirklich da waren, ſind weg! Ohne alle Spur weg!

Das Allertollſte aber iſt dieſes, daß er — (wie ſoll ich mich gleich rund genug ausdrüken? Ich will, mit Ihrer Erlaubniß, einen Ausdruk aus dem Hudibras borgen) — daß er ſeinem Autor die Kräze gibt, um ihn reiben zu können. Das iſt: er verſteht ihn unrecht, und ſtraft ihn in gelehrten Anmerkungen wegen einer Ungereimtheit, die er ſelbſt in ihn gelegt hat. Hören Sie nur!

Bolingbroke redet in ſeinem dritten Briefe von der Bibel, als eine Quelle der Geſchichte betrachtet. Er kömt auf die ſogenañte Überſezung

they continue to compile, and neither affect wit, nor presume to reason.

der ſiebzig Dolmetſcher, und ſagt: „Die helleniſti-
„ſchen Juden erzählten von dieſer Überſezung, um
„ſie in Anſehen zu bringen, ja gar zu heiligen,
„eben ſo viel wunderbare Dinge, als die andern
„Juden von dem Eſra, welcher den Kanon ihrer
„Schriften zu machen anfing, und von Simon dem
„Gerechten erzählt hatten, welcher dieſen Kanon
„zu Ende brachte. Dieſe heiligen Romane, fährt
„Bolingbroke fort, wurden zur Tradition, und die
„Tradition ward zur Geſchichte; die Väter unſerer
„chriſtlichen Kirche ließen es ſich nicht zuwider ſein,
„Gebrauch davon zu machen. Der heilige Hierony-
„mus ꝛc. ꝛc.“ Dieſe heiligen Romane? Was
neñt Bolingbroke ſo? Was ſonſt, als die frommen
Märchen, deren er gleich vorher gedenkt? Und doch
will ſein elender Überſezer, daß er unter dieſen
Romanen die heiligen Bücher ſelbſt, und nicht die
jüdiſchen Fabeln von ihrer Erhaltung und ihrer
Verdolmetſchung verſtehe.

„Hier ſieht man, ruft er lächerlich aus, die
„Folgerung des Verfaſſers! Er hatte vorher ganz
„und gar nicht beweiſen können, daß die bibliſchen
„Bücher nicht ſchon da geweſen wären, oder daß
„ſie verfälſcht worden; jezt aber neñt er ſie heilige
„Romanen, ohne uns zu ſagen, wodurch ſie ſich
„in Romanen hätten verwandeln können. ꝛc.“

Poſſen! Wir wiſſen es freilich, daß Boling-
broke oft ziemlich cavalièrement von der Bibel
ſpricht; aber hier thut er es doch nicht. Der Herr ver-
ſpare wenigſtens ſein Collegium auf eine andere Stelle.

Und nun ſagen Sie mir, iſt das deutſche Pub-
licum nicht zu bedauren? Ein Bolingbroke fällt
unter die Hände ſeiner Knaben; ſie ſchreien Kahl-
kopf über ihn, die Kahlkinne! Will deñ kein Bär
hervorkommen, und dieſe Buben würgen?

Bergmañ muß nicht allein das Engliſche nicht

wiſſen; er muß gar nichts wiſſen. Weñ Bolingbroke ſagt: „die Chronologie iſt eine von den Wiſ„ſenſchaften, welche blos a limine salutandae ſind;“ ſo macht jener daraus: „Welche man ſchon von „weitem empfangen muß.“

Weñ Bolingbroke von dem Kanon des Marshams redet, redet jener von Marshams Säzen, und muß nicht wiſſen, daß das Buch dieſes Gelehrten hier gemeinet wird, welches den Titel Canon chronologicus führt. Weñ Bolingbroke von dem Kanon der heiligen Bücher ſpricht, macht jener die Ordnung der heiligen Bücher daraus. Ich möchte wiſſen, was Herr Bergmañ ſtudirte? Ob die Theologie?

Herr von Palthen hat Verſuche zu vergnügen, [1]) herausgegeben.

Ich denke ſo: Mir nüzlich zu ſein, möchte man ſo oft und viel verſuchen, als man nur immer wollte; weñ ich nur die Verſuche, mich zu vergnügen, verbitten könnte. Laßt uns lieber den wilden Bart tragen, ehe wir zugeben, daß die Lehrlinge der Barbierſtuben an uns lernen!

Der Lenz des Herrn von Palthen ſcheinet eine Samlung von allem dem zu ſein, was er bei Überſezung des thomſonſchen Frühlings ſchlechteres gedacht hat: eine Samlung von Zügen und Bildern, die Thomſon und Kleiſt, und ſelbſt Zachariä verſchmähet haben. Er malt Müken, und der Himmel gebe, daß uns nun bald auch jemand Mükenfüße male! Doch nicht genug, daß er ſeine Gegenſtände ſo klein wählt; er ſcheint auch eine eigene Luſt an ſchmuzigen und ekeln zu haben. — „Die „aufgeſchürzte Bauermagd mit blutdurchſtrömten „Wangen, und derben ſich zeigenden Waden, wie „ſie am abgeſpañten Leiterwagen ſtehet, mit zakiger „Gabel den Miſt darauf zu ſchlagen. — Der erhizte brüllende Stier mit der breiten Bruſt, und „dem buklichten Rüken, der die ihm nicht ſtehende „Geliebte verfolgt, bis er endlich mit einem gewaltigen Sprunge über ſie herſtürzt und unwiderſtehlich ſie hält. — Der Akersmañ, der ſein ſchmuziges Tuch löſet, woraus er ſchmierigen Spek und „ſchwarzes Brod hervorziehet. — Die grunzende „Sau, mit den flekigen, ſaubern Ferkeln. — Der „feurige Schmaz einer Galathee.“ — Zu viel, zu viel Ingredienzien für ein Vomitiv!

1) Erſte Sammlung, Roſtok und Wismar, 1758. gr. 8.

Hier iſt eine Herzſtärkung! Ein Project zu einem immerwährenden Frieden! „Aber keine Herz-„ſtärkung für mich," [1]) werden Sie ſagen: „der „Mañ will mir das Handwerk legen!" — Ach nicht doch! Er meint es ſo böſe nicht. Sein Haupteinfall iſt dieſer: „ein allgemeines Parlament „oder Tribunal zu errichten, deſſen Ausſpruch ſich „alle europäiſche Staaten gefallen ließen." — Merken Sie nun, daß der Herr von Palthen ein Rechtsgelehrter iſt? Aber, als jener Officier ſeinen Vorſchlag zur Verkürzung der Proceſſe that, und die alten, gerichtlichen Duelle wieder einzuführen rieth, nicht wahr, da verrieth ſich der Officier auch? — Doch dieſes bei Seite! Weñ ſich nun unter den europäiſchen Mächten halsſtarrige fänden, die dem Urtheile des Tribunals Genüge zu leiſten ſich weigerten? Wie da? O, der Herr von Palthen hat vollſtrekende Völker, er hat militäriſche Execution. Hat er die? Nun wohl, ſo hat er Krieg; und Sie ſollen zeitig genug weiter avanciren. Werden Sie nur bald geſund!

Was ſoll ich Ihnen von ſeinen drei erſten Oden des Horaz ſagen? Gleich vom Anfange heißt es:

„Und weñ ihr Wagen ohne Fehl
„Mit heiſſer Achs zum Ziel gelanget."

(Metaque fervidis evitata rotis.) — Das Ziel zu erreichen, war das wenigſte. Sie mußten um das Ziel herum! — Laſſen Sie uns nicht weiter leſen.

Und wie oft zeiget der Herr von Palthen ich weiß nicht welche eingeſchränkte Keñtniſſe! — Petrarch ſagt von ſich: (S. 89.)

„Ich habe nie an Schmauſen ein Vergnügen „gefunden, ſondern habe bei mäßiger Koſt und ge-

1) (Einen Officier.)

„ wöhnlichen Speiſen ein vergnügteres Leben ge=
„ führt, als alle Nachfolger des Apicius.“

Und der Herr von Palthen ſezt in einer An=
merkung hinzu:

„Es wird hier auf den Apicius Cälius gezie=
„ let, welcher zehn Bücher von der Kochkunſt ge=
„ ſchrieben ꝛc.“

Allein, muß deñ ein Mañ, der Gerichte zube=
reiten lehrt, nothwendig ein Schlemmer ſein? Er
hätte, wie bekañt, einen ganz andern Apicius hier
anführen ſollen, und würde unter drei berühm=
ten Schlemmern dieſes Namens die Wahl gehabt
haben.

Das Project des Abts von St. Pierre zu einem
beſtändigen Frieden, ſagt der Herr von Palthen, ſei
ihm nicht zu Geſichte gekommen. Die ganze Welt
keñt es. Es iſt unendlich ſiñreicher als ſeins, und
läuft auf eine proportionirliche Herabſezung der
Kriegsheere aller europäiſchen Staaten hinaus.

(Empfindungen des Chriſten, von Wieland.)

Ich ſende Ihnen hier eine Samlung Schriften von Wieland, in welcher Sie manchen neuen Aufſaz finden werden. Sie müßen ſie alle leſen; deñ weñ man einen Wieland nicht leſen wollte, weil man dieſes und jenes an ihm auszuſezen findet: welchen von unſern Schriftſtellern würde man deñ leſen wollen?

Auch mir ſind unter den wielandiſchen Schriften die Empfindungen des Chriſten das anſtößigſte geweſen.

Empfindungen des Chriſten heiſſen Empfindungen, die ein jeder Chriſt haben kañ, und haben ſoll. Und von dieſer Art ſind die wielandiſchen nicht. Es können auf's höchſte Empfindungen eines Chriſten ſein; eines Chriſten nämlich, der zu gleicher Zeit ein wiziger Kopf iſt, und zwar ein wiziger Kopf, der ſeine Religion ungemein zu ehren glaubt, weñ er ihre Geheimniſſe zu Gegenſtänden des ſchönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiermit, ſo wird er ſich in ſeine verſchönerten Geheimniſſe verlieben, ein ſüßer Enthuſiasmus wird ſich ſeiner bemeiſtern, und der erhizte Kopf wird in allem Ernſte anfangen zu glauben, daß dieſer Enthuſiasmus das wahre Gefühl der Religion ſei.

Iſt er es aber? Und iſt es wahrſcheinlich, daß ein Menſch, der den Erlöſer am Kreuze denkt, wirklich das dabei denkt, was er dabei denken ſollte, weñ er ſeine Andacht auf die Flügel der horaziſchen Ode ſezt und anhebt:

„Wo iſt mein entzükter Geiſt? Welch ein
„furchtbares Geſicht um mich her! — Schwarze
„Finſterniß, gleich der ewigen Nacht, liegt auf
„dem bebenden Erdkreis. — Die Sonne iſt er-

„loſchen, die verlaſſene Natur ſeufzt; ihr Seufzen
„bebet gleich dem ſchwachen Wimmern des Ster-
„benden durch die allgemeine Todesſtille. — Was
„ſeh' ich? Erbleichte Seraphim ſchweben aus dem
„nächtlichen Dunkel hier und da hervor! Sie
„ſchauen mit gefaltenen Händen, wie erſtarret,
„herab! Viele verbergen ihr thränendes Antliz in
„ſchwarze Wolken. — O des bangen Geſichts!
„Ich ſehe, ich ſehe den Altar der Verſöhnung, und
„das Opfer, das für die Sünde der Welt ver-
„blutet.“ 1)

Schön! — Aber ſind das Empfindungen? Iſt Einbildungskraft Empfindung?

Der Ton der Pſalmen, welchen die Empfindungen des Herrn Wieland oft annehmen, hat mich an Peterſens Stimmen aus Zion wieder erinnert.

Eine Vergleichung zwiſchen Peterſen und Wielanden würde jenem auf keine Weiſe ſchimpflich ſein. Peterſen war ein ſehr gelehrter und ſiñreicher Mañ, und kein gemeines poetiſches Genie. Seine Uranias iſt voll treflicher Stellen; und was kañ man mehr zu ihrem Lobe ſagen, als daß Leibnitz ſie zu verbeſſern würdigte, nachdem er ſelbſt den Plan dazu gemacht hatte?

Seine erſt gedachten Stimmen ſind hundert proſaiſche Lieder, die er ſelbſt Pſalmen neñt. Erlauben Sie mir, Ihnen einige kleine Stüke daraus vorzulegen.

Drei und vierzigſter Pſalm.

„Wie iſt die Welt doch ſo überweiſe worden!
„Wie hat ſich die Magd über die Frau erhoben!

1) Empfind. XIV. S. 99.

„ Die Weisheit des Fleiſches wafnet ſich gegen
„ die göttliche Einfalt, und die Vernunft ficht wi=
„ der den Glauben.

„ Die Weltweisheit ſezet ſich gegen die göttliche
„ Thorheit; ſie meiſtert Gottes Weisheit, und ver=
„ fälſcht ſein großes Wort.

„ Sie iſt gar zu weiſe zum Himmelreich; darum
„ komt ſie auch nicht dahin, wohin die Kinder kom=
„ men ꝛc. “

Zwei und achtzigſter Pſalm.

„ Brüder! Laſſet uns hingehen, und unſer Leben
„ laſſen! Die Wahrheit iſt wohl werth, daß wir
„ ſie bis in den Tod bekennen!

„ Es iſt der treue und wahrhafte Zeuge vor uns
„ hergegangen. Er hat ein gut Bekentniß bekant
„ vor Pontio Pilato. Er mußte auch ſterben als
„ ein Verführer.

„ Gott ſei Dank, daß wir nicht leben, wie die
„ Übelthäter! Wir haben zwar unſerm Gott ge=
„ ſündiget, aber nicht der Welt.

„ Es iſt recht und billig, daß uns unſer Vater
„ züchtiget; es iſt recht, daß er dieſen Leib zerbricht.

„ Wir müßen doch einmal unſre Hütten able=
„ gen; warum nicht jezt, da wir noch mit unſerm
„ Tode preiſen unſern Gott?

„ So wiſſen wir auch, daß der Tod ſeiner Hei=
„ ligen bei ihm hochgeachtet ſei, und daß er ihm
„ ſeine Lieblinge nicht nehmen laſſe.

„ Brüder! laſſet uns nicht fürchten, wie die
„ Heiden und Sünder pflegen. Furcht iſt nicht in
„ der Liebe und in dem Glauben zu unſerm Gott.

„ Wir haben bisher dem Herrn gelebet, ſo wol=
„ len wir nun auch dem Herrn ſterben.

„ Er wird mit uns durch Feuer und Waſſer ge-
„ hen; er wird uns nicht ungetröſtet, noch unge-
„ ſtärkt laſſen.

„ Siehe! Wir ſehen ihn, o wie freundlich iſt er
„ uns! Er führet uns über den Tod! Halleluja!“

Was ſagen Sie hierzu? Köñte ich nicht die Verehrer des Herrn Wieland auffordern, mir erhabnere und pathetiſchere Stellen in ſeinen ganzen Empfindungen zu zeigen? Herr Wieland iſt reich an Blümchen; Peterſen an ſtarken Gedanken, an großen Geſinnungen. Beide haben die Sprache der heiligen Schrift zu brauchen gewußt, nur daß ſie Peterſen in ihrer edlen Einfalt gelaſſen, Wieland aber durch affectirte Alluſionen verunſtaltet hat.

Und gleichwohl ſind Peterſens Stimmen gar bald verachtet, und vergeſſen worden. Deñ Peterſen war ja ein Schwärmer!

(Plan einer Akademie zur Bildung des Verſtandes und Herzens junger Leute, von Wieland.)

Ich habe über Herrn Wielands Plan einer Akademie zur Bildung des Verſtandes und Herzens junger Leute einige Anmerkungen gemacht, die ich niederſchreiben und Ihnen nach und nach zur Beurtheilung vorlegen will.

Herr Wieland will die alten Griechen bei ſeinem Entwurfe um Rath gefragt haben. Dieſe, ſagt er, ſezten die Erziehung hauptſächlich in die Übung der Gemüths- und Leibeskräfte, weil ohne Übung weder dieſe noch jene zur gehörigen Stärke, Lebhaftigkeit und regelmäßigen Bewegung gelangen. — „Die Abſicht, fährt er fort, zu welcher
„ihre Erziehung abzwekte, war, ihre jungen Bür-
„ger zu dem zu bilden, was ſie καλοκαγαθια
„nañten, in welchem Worte ſie alle Vorzüge und
„Vollkommenheiten begriffen, die einen freien und
„edlen Menſchen von einem Sclaven und menſchen-
„ähnlichen Thiere unterſcheiden; alle Eigenſchaften
„und Geſchiklichkeiten, welche den Menſchen erhö-
„hen, verſchönern, und zur Ausführung einer edlen
„Rolle im Leben tüchtig machen. Zu dieſer Abſicht,
„welche allein der menſchlichen Natur würdig iſt,
„flößte man der Jugend ſo früh als möglich den
„Geſchmak am Schönen und Guten, nebſt den beſten
„moraliſchen und politiſchen Geſinnungen ein. In
„dieſem Geſichtspunkte ſtudirte man mit ihnen den
„Homer, und ſchmükte ihr Gedächtniß mit den
„weiſeſten Sprüchen der Dichter, welche die Lehrer
„und Philoſophen der älteſten Griechen waren ꝛc.“

Aber ich wollte wohl Herrn Wieland fragen: Hat Ihr Vorgeben ſeine hiſtoriſche Richtigkeit? Iſt es wahr, daß die alten Griechen ihre Jugend aus

dem Homer und andern Dichtern Weisheit lehrten? und wurde Homer, ich will nicht ſagen durchgängig, ſondern nur von allen denen unter ihnen verſtanden, welchen das Beiwort καλοκαγαθοι zukam?

Erinnern Sie ſich, würde ich gegen den Herrn Wieland fortfahren, was uns Xenophon von dem Sokrates erzählet. [1]) Sokrates hatte wirklich die Gewohnheit, in ſeinen Unterredungen lehrreiche Stellen aus Dichtern anzuführen; aber wie ging es ihm damit? Er berief ſich z. E., weñ er wider den Müßiggang eiferte, und zu dem Müßiggange auch alle eitele, nur zeitverkürzende und ſchädliche Beſchäftigungen rechnete, auf den Ausſpruch des Heſiodus:

Εργον δ' ȣδεν ονειδος, αεργειν δε τ' ονειδος.

(Keine Arbeit, ſondern allein der Müßiggang iſt ſchimpflich.) — Oder er drang darauf, daß alle die, welche dem Staate weder als Heerführer, noch als Rathgeber nüzlich ſein köñten, ſich müßten gefallen laſſen, zu gehorchen, und führte in dieſer Abſicht das Betragen des Ulyſſes an, als die Griechen die Belagerung von Troja aufheben wollten. „Den Vornehmern, ſagt Homer, [2]) ſprach Ulyſſes „mit freundlichen Worten zu; wo ſich aber ein Ge„ringerer unnüz machte, den ſchlug er mit ſeinem „Scepter, und befahl ihm, ruhig zu ſein:“

Δαιμονι', ατρεμας ησο, και αλλων μυθον ακȣε,
Οἱ σεο φερτεροι εισι· συ δ' απτολεμος και αναλκις
Ουτε ποτ' εν πολεμῳ εναριθμιος, ουτ' ενι βȣλῃ.

Was machten die Ankläger des Sokrates aus

1) Im erſten Buche ſeiner denkwürdigen Reden des Sokrates.

2) Im zweiten Buche der Ilias, V. 200 u. f.

dieſen Stellen? Sagten ſie nicht, daß ſie gefährliche Lehren enthielten? Daß Heſiodus alle Beſchäftigungen billige, ſie möchten noch ſo ungerecht und ſchimpflich ſein, weñ ſie nur einträglich wären? Daß Homer die geringern und ärmern Leute zu ſchlagen rathe? Und wer waren des Sokrates Ankläger? Vielleicht die Unwiſſendſten in ganz Athen? Gewiß nicht. Melitus wenigſtens war nur deßwegen wider den Sokrates ſo aufgebracht, weil ihm Sokrates die Dichter, ſeine Lieblinge, nicht genug zu ſchäzen ſchien. Er war alſo einer von den damaligen Kennern; und wollte man auch ſagen, daß er dieſe Mißdeutungen nicht ſowohl aus Unwiſſenheit, als aus Bosheit gemacht habe, ſo bedenke man wenigſtens, was er dabei für Richter vorausſezte, und ob dieſe Richter Leute ſein durften, mit welchen man in der Jugend den Homer, nach moraliſchen Abſichten, geleſen hatte?

Die wahren Kenner der Dichtkunſt ſind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben ſo rar, als die wahren Dichter ſelbſt geweſen. Homer ward eben ſo wenig von allen Griechen verſtanden, als Klopſtock von allen Deutſchen. Ich ſage Klopſtock; und weñ Sie meinen, daß Bodmer dem Homer näher komme, ſo ſezen Sie Bodmern an ſeine Stelle.

Jezt erlauben Sie mir, in den Anmerkungen über den Erziehungsplan des Herrn Wieland fortzufahren. Die wichtigſten werde ich von unſerm gemeinſchaftlichen Freunde, dem Herrn D. [1]) entlehnen.

Den ſchönen und großen Begrif, welchen uns Herr Wieland von der Erziehung der alten Grie-

1) (Dies iſt Moſes Mendelſohn, der ſich in den Literaturbriefen unter andern mit D. unterzeichnete.)

chen macht, wo mag er den überhaupt herhaben? Er ſagt zwar:

„So viel ich mich der Beobachtungen erinnern kañ,
„die ich bei Leſung ihrer Scribenten gemacht.“

Allein ich beſorge, ſein Gedächtniß hat ihm hier einen übeln Streich geſpielt. Wenigſtens beweiſet die Stelle des Xenophon, auf die er ſich beruft, das gar nicht, was ſie beweiſen ſoll.

Die Philoſophie, ſagt Herr Wieland, wurde von den Griechen für das nöthigſte und weſentlichſte Stük der Unterweiſung gehalten. — Ja! aber was für eine Philoſophie? War es wirklich die:

„welche uns lehret, was edel oder niederträch-
„tig, was recht oder unrecht, was Weisheit oder
„Thorheit ſei? Was die Religion, was die menſch-
„liche Geſellſchaft, was der Staat, in dem wir
„leben, was alle unſere übrigen Verhältniſſe von
„uns fordern?“

Nichts weniger! Es war eine Philoſophie, quae ad rhetoricas meditationes, facultatem argutiarum, civiliumque rerum notitiam conducebat; [1]) eine Philoſophie, welche Ariſtoteles hernach, unter dem Namen der exoteriſchen, von der wahren Philoſophie gänzlich abſonderte; kurz, es war die Weisheit der Sophiſten.

Mit dieſer moraliſchen und bürgerlichen Philoſophie, fährt Herr Wieland fort, verband man die ſchönen Künſte, insbeſondere die Beredſamkeit. — Auch dieſes kañ mit der hiſtoriſchen Wahrheit nicht beſtehen. Die Griechen ſtudirten die Philoſophie nur in Abſicht auf die Beredſamkeit, und dieſer einzigen Kunſt waren alle übrige Wiſſenſchaften untergeordnet. Selbſt Alcibiades, — Xenophon ſagt es mit ausdrüklichen Worten, — hielt ſich nicht

1) A. Gellius. XX, 5.

zum Sokrates, um Weisheit und Tugend von ihm zu lernen; es war ihm einzig und allein um die Kunſt, zu überreden, und die Gemüther der Zuhörer zu lenken, in welcher Sokrates ein ſo großer Meiſter war, zu thun. — Daß von denen hier nicht die Rede iſt, welche Philoſophen von Profeſſion werden wollten, verſteht ſich von ſelbſt.

Denken Sie nur, wie weit Herr Wieland geht. Er will uns bereden, daß die Griechen den ſhafteſburyſchen Begrif eines Virtuoſen durch ihr καλος κἀγαθος ausgedrükt hätten. Ich wäre ſehr begierig, nur einen einzigen Beweis von ihm zu erfahren, daß dieſes καλος κἀγαθος etwas anderes bedeute, als was wir einen hübſchen guten Mañ heiſſen. Ich erinnere mich eben einer Stelle aus dem Plato, wo Sokrates den jungen Theages fragt: τι ȣν; ȣκ εδιδαξατο σε ὁ πατηρ και επαιδευσεν ἁπερ ενθαδε οἱ αλλοι παιδευονται, οἱ των καλων κἀγαθων πατερων υἱεες; οἷον γραμματα τε και κιθαριζειν, και παλαιειν, και την αλλην αγωνιαν. Können hier καλοι κἀγαθοι Virtuoſen heiſſen? Und was ließen dergleichen Virtuoſen ihre Söhne lernen? Leſen und ſchreiben, auf der Zitter ſpielen, ringen und andere körperliche Übungen.

Doch, es möchte ſein; Herr Wieland möchte immerhin uns die alte griechiſche Erziehung noch ſo ſehr verſchönern, weñ man nur ſehen köñte, was er ſelbſt in ſeinem Plane für einen Gebrauch davon gemacht habe. Aber alle die ſchönen Ideen, die er aus den alten Griechen will geſchöpft haben, kommen in der Folge gar nicht mehr in Anſchlag. Nach dieſen hiſtoriſchen Prämiſſen, wie er ſie nennet, ſpeiſet er uns mit lauter allgemeinen Dingen ab, die längſt bekañt ſind. Z. E. er ſagt:

„Es ſoll von einem Kenner der Wiſſenſchaften „die Ordnung beſtim̃t werden, nach welcher die

„ verſchiednen Diſciplinen und Studien mit der Ju-
„ gend getrieben werden ſollen; damit das, was
„ ſie zuerſt lernen, allezeit das Fundament zu dem
„ Folgenden abgebe.“

Wer mit den Wiſſenſchaften ein wenig bekañt geworden, der weiß, daß es mit dieſer eingebildeten Ordnung eine Grille iſt. Alle Wiſſenſchaften reichen ſich einander Grundſäze dar, und müßen entweder zugleich, oder eine jede mehr als einmal, getrieben werden. Die Logik, oder die Kunſt zu denken, ſollte man glauben, müße billig vor allen andern Wiſſenſchaften vorangehen; allein ſie ſupponirt Pſychologie; dieſe die Phyſik und Mathematik, und alle die Ontologie.

Die Ontologie aber übergeht Herr Wieland ganz und gar, und verräth an mehr als einer Stelle eine gänzliche Verachtung derſelben. Hier, ſagt unſer D., möchte ich ihn wohl fragen, ob er jemals den Baco geleſen? ob er geſehen, wie ſehr dieſer Weltweiſe eine Wiſſenſchaft erhebt, in welcher die allgemeinen Gründe aller menſchlichen Erkeñtniß gelehrt werden? ob er eine beſſere Seelenübung kenne, als weñ man junge Leute bald aus beſondern Wiſſenſchaften allgemeine fruchtbare Wahrheiten abſtrahiren, bald allgemeine Wahrheiten auf beſondere Fälle mit Nuzen anwenden lehret, und ihnen dadurch alle ihre Fähigkeiten erhöhet, den Verſtand aufkläret, und den Weg zu großen und nüzlichen Erfindungen bahnet? Ich will der jezigen Ontologie, fährt unſer Freund fort, nicht das Wort ſprechen. So wie ſie in unſern philoſophiſchen Büchern abgehandelt wird, iſt ſie für junge Leute zu hoch. Weñ ſie aber der Lehrer wohl ſtudirt hat, und bei dem Vortrage einer beſondern Wiſſenſchaft allezeit ſein Augenmerk auf die allgemeinen Wahrheiten richtet, die ſich daraus abſon-

dern laſſen; ſo wird er die Ausſichten ſeiner Untergebenen erweitern, und einen jeden Funken von Genie anfachen, der in ihrer Seele gleichſam wie unter der Aſche glimmet. Eine jede Wiſſenſchaft in ihren engern Bezirk eingeſchränkt, kañ weder die Seele beſſern, noch den Menſchen vollkommener machen. Nur die Fertigkeit, ſich bei einem jeden Vorfalle ſchnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur dieſe bildet den großen Geiſt, den wahren Helden in der Tugend, und den Erfinder in Wiſſenſchaften und Künſten.

Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt, iſt dieſer, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnet; und dieſen hat Herr Wieland am wenigſten zu vermeiden geſucht. Er ſcheinet vielmehr ausdrüklich darauf führen zu wollen, weñ er (S. 131) verlangt, daß man in der unterſten Claſſe von jeder Wiſſenſchaft eine hiſtoriſche Keñtniß geben ſolle. — Die Natur der Seele verkeñt die Eintheilung der menſchlichen Erkeñtniß in die hiſtoriſche, philoſophiſche und mathematiſche, die wir der Deutlichkeit halber zu machen genöthiget ſind. Die erſten beiden müßen unſtreitig mit gleichen Schritten fortgehen, indem ihnen die dritte in einer kleinen Entfernung folget. Das große Geheimniß, die menſchliche Seele durch Übung vollkommen zu machen, beſteht einzig darin, daß man ſie in ſteter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu ſind Ehrgeiz und Neubegierde; und die Belohnung iſt das Vergnügen an der Erkeñtniß der Wahrheit. Bringt man aber der Jugend die hiſtoriſche Keñtniß gleich anfangs bei, ſo ſchläfert man ihre Gemüther ein; die Neubegierde wird zu frühzeitig geſtillt, und der Weg, durch eigenes Nachdenken

Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verſchloſſen. Wir ſind von Natur weit begieriger, das Wie, als das Warum zu wiſſen. Hat man uns nun unglüklicher Weiſe gewöhnt, dieſe beiden Arten der Erkeñtniß zu trennen; hat man uns nicht angeführt, bei jeder Begebenheit auf die Urſache zu denken, jede Urſache gegen die Wirkung abzumeſſen, und aus dem richtigen Verhältniß derſelben auf die Wahrheit zu ſchließen: ſo werden wir ſehr ſpät aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit erwachen, in welchen man uns eingewieget hat. Die Wahrheiten ſelbſt verlieren in unſern Augen alle ihre Reizungen, wo wir nicht etwa bei reifern Jahren von ſelbſt angetrieben werden, die Urſachen der erkañten Wahrheiten zu erforſchen.

Weñ aber unſer Freund, der ſich hier durch mich erklärt, behauptet, man müße die hiſtoriſche Erkeñtniß nie ohne die philoſophiſche gehen laſſen; ſo redet er von der hiſtoriſchen Keñtniß ſolcher Dinge, die man durch Nachdenken herausgebracht, und ohne Nachdenken nicht recht begreifen kañ; z. E. der in allen Wiſſenſchaften demonſtrirten Wahrheiten, der Meinungen und Hypotheſen, die man angenommen, gewiſſe Erſcheinungen zu erklären, wie nicht weniger derjenigen Säze, die man durch künſtliche Erfahrungen und ſorgfältige Beobachtungen herausgebracht hat. Dieſe hiſtoriſche Keñtniß der Wiſſenſchaften allein iſt es, die man für ſchädlich halten muß. Die hiſtoriſche Keñtniß der geſchehenen Dinge aber kañ nicht durch eine Anſtrengung des Genies herausgebracht oder gefunden werden; die Sinne und das Gedächtniß müßen hier beſchäftiget ſein, bevor man Wiz und Beurtheilungskraft gebrauchen kañ. Daher iſt es in der Natur der Seele gegründet, daß in Anſehung ſolcher Dinge die hiſtoriſche Keñtniß den Grund legen

muß; und hier iſt ein neuer Fehler unſers Verfaſſers. Er ſollte mit der Geſchichte der Natur den Anfang machen, und dieſe allen Vorleſungen in der erſten Claſſe zum Grunde legen. Sie enthält den Samen aller übrigen Wiſſenſchaften, ſogar die moraliſchen nicht ausgenommen; und weñ der Lehrer ſcharfſinnig genug iſt, ſo wird er die Genies der Schüler bei dieſer Gelegenheit leichtlich prüfen, und unterſcheiden können, zu welcher Kunſt oder Wiſſenſchaft ein jedes derſelben aufgelegt iſt. Herr Wieland aber rechnet die Naturgeſchichte mit zu dem Studium der Hiſtorie überhaupt, aus der er drei verſchiedene Diſciplinen gemacht wiſſen will.

Doch nicht genug, daß er den Wiſſenſchaften, durch die vorläufige hiſtoriſche Keñtniß derſelben, alle Anlokungen nim̃t; er muß überhaupt nichts davon halten, die Wiſſenſchaften als Wiſſenſchaften vorzutragen, weil er den Rath gibt, ſich aller trokenen Abhandlungen, abſtracter Unterſuchungen und ſcharfer Demonſtrationen ſo lange zu enthalten, bis die Untergebenen zu einer großen Reife des Verſtandes gelanget ſind. — Aber man folge nur dieſem Rathe, man ſei nur ſo ſuperficiell, und ich will vieles wetten, daß die Untergebenen zu dieſer großen Reife des Verſtandes nie gelangen werden. — Er ſchlägt dagegen vor, daß ſich die Lehrer die äſopiſche und ſokratiſche Methode eigen zu machen trachten ſollen, weil dieſe,

„ihrer Leichtigkeit und Anmuth wegen, der „Wahrheit am leichteſten Zutritt zu unſerer Seele „verſchaffe.“

Was für einen Begrif muß unſer Verfaſſer von der ſokratiſchen Lehrart haben! Was that Sokrates anders, als daß er alle weſentlichen Stüke, die zu einer Definition gehören, durch Fragen und

Antworten herauszubringen, und endlich auf eben die Weiſe aus der Definition Schlußfolgen zu ziehen ſuchte? Seine Definitionen ſind durchgehends richtig; und weñ ſeine Beweiſe nicht immer die ſtrengſte Probe aushalten, ſo ſieht man wenigſtens, daß es mehr ein Fehler der Zeiten, in welchen er lebte, als eine Vernachläßigung und Geringſchäzung der troknen Unterſuchung von Seiten des Philoſophen geweſen. Zu unſern Zeiten kañ die ſokratiſche Lehrart mit der Strenge der jezigen Methode auf eine ſo geſchikte Art verbunden werden, daß man die allertiefſinnigſten Wahrheiten herausbringt, indem man nur richtige Definitionen aufzuſuchen ſcheinet. — Ich will geſchwind ſchließen; Sie möchten mich um die Muſter in dieſer Art des Vortrages fragen.

Was ich unter Herrn Wielands patriotiſcher Verachtung ſeiner Nation verſtehe, werden Sie am beſten aus einem Exempel abnehmen können. — Er redet von der Beredſamkeit der Kanzel, und bricht in die Frage aus:

„Wie lange wollen wir uns von den Franzoſen „beſchämen laſſen, welche ihren Boſſuet, Bour„daloue, Maſſillon, Trublet aufweiſen können; „da hingegen unſere größten geiſtlichen Redner ge„gen jene nicht in Betrachtung kommen.“

Aber ich glaube, ich fange an zu ſpotten; und das möchte ich nicht gern. — Weñ uns nur Herr Wieland auch geſagt hätte, warum deñ nun unſer Mosheim und Sack, unſer Jeruſalem und Cramer, gegen jene Franzoſen gar nicht in Betrachtung kommen! Die Franzoſen, ohne Zweifel, haben eine blühendere Sprache; ſie zeigen mehr Wiz, mehr Einbildungskraft; der Virtuoſe ſpricht mehr aus ihnen; ſie haben die körperliche Beredſamkeit bei ihren vortreflichen Komödianten zu lernen Gelegen-

heit gehabt: alles Eigenſchaften, die dem geiſtlichen Redner nothwendig ſind, der mich eine halbe Stunde angenehm unterhalten will, und die ich demjenigen gern erlaſſe, der mehr als dieſes ſucht, und es ſeinem Amte für unanſtändig hält, auf meinen Willen zu wirken, ohne vorher meinen Verſtand erleuchtet zu haben. Der wahre Gottesgelehrte weiß, daß er auf der Kanzel den Redner mit dem Lehrer zu verbinden habe, und daß die Kunſt des erſtern ein Hülfsmittel für den leztern, nie aber das Hauptwerk ſein müße.

Herr Wieland iſt ja ſonſt weit mehr für die Engländer, als für die Franzoſen eingenommen. Wie kömt es deñ aber, daß er nun hier dieſe jenen vorzieht? Hier in der Beredſamkeit, die man doch, nach ſeinen eigenen Grundſäzen, bei den Franzoſen, wegen ihrer deſpotiſchen Regierungsart, die ganz gewiß ihren Einfluß auch bis auf die Kanzel erſtrekt, am wenigſten ſuchen ſollte? Kömt bei ihm etwa auch ein Tillotſon gegen Bourdaloue und Trublet noch nicht in Betrachtung? Sind ihm jenes demoſtheniſche Reden, nach der ſich unſere geiſtlichen Redner zuerſt gebildet haben, vielleicht auch noch zu öde, zu unfruchtbar, zu dornicht? Iſt ihm nur der größte Redner, der die Affecten ſeiner Zuhörer am geſchwindeſten erregen kañ?

Ich habe nur erſt neulich eine ſehr vortrefliche Stelle über dieſe Materie geleſen. Sie ſtehet in einer neuen Schrift, die uns gleichfalls aus der Schweiz [1]) gekommen iſt, daher man den Herrn Wieland um ſo viel eher darauf verweiſen köñte. Erlauben Sie mir, meinen Brief damit zu bereichern. Ein vornehmer Theolog ſchreibt an einen jungen Geiſtlichen:

1) Moraliſche Beobachtungen und Urtheile. Zürich, 1757.

„Ich habe, ſagt er, denjenigen Theil der Re„dekunſt betrachtet, welcher mit Regung der Affec„ten umgehet; und ich weiß, daß dieſe Kunſt bei „den Gottesgelehrten ſowohl, als bei den fana„tiſchen und enthuſiaſtiſchen Predigern in großer „Hochachtung iſt, und daß man viel Fleiß darauf „wendet.

„Die zwei großen Redner in Griechenland und „Rom, Demoſthenes und Cicero, beide Demagogi „in einer demokratiſch eingerichteten Republik, „ſind dennoch in Ausübung dieſer Kunſt ſehr von „einander unterſchieden.

„Der erſte, welcher mit einem polirtern, ge„lehrtern und wizigern Volke zu thun hatte, ſezte „den größten Nachdruk ſeiner Beredſamkeit in die „Stärke ſeiner Beweisgründe, und ſuchte alſo „hauptſächlich den Verſtand zu überzeugen. Tullius „hingegen ſahe mehr auf die Neigungen einer auf„richtigen, nicht ſo gelehrten und lebhaften Na„tion, und blieb deßwegen bei der pathetiſchen Be„redſamkeit, welche die Affecten erreget.

„Allein das Vornehmſte, welches man hierbei „beobachten muß, iſt dieſes, daß dieſe Redner in „allen ihren Reden ein beſonderes Vorhaben hat„ten; deñ bald ſuchten ſie die Verurtheilung oder „Losſprechung einer angeklagten Perſon, bald woll„ten ſie das Volk zum Kriege bereden, bald be„mühten ſie ſich ein Geſez einzuführen, und der„gleichen; und alles dieſes wurde gleich auf der „Stelle ausgemacht, nach dem der Vortrag des „Redners Beifall fand. Hier war es unumgäng„lich nöthig, die Affecten der Zuhörer entweder „zu erregen, oder zu beſänftigen, inſonderheit zu „Rom, wo Tullius war. Mit dieſes leztern Schrif„ten machen ſich junge Geiſtliche, (ich meine die, „welche Autores leſen,) insgemein mehr bekañt,

„ als mit dem Demoſthenes, welcher doch jenen in „ vielen Stüken übertraf, was inſonderheit die Re„ dekunſt anlanget. Allein ich kan̄ nicht ſehen, wie „ die Kunſt, die Affecten zu erregen, von großem „ Nuzen ſein könne, wen̄ man die Chriſten unter„ richtet, wie ſie ihren Wandel gebührend anzu„ ſtellen haben, wenigſtens in unſern nördlichen „ Climatibus, wo ich gewiß verſichert bin, daß „ auch die größte Beredſamkeit von dieſer Art we„ nig Eindruk in unſre Gemüther haben wird, ja „ nicht einmal ſo viel, daß die Wirkung davon ſich „ nur bis auf den andern Morgen erſtrekte.

„ Was mich aber inſonderheit veranlaſſet, die „ Art zu predigen, da man nur die Affecten zu „ rühren ſucht, zu verwerfen, iſt dieſes, weil ich „ geſehen habe, wie ſchlechten Vortheil dieſelbe ge„ ſchaft. Ich kenne einen Herrn, welcher dieſes als „ eine Regel beobachtete, daß er alle die Paragra„ phen überhüpfte, zu deren Ende er etwa ein „ punctum exclamationis geſtellt ſah. Ich glaube ge„ wiß, daß diejenigen Prediger, welche in lauter „ epiphonematibus predigen, wen̄ ſie ſich umſehen, „ einen großen Theil ihrer Zuhörer in der Unacht„ ſamkeit, und einen großen Theil ſchlafend finden „ werden.

„ Und es iſt auch kein Wunder, daß ein ſolches „ Mittel nicht allemal anſchlägt, maßen es ſo viel „ Kunſt und Geſchiklichkeit erfordert, wen̄ man es „ darin zu einiger Vollkommenheit bringen will, als „ mancher nicht im Cicero findet, geſchweige aus „ ihm lernet.

„ Ich bitte euch daher gar ſehr, dieſe Kunſt (im „ Fall ihr ja unglüklicher Weiſe euch bereden ſolltet, „ daß ihr dieſelbe beſäßet) ſehr ſelten, und mit aller „ möglichen Behutſamkeit zu gebrauchen, ꝛc.“

Es wohnet mir eine dunkle Erinnerung bei,

dieſe Gedanken bereits anderswo geleſen zu haben. 1) Doch, dem ſei wie ihm wolle; der Schriftſteller, aus dem ich ſie jezt entlehne, macht folgende Anmerkung darüber:

„Es iſt nicht zu läugnen, ſagt er, daß dieſe „Stelle von einer großen Einſicht dieſes Gottes„gelehrten in die Wirkung der geiſtlichen Beredſam„keit auf das menſchliche Gemüth zeuget. Allein „iſt wohl keine Gefahr bei ſeinem Rathe, daß die „Leute, dum vitant vitia, stulti in contraria currant? „Mich bedünkt, die größte Kunſt würde ſein, das „Gründliche und das Pathetiſche, wo es die Na„tur der Sache erlaubt, dergeſtalt mit einander „zu verbinden, daß dieſes leztere ſtets ſeinen „Grund in der Vorſtellung des erſten behielte.“

Sehr wohl! — Und eben dieſe ſo ſchwere Verbindung des Gründlichen und Pathetiſchen iſt es, die unſerm Mosheim, nach meinem Bedünken, einen ſehr großen Vorzug vor allen franzöſiſchen Predigern gibt.

Und die Sprache des Herrn Wieland — Er verlernt ſeine Sprache in der Schweiz. Er muß ſogar eine beträchtliche Anzahl von Wörtern vergeſſen haben. Alle Augenblike läßt er ſeinen Leſer über ein franzöſiſches Wort ſtolpern. Licenz, viſiren, Education, Disciplin, Moderation, Eleganz, Ämulation, Jalouſie, Corruption, Dexterität, und noch hundert ſolche Wörter, die alle nicht das geringſte mehr ſagen, als die deutſchen, erweken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Puriſte iſt. Linge, ſagt Herr Wieland ſogar — Er befiehlt: „Daß die Schüler von ihrem Gelde, das ih„nen zu ihren übrigen Ausgaben, zu Kleidern,

1) (Sie ſind aus Swifts Schreiben an einen jungen Geiſtlichen.)

„Linge, et pour leurs menus plaiſirs vom Hauſe „gegeben wird, dem Hofmeiſter genaue Rechenſchaft „geben ſollen. Sie ſollen ihre Linge, fährt er „fort, Bettzeug und Servietten, wie auch Löffel, „Meſſer und Gabel mitbringen.“

Dieſes noch im Vorbeigehen! — Weñ uns Herr Wieland, ſtatt jener franzöſiſchen Wörter, ſo viel gute Wörter aus dem ſchweizeriſchen Dialekte gerettet hätte, er würde Dank verdienet haben. Allein es ſcheint nicht, daß er ſich in dieſem Felde mit kritiſchen Augen umgeſehen. Das einzige Wort: entſprechen, habe ich ein oder zweimal mit Vergnügen bei ihm gebraucht gefunden. „Es „iſt ſchwer, ſagte er einmal, die Lehrer zu finden, „die ſolchen Abſichten entſprechen (respondent).“ Dieſes entſprechen, iſt jezt den Schweizern eigen, und nichts weniger als ein neugemachtes Wort. Deñ Friſch führet bereits eine Stelle aus Kaiſersbergers Poſtille an, wo es heißt: „Die Getät und „der Rom ſollen einander entſprechen.“

Man muß den neueſten ſchweizeriſchen Schriftſtellern die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie jezt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden, als ehedem. Geßner und Zimmermann unter andern ſchreiben ungemein ſchön und richtig. Man merkt ihnen den Schweizer zwar noch an; aber doch nicht mehr, als man andern den Meißner oder Niederſachſen anmerkt. Herrn Wieland iſt es daher um ſo viel mehr zu verdenken, weñ nur er ſeine Sprache in der Schweiz ſo vernachläßiget, daß ihm beſonders gewiſſe eigentümliche Ausdrüke nicht mehr beifallen. Iſt es z. E. deutſch, weñ er ſagt: „Pygmalion ſchnizte eine Venus aus Marmor?“

Die moraliſchen Beobachtungen und Urtheile, aus welchen ich kaum vorher eine Stelle angeführt habe, verrathen ihren Geburts=

ort ſchon mehr. Sie haben eine Menge Wörter, die man hier nicht verſteht, die aber viele Leſer zu verſtehen wünſchten, weil ſie wirklich etwas beſonders auszudrüken ſcheinen; dergleichen ſind: hüriſch, [1]) ringſinnig, [2]) abſchäzig, [3]) Schik ꝛc. [4])

Und deſſen ungeachtet laſſen ſie ſich ſehr wohl leſen. Sie ſcheinen aus dem Beitrage einer ganzen, muntern Geſellſchaft entſtanden zu ſein. Der herſchende Ton darin iſt Satyre und Humor. Folgende Beſchreibung [5]) eines Huſaren, bei Anlaß des Lobes eines Mädchens, wird Sie beluſtigen:

„Die keuſche Klimene fliehet vor jungen Män„nern, wie ein erſchroknes Küchlein vor dem er„blikten Geier, und wie ein — fleucht, weñ er „auf den offenen Feldern des platten Böhmerlandes „einen Huſaren auf ihn zufliegen ſieht. Welch ein „Schauſpiel! An ſeiner Stirne ſteht geſchrieben: „Mord, und die Blike ſeiner Augen ſind alle ver„giftete Spieße. Er ſchießet dieſelben dicht, wie „ein Regen, von ſich aus, und tödet damit, noch „ehe er tödet. Der Grauſame behängt die Rüſtnng „ſeines Pferdes mit ſieben Todtenköpfen; drei ſind „der Schreken derer, die ihm von hinten nachzuſe„hen das Glük haben; und viere pochen von vorne. „Er hat ſich zwiſchen denſelben hingeſezt, wie Tho„mas Kulikan auf ſeinen Thron; und wie Satan „von dem Herzen des Verräthers Beſiz genommen „hat: alſo hat er ſich mit dreiſtem Stolz auf ſein „Pferd geſchwungen. Wer darf zu ihm ſagen: „Gott grüße dich? Alle hat er — abgenommen; „ſie bluten noch, und mit den koſtbaren Tropfen, „die herunter fallen, bezeichnet er ſeinen Weg. „Die Erde will ewig mit einigen derſelben gefärbet „bleiben, um das Andenken dieſes Zerſtörers zum

1) S. 20. 2) S. 22. 3) S. 144. 4) S. 179. 5) S. 136.

„ Abſcheu zu erhalten: andere haben die Thränen
„ der Landeskinder ausgewaſchen. Nun eilt, nun
„ fliegt er, und weñ er in eine Stadt kömt, ſo
„ achtet der Grauſame ſich beſſer gerüſtet, als ein
„ Geſandter, der bei ſeinem öffentlichen Einzuge
„ mit verſchwenderiſcher Pracht auf einmal will ſe-
„ hen laſſen, wie groß der ſei, der ihn geſendet hat.
„ O, daß Tauſende, ſpricht er, nur einen Hals
„ hätten! Warum muß ich ſo viel einzelne Köpfe
„ ſpalten; und mein Saber noch hungern, weñ ich
„ ihn durch den dikſten Hals geſchlagen habe, wie
„ ein Hund hungert, dem ein Kind ein Broſamchen
„ ins Maul wirft! Er verſchlukt es, er empfindet
„ nichts dabei, und heiſcht mit gleich unverwandten
„ Augen und hungernder Begierde die große Schüſ-
„ ſel voll, die auf dem Tiſche ſteht. Komt, Brü-
„ der! ſpricht er, weñ er Menſchenköpfe zu ſpalten
„ ausreitet, laßt uns ſehen, wo wir Rüben zerhaken
„ können. Er trinkt Blut aus Hirnſchädeln; ſein
„ Pferd tränkt er auch damit, und weñ ſein fürch-
„ terlicher Schnauzbart davon geröthet wird, ſo
„ wiſcht er es nicht weg. Im Quartier ſpricht er
„ zum Wirthe: Gib, was du haſt, und was du
„ nicht haſt, das gib auch, — alsdañ ſtirb! — und
„ zur Wirthin: Lebe du bis morgen, und ſpreite
„ jezt ein Bett an, für mich und dich. Weñ ihm
„ ein Prieſter begegnet, ſo flucht er, und denſelben
„ Tag will er nicht ausreiten, deñ dieſer Hund,
„ ſagt er, hat mir ein Unglük vorbedeutet.“

(über eine neue Ausgabe des Logau.)

Bald werden wir einen von unſern beſten alten Dichtern wieder unter uns aufleben ſehen. Zwei hieſige Gelehrte arbeiten an einer neuen Ausgabe des Logau. — Es kañ leicht ſein, daß ich Ihnen hier einen ganz unbekañten Mañ nenne. Dieſer Zeitverwandte und Landsmañ des großen Opitz iſt, wie es ſcheinet, nie nach Verdienſt geſchäzt worden; und noch ein halbes Jahrhundert hin, ſo wäre es vielleicht ganz um ihn geſchehen geweſen. Kaum, daß unſere neuen Kunſtrichter und Lehrer der Poeſie ſeinen Namen noch anführen; weiter führen ſie auch nichts von ihm an. Wie viel vortrefliche Beiſpiele aber hätten ſie nicht aus ihm entlehnen können! Und würden ſie es wohl unterlaſſen haben, weñ ſie dergleichen bei ihm zu finden geglaubt hätten? Sie hatten ihn alſo nie geleſen; ſie wußten nicht, was an ihm war; und es wird ſie ohne Zweifel befremden, weñ ſie nun bald einen von unſern größten Dichtern in ihm werden erkennen müßen.

Es iſt nur zu bedauren, daß ſich Logau blos auf eine, und noch dazu gleich auf die kleinſte Dichtungsart eingeſchränkt hat! Deñ er iſt wenig mehr als ein Epigrammatiſt. Doch in Anſehung der Menge von Siñgedichten, der erſte unter allen; und einer von den erſten, in Anſehung der Güte derſelben. Er hat deren im Jahr 1654 einen Band von nur drei tauſend druken laſſen, und mehr als ein halbes Tauſend zugegeben. Nun ſezen Sie, — und für dieſe Berechnung kañ ich allenfalls ſtehen — daß ein Neuntheil davon vortreflich, ein Neuntheil gut, und noch ein Neuntheil erträglich iſt; und ſagen Sie mir, ob er unter den guten

Sin̄dichtern nicht wenigſtens der Unerſchöpfliche genan̄t zu werden verdienet?

Aber wie vortreflich, werden Sie fragen, ſind den̄ die Stüke aus dem guten Neuntheil? — Einige Exempel werden es zeigen. Ich will aber dem ehrlichen Logau nichts vergeben wiſſen, wen̄ ich allenfalls nicht die beſten Exempel wählen ſollte. 1)

Logau lebte in der unglüklichen Zeit des dreiſſigjährigen Krieges. Was Wunder alſo, wen̄ ein großer Theil ſeiner Sin̄gedichte den Krieg und die ſchreklichen Folgen deſſelben zum Inhalte hat? Hier ſchrieb der Dichter aus der Fülle ſeines Herzens, und es gelang ihm immer vortreflich. — Verzeihen Sie, Dichter und Soldat, es immer dem unſoldatiſchen Dichter, wen̄ er etwa die ſchlimme Seite des Krieges und der Krieger allzuſehr übertrieben hätte. Seine Übertreibungen ſind ja ſo wizig! — Aber ſo wizig Logau iſt, ſo zärtlich, ſo fein, ſo naiv, ſo galant kan̄ er auch ſein! — Übrigens ſind zwar ein großer Theil von Logaus Sin̄gedichten weiter nichts als moraliſche Sprüche; aber mit einer meiſterhaften Kürze, und ſelten ohne eine ſin̄reiche Wendung ausgedrükt.

1) (Die angeführten Proben bleiben hier weg, da die Ausgabe dieſes Dichters in jedermans Händen iſt.)

(Schilderungen aus dem Reiche der Natur und Sittenlehre, von Duſch).

Der Verfaſſer der „Schilderungen aus dem „Reiche der Natur und der Sittenlehre“ iſt Herr Duſch, eine der fruchtbarſten Federn unſrer Zeit. Und eben weil es Herr Duſch iſt, haben die Verfaſſer der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften von dem zweiten und dritten Theile derſelben nichts zu ſagen, für gut befunden. Auf eine einzige Erinnerung wider dieſen Scribenten bekömt man die Antworten immer zu halben Duzenden zu leſen. Eine jede Kritik weiß er in eine Streitigkeit zu verwandeln; und wer ſtreitet gern?

Aber nun ſoll ich wenigſtens mit der Sprache gegen Sie heraus. — Sie ſezen mich in Verlegenheit. — Was ſoll ich Ihnen ſagen? Ich habe die Schilderungen nicht geleſen; hier und da darin zu blättern, das iſt alles, was mir meine Zeit erlaubt hat. Zwar, die Schilderungen ſind auch kein Buch, das man ganz, das man nach der Ordnung leſen müßte. Man mag in der Mitte, man mag am Ende, man mag anfangen wo man will; man findet an einem Orte ſo viel Zuſammenhang, wie an dem andern. Und in dem ganzen Buche gerade ſo viel Zuſammenhang, als — im Kalender.

Nun wohl; alſo kañ ich Ihnen doch die Anmerkungen mittheilen, die ich bei dem Durchblättern zu machen Gelegenheit gehabt habe. Weñ Sie damit zufrieden ſein wollen.

Zur Sache! Ich muß mich wundern, daß die Verfaſſer der Bibliothek wider die Eintheilung des Werks überhaupt nichts erinnert haben. Herr Duſch will die Natur ſchildern; ſeine Schil-

derungen ſollen eine Art von Verbindung unter ſich haben; die Verbindung nach den Jahreszeiten iſt ſchon gebraucht. Herr Duſch iſt ein groſſer Liebhaber des Neuen, des Selbſterfundenen; er wählt alſo die Verbindung nach den Monaten. Nach den Monaten! Ein kühner glüklicher Einfall! Aber keñt deñ die Natur, möchte ich ihn fragen, dieſe Eintheilung in Monate? Iſt ein Monat von dem andern eben ſo unterſchieden, als eine Jahreszeit von der andern? Welche Bilder, welche Scenen kommen nur dieſem und keinem andern Monate zu? Und weñ eben dieſelben Bilder und Scenen mehr als einem Monate zukommen können, was für einen zureichenden Grund hat der Scribent, ſie uns lieber in dieſem, als in einem andern zu zeigen?

Ich tadle hier eben das, was Pope bereits an den Eklogen des Spencer getadelt hat. Auch Spencer hatte einem jeden Monate eine beſondere Ekloge gewidmet; und was ſagt Pope dazu?

„Dieſe ängſtliche Eintheilung ſeiner Schäfer„gedichte in Monate, hat ihn gezwungen, die „nämliche Beſchreibung entweder in drei Mona„ten nach einander, mit veränderten Worten, zu „wiederholen, oder, weñ ſie das erſtemal ſchon „erſchöpft war, gänzlich wegzulaßen: woher es „deñ komt, daß einige von ſeinen Eklogen, (als „zum Exempel die ſechſte, achte und zehnte,) ſich „durch nichts als ihre Titel unterſcheiden. Und „wie kañ es anders ſein, da das Jahr von der „Mannigfaltigkeit nicht iſt, daß es, ſo wie eine „jede Jahrszeit, alſo auch einen jeden Monat, „mit einer ihm eigenen Beſchreibung verſorgen „köñte?“

Weñ Herr Duſch, wie man ſagt, auch der

Überſezer von Popens ſämtlichen Werken iſt, ſo muß es uns ſo viel mehr befremden, daß er ſich dieſer Anmerkung ſeines Helden nicht erinnern wollen. Weñ er es gethan hätte, ſo würde es in ſeinen Schilderungen vielleicht nicht von ſo vielen Gegenſtänden, bis zum Ekel, mutatis mutandis, heiſſen: — „Noch blüht die ſchöne Roſe nicht? — „Nun blüht die ſchöne Roſe! — Nun hat die ſchöne „Roſe geblüht!"

Doch welche Bedenklichkeit kañ Herr Duſch haben, ſich ſelbſt auszuſchreiben! er, der andere mit der allerunglaublichſten Freiheit ausſchreibt? Ich wenigſtens kañ ſeine Schilderungen für nichts anders, als einen beſtändigen Cento aus Pope, Thomſon, Hervey, Young, Kleiſt, Haller und zwanzig andern halten. Und glauben Sie ja nicht, daß er dieſe Männer nur da ausſchreibt, wo er ſie in den Noten anführt. Ich kenne leicht keinen Scribenten, der liſtiger anzuziehen weiß. Er bekennet mit der ſcheinbarſten Offenherzigkeit nicht ſelten ganz entfernte Nachahmungen, um die allerplumpſten Entwendungen damit zu maskiren. Ich kañ ihn zehnmal aufſchlagen, und ich werde ſiebenmal mehr eine alte Lectüre zu wiederholen, als etwas neues zu leſen glauben.

Aber ich will mich bei ſolchen allgemeinen Erinnerungen nicht länger aufhalten. — Ich komme auf die Theile ſelbſt, von welchen Sie nähere Nachricht haben wollen. Von dem zweiten, welcher die Sommermonate enthält, will ich wenig oder gar nichts ſagen. Ich lief ihn gleich bei ſeiner Neuheit durch, und habe, was ich damals dabei dachte, wieder vergeſſen.

Ich komme alſo zum dritten Theile. Und dieſer dritte Theil hat eine merkwürdige Vorrede. Herr Duſch hat die Erinnerungen, die

in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften gegen ſeinen erſten Theil gemacht worden, gegründet gefunden, und ſich entſchloſſen, ihnen genug zu thun. — Wie ſchwer muß ihm dieſe Verläugnung ſeiner ſelbſt geworden ſein! Er dauert mich! — Es iſt wahr, ſeine Schreibart iſt nun nicht mehr ſo geſchmükt; ſeine Proſe ſtolpert nicht mehr ſo hexametriſch einher; und doch iſt ſein Buch darum um nichts beſſer geworden.

Noch immer iſt die Tautologie ſeine liebſte Figur. Ein pathetiſcheres Nichts wird man ſelten auf den Kanzeln hören, als man bei ihm faſt auf allen Seiten findet. Z. E.

„Wie widerſprechend iſt die Thorheit, welche „ſich einmal vorgeſezt hat, einen Irrtum zu be„haupten. In was für Widerſprüche verſinkt ſie „nicht!“ (S. 291.)

Wie ſchwazhaft iſt ein Duſch, welcher ſich einmal vorgeſezt hat, viel zu ſchreiben. In was für Geſchwäze verſinkt er nicht! — Und ſo gut gerathen ihm ſeine Tautologien auch nicht einmal allezeit. Sie werden ſehr oft zu Ungereimtheiten, die ganz etwas anders ſagen, als er hat ſagen wollen. Z. E. die zärtliche Apoſtrophe an ſeine Doris aus dem November:

„Uns beide, o Doris, wird der Tod dahin füh„ren, wo unſere Väter ſeit der Sündfluth ſchla„fen. Wir werden nicht gegen dieſes allgemeine „Geſez der Sterblichkeit murren, nicht zittern, „unſern Tod zu ſehen. Aber wollte der Himmel „uns einen Wunſch gewähren, ſo ſollte kein Auge „den Verluſt des andern beweinen! Eine Stunde „ſollte unſer Leben ſchließen; zugleich ſollte in „einem Seufzer unſer Athem entfliehen. (S. 241.)

Nun ja doch, ja; wir merken es wohl, daß von dem lieben Paare keines das andere überle=

ben will. Aber ſagen deſſen ungeachtet die Worte: „ſo ſollte kein Auge den Verluſt des andern beweinen,“ nicht ganz etwas anders? Ihnen zufolge wünſchet Herr Duſch, daß keines von ihnen einäugig werden möge; nicht aber, daß keines das andere überleben möge. Deñ nur alsdañ, weñ man das Unglük hat, einäugig zu werden, beweinet ein Auge den Verluſt des andern. Und auch vor dieſem Unglük bewahre ihn der Himmel! Deñ eine einäugige Doris, und ein einäugiger Liebhaber ſind freilich ein trauriger Anblik. Beſonders weñ ein wiziger Freund auch nicht einmal ſagen köñte:

Puer, lumen quod habes concede puellae!
Sic tu caecus Amor, sic erit illa Venus.

In ähnliche Ungereimtheiten fällt Herr Duſch auch oft, weñ er Bilder und Umſtände ohne alle Wahl häuft. Z. E.

„Der Landmañ weiß der Kälte Arbeit entgegenzuſezen, und wider Willen des Winters Schweiß aus ſeiner Stirne zu treiben. Unter ſeinen ſtarken Hieben fällt die tauſendjährige Eiche, unter der Gewalt ſeiner abgehärteten Hände zerreißt der Pflug die ſtarre Erdſcholle, und unter ſeiner Sichel fallen die Ähren der Felder.“ (S. 66.)

Vortreflich! Nun wiſſen wir doch, weñ der Landmañ ſein Korn hauet. Im Winter, um ſich eine erwärmende Bewegung zu machen. — Zwar, das hat nun Herr Duſch gewiß nicht ſagen wollen, ſondern ſeine Feder, die einmal aufgezogen war, hat es wider ſeinen Willen hingeſchrieben. Deñ ſo viel mag er wohl von der Natur verſtehen, daß er ungefähr weiß, in welchen Monat die Ärnte fällt. — Mehr aber? — Was er

mehr davon weiß, das mag er ſicherlich nur halb wiſſen.

Wollen Sie einen Beweis? — Wie billig! — Herr Duſch will im Anfange ſeines Octobers eine Beſchreibung von der herbſtlichen Nachtgleiche, aequinoctium autumnale, geben, und ſagt:

„ Jezo wieget die Wage Tag und Nacht in glei- „ chen Schalen, und der Stand der Sonne theilet „ den Erdkreis in Licht und Finſterniß.“ (S. 112.)

Die erſte Hälfte dieſer Beſchreibung iſt ſchön, deñ ſie iſt nach einer Zeile des Virgils gemacht, die Herr Duſch ſelbſt angeführt:

Libra die somnique pares ubi fecerit horas etc.

Allein was ſagen Sie zu der andern Hälfte: „ und „ der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in „ Licht und Finſterniß?“ Der Scribent muß träu- men. Geſchieht es deñ nur bei der Nachtgleiche, daß die Sonne durch ihren Stand den Erdkreis in Licht und Finſterniß theilet? Ich denke, es ge- ſchiehet immer; die Sonne mag ſtehen wo ſie will. Deñ immer iſt die eine Hälfte der Erdkugel von ihr erleuchtet, und die andere nicht; und ſie theilet ſie alſo immer in Licht und Finſterniß. Das iſt un- widerſprechlich. Aber nun will ich Ihnen auch zei- gen, wie er zu dieſem albernen Zuſaze gekommen iſt. Der gleich darauf folgende Vers bei dem Vir- gil, den Herr Duſch nicht anführt, heißt:

Et medium luci atque umbris jam dividit orbem [1])

Und dieſe Zeile hat er offenbar durch ſein: „ der „ Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht „ und in Finſterniß,“ überſezen wollen. Weñ er ſie aber doch erſt hätte verſtehen lernen! Orbis heißt hier gar nicht der Erdkreis; ſondern ſo viel als

1) Georg. I. 209.

orbita, die tägliche Laufbahn der Sonne um die Erde. Und weñ dieſe zur Hälfte in Licht und Finſterniß getheilet iſt; weñ die Sonne eben ſo lange über unſerm Horizonte verweilet, als unter demſelben: alsdañ haben wir nothwendig Nachtgleiche. Virgils Beſchreibung iſt alſo ſehr richtig, da des Herrn Duſch ſeine ſehr abgeſchmakt iſt. Es entſchuldigt ihn nicht, daß orbis ſehr oft ſo viel heißt als: mundus, mundi orbis; es heißt eben ſo oft ein bloßer Kreis, und er hätte wiſſen ſollen, welche Bedeutung ſich hier ſchikt. Hier nimt es der Römer eben ſo, wie er es an einer andern Stelle nimt, wo er ſagt: 1)

Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos
Ardebat, coelo et medium Sol igneus orbem
Hauserat.

Sie hatte die Hälfte ihrer Bahn erreicht; es war Mittag. Ich weiß zwar, daß auch Ruäus medium orbem durch medium mundum auslegt; allein ich weiß auch, daß die proſaiſche Pharaphraſis dieſes Jeſuiten erbärmlich iſt, und daß man den Virgil aus ihr ſehr ſchlecht verſtehen lernt.

Man hatte in der Bibliothek dem Herrn Duſch unter andern auch gerathen, ſeine Gemälde öfter mit Fictionen zu unterbrechen. Und ſehen Sie, auch dieſen Rath hat der gutherzige Scribent angenommen! Er hat mehrere, er hat größere eingeſtreuet; und er verſichert, es würde ihm angenehm ſein, weñ ſie gefallen köñten.

Laſſen Sie mich, Wunders halber, eine ganz flüchtig durchgehen! Ich wähle den Traum dazu, der am Ende des Octobers ſteht. Prägen Sie ſich es ja wohl ein, daß es ein Traum iſt! — Herr Duſch alſo entſchlief und träumte.

1) Georg. IV. 425.

„Ein unumgränztes lachendes Thal, in einer „kaum ſichtbaren Ferne, mit blauen Gebirgen und „Wäldern umgeben,“ war der Schauplaz, worauf er ſich auf einmal im Traum befand. — Bemerken Sie doch ſogleich dieſes unumgränzte Thal, in einer kaum ſichtbaren Ferne mit Bergen umgränzt. — Hier alſo iſt er; und wañ wird er aus dieſem unumgränzten Thale wieder herauskommen? Laſſen Sie ſich die Zeit nicht lang werden.

Sieben Zeilen weiter „verfolgt er bereits durch „eine Kette von Hügeln den Fußſteig, der ihn „endlich an die ſchönſte Ebene bringt.“ — Willkommen! Aber was machte der Träumer erſt in dem unumgränzten Thale? Warum befand er ſich nicht gleich in dieſer Ebene? Hätte er den ſauren Weg durch eine Kette von Hügeln nicht ſich und dem Leſer erſparen können? — Und was entdekte er in der Ebene? Er entdekte in der Ferne

„ein majeſtätiſches Gebäude, das in Erſtaunen „und Ehrfurcht ſezte. Der Mond erhellte einige „Seiten und Mauern, die ſich mir im hellen Lichte „entgegenkehrten; andere verbargen ſich in tiefen „Finſterniſſen. Unermeßliche Schatten fielen auf „die unumgränzte Fläche, und malten mit ſchwar„zen Finſterniſſen die Geſtalt des Tempels in er„ſtaunlicher Größe auf das Feld. Mein Blik über„maß die Länge der Schatten nicht, die auf der „Fläche lagen, und die Zinnen des Gebäudes ſchie„nen an die Wolken zu ragen. Das ganze Ge„bäude ruhte auf korinthiſchen Säulen. Alle Theile „deſſelben waren in der vollkommenſten Symmetrie „zuſammengefügt; und ihre Verbindung war ſo „genau und richtig, daß kein Auge entdeken koñte, „wo der eine Theil aufhörte, oder der andere an„fing. Kein nöthiges Glied wurde hier vermißt, „und kein Zierat war überflüſſig. Eine bewunderns=

„ würdige Einfalt herſchte in dem Ganzen, und die
„ Majeſtät des kühnen und regelmäßigen Gebäudes
„ ſezte in Erſtaunen.“

Das nenn' ich eine Beſchreibung! Ich führe ſie deßwegen ganz an, um Ihnen zu zeigen, welch ein vortreflicher Baumeiſter Herr Duſch iſt. Ein großes, unermeßliches Gebäude, das durch ſeine Majeſtät in Erſtaunen und Ehrfurcht ſezt, deſſen Zinnen an die Wolken ragen, das keinen einzigen überflüſſigen Zierat hat, in deſſen Ganzem eine bewundernswürdige Einfalt herſcht; nach welcher Ordnung würden Sie ſo ein Gebäude aufführen? Geben Sie wohl acht, und lernen Sie was! Herr Duſch führt es nach der korinthiſchen Ordnung auf.

„ Das ganze Gebäude ruhte auf korinthiſchen
„ Säulen.“

Es iſt um ein aufgeſchnaptes Kunſtwort eine ſchöne Sache! Und noch eine ſchönere, um die edle Dreiſtigkeit, ein ſolches Kunſtwort auf gut Glük zu brauchen!

Aber, damit ich weiter komme! ein Genius begegnet dem Träumer, und ſagt ihm, daß dieſes große Gebäude „der Tempel der Natur“ iſt. Er erbietet ſich ihm zum Führer, und nach verſchiedenen vorläufigen Erinnerungen treten ſie mit einander in einen ungeheuern Vorhof des Tempels, wo ſie eine Menge von bejahrten Männern nachſinnend, oder mit einander in Unterredung begriffen, erbliken: alle in der Kleidung der alten Nationen, deren Weltweiſe und Naturforſcher es ſind. Nun fängt der Genius ſein Collegium an:

„ Jener Schwarm in verſchiedenen Trachten, de-
„ ren Stirnen ein hohes Alter mit Greiſenhaaren be-
„ ſtreuet hat, ſind die Weltweiſen barbariſcher Völ-
„ ker. Du ſiehſt, ſie gehen in kleinen Haufen zu-
„ ſammen, und unterreden ſich zum Theil ganz lei-

„ſe, zum Theil durch Räthſel. — Ihre Lehre war „nicht würdig, auf die Nachwelt zu kommen. — „Nur wenig iſt davon mit Gewißheit für die Nach„welt überblieben.“

Hier beſiñt ſich der wachende Herr Duſch, ſeinem Genius mit ein paar Citationen auszuhelfen. Er ſezt in einer Note hinzu:

„Man muß die Nachrichten von dieſen (den „Weltweiſen der barbariſchen Völker) aus verſchie„denen Schriften, als: Bournets Archaeol. philos. „in der amſterdamer Ausgabe ſeiner Theorie der „Erde; Reimmañs Einleitung in die Geſchichte „der Gelehrſamkeit, und andern zuſammenſuchen.“

Vortreflich! Man muß ſie aus denen zuſammenſuchen, die ſie zuſammengeſucht haben. Und wer iſt Bournet? Wañ hat ein Bournet Archaeologias philosophicas geſchrieben? Ein Burnet, weiß ich wohl; und was braucht Herr Duſch den ehrlichen Schotten in einen Franzoſen zu verwandeln?

„Ein beſſerer Haufe, fährt der Genius fort, „iſt der, den du dort in griechiſcher Kleidung „ſiehſt.“ Und hierauf fängt der erleuchtete Genius an, in dem wahren Tone eines frühzeitigen Adjuncts der philoſophiſchen Facultät, ſo viel falſches, ſo viel nur halb wahres, ſo viel unverdautes Zeug von den verſchiedenen griechiſchen Secten und einzeln Weltweiſen daher zu plaudern, als man nur immer in dem elendeſten Compendio einer Geſchichte der Weltweisheit finden kañ. Er hat ein Argument, mit welchem er ſie alle abfertiget. Er ſpricht ſein: lächerlich! und ſogleich erblikt man, anſtatt eines ehrwürdigen Philoſophen, einen dummen Jungen. Z. E. weñ er vom Pythagoras ſpricht:

„Eine dunkle, gehreimnißvolle Lehre, die lächer„lichſte unter allen.“ (S. 179.)

Oder vom Ariſtoteles:

„Eben ſo lächerlich und dunkel nahm Ariſtote„les Materie, Form und Privation zu ſeinen „Grundquellen an.“ (S. 180.)

Oder an einem andern Ort vom Epikur:

„Ich gehe hier nur kurz die Gründe durch, die „dieſes lächerliche Lehrgebäude zu Boden werfen „können.“ (S. 274.)

O, mein Herr Genius, dieſe Ihre Beſchuldigung des Lächerlichen iſt ſehr lächerlich! Sie ſind ein lächerlicher Genius; mit aller Hochachtung vor einem Geiſte geſprochen! Und ſagen Sie mir, was wollen Sie dem guten Herrn Duſch weiß machen, weñ Sie unter andern ausrufen:

„O Vernunft, wie blind biſt du oftmals! Was „die ältere Zeit ſchon längſt nicht mehr glaubte, „das ſucht die neue wieder hervor, und die offen„barſten Irrtümer gewinnen noch einmal Beifall: „und ein Spinoza, Cartes oder Gaſſendi kleiden „den alten Irrtum des Chryſippus oder des Epiku„rus in eine neuere, beſſere Tracht.“

Was Sie mit dem Gaſſendus und Epikur wollen, das kañ ich ungefähr errathen. Aber der alte Irrtum des Chryſippus? Was iſt das? Was hat Spinoza dem Chryſippus abgeborgt? Was Carteſius? Beide ebendaſſelbe, oder jeder etwas anders? Weñ Sie dem Herrn Duſch wieder im Traume erſcheinen, haben Sie doch die Gütigkeit, ſich näher zu erklären!

Wie ich ſchon bemerkt habe, ſo hilft Herr Duſch ſeinem Genius manchmal in einer Note nach; aber ſeinen Noten möchte man wieder in andern Noten nachhelfen. Von dem Anaxagoras ſagt er z. E. „er lebte in der 70 Olympias.“ Sagt man aber von einem Manne ſo, der in dieſer Olympiade erſt geboren worden? Wenigſtens lebt der Philoſoph in den erſten vier Jahren ſeiner Kindheit noch nicht.

Auch wird der Genius, weñ er nun von den neuern Weltweiſen zu reden kömt, nichts richtiger; ſo wie ihn Herr Duſch auch nicht genauer ergänzt. Der Genius ſagt z. E. von dem groſſen Baco:

„Er war es, der die Geſellſchaften ſtiftete, die „ſich mit vereintem Fleiſſe um die Erkeñtniß der „Natur bemühten, und die Wiſſenſchaften in's Auf„nehmen zu bringen ſuchten! Eine vortrefliche „Stiftung, die ſeinem Andenken Ehre macht, und „groß genug iſt, ſeinen Namen zu verewigen! Eng„land hatte die Ehre, dieſen Weltweiſen geboren „zu haben, und in ſeinem Schooß die erſte Geſell„ſchaft wahrer Philoſophen zu hegen ꝛc." (S. 188.)

Wo hat deñ der gelehrte Genius geleſen, daß Baco die engliſche Societät der Wiſſenſchaften geſtiftet habe? Geſtiftet; ſo ſagt er zweimal. Deñ weñ es gleich wahr iſt, daß die erſten Stifter derſelben den Anlaß dazu aus der Nova Atlantis des Baco genommen, ſo kañ man deßwegen doch nicht ſagen, daß ſie Baco geſtiftet habe.

O, ich bin es müde, mehr ſolche Anmerkungen zu machen. Laſſen Sie mich den Traum verfolgen. — Der Genius kömt endlich mit dem Herrn Duſch in den Tempel ſelbſt. Und nun machen Sie ſich fertig, in den ſeltſamſten Raritätkaſten zu guken.

„Zwei mächtige Flügel eröfneten den Eingang „durch ein langes Gewölbe, das auf beiden Seiten „auf marmornen Säulen ruhte. Zwiſchen dieſen „ſtanden in ihren Fächern die Bildſäulen der gröſ„ten Philoſophen, die durch ihre Bemühungen die „wichtigſten Wahrheiten aufgeheitert hatten. Ei„nige in der Tracht der Chaldäer ꝛc."

Iſt das nicht luſtig? Hier ſtehen die Bildſäulen der Philoſophen, die drauſſen in dem Vorhofe lebendig herumliefen. Und auch ſogar die Bildſäulen

derjenigen, „deren Lehre nicht werth war, auf die „Nachwelt gebracht zu werden:“ der Chaldäer. Zugleich welch ein kunſtmäßiger Ausdruk: „die Bildſäulen ſtanden in ihren Fächern!“ Niſchen heiſſen auf deutſch Blenden, nicht Fächer. — Aber wir ſind noch in dem Eingange des Tempels. Wer wird ſich überall aufhalten? — Nun merken Sie auf! wir treten hinein.

„Ein erſtaunliches Gewölbe voll majeſtätiſcher Einfalt! Tauſend Lichter; eine himmelblaue Deke, und „an der Deke alle Augenblike ein neuer Auftritt; „jezt geht die Sonne daran auf, und jezt unter; jezt „ſcheinen die Sterne, jezt verlöſchen ſie; mitten im „Tempel ein Altar; gegen die vier Eken des Altars „vier in Marmor gehauene Bilder, welche die vier „Jahreszeiten vorſtellen; an den Wänden ſchöne Gemälde von den vornehmſten Gegenſtänden, die der „Menſch auf der Erde zu betrachten findet; eine korinthiſche Säule, welche eine ſchwarze, marmorne „Tafel hält, worauf die Geſeze der Natur, der Bewegung und der Schwere geſchrieben ſtehen ꝛc.“ das ſind die innern Decorationen, für welche Herr Duſch unmöglich einen großen Aufwand an Wiz und Erfindung kañ gemacht haben.

Aber iſt das ſchon die ganze Natur, die uns der Dichter hier im Kleinen vorſtellen will? O nein! Er zieht daher auch weislich in ſeinem Kaſten ein neues Fach.

„Indem eröfneten zwei mächtige Flügel eine „weite Ausſicht aus dem Tempel in ein unabſehbares Feld. Merke auf, ſagte mein Führer zu mir, „und betrachte!“

Der natürliche Savoiard: Vous allez voir ce que vous allez voir! Hi ha! — Was gibt es deñ nun zu betrachten? Da repräſentiren ſich:

„Entblößte Hügel, die ihr Inneres aufdeken: Erdarten, Mineralien, Steine, Metalle ꝛc.

Und abermals repräſentiret ſich:

„Die ſchönſte Gegend; ein ebenes Thal mit un„zähligen Kräutern und Blumen aus allen Him„melsgegenden geſchmükt.“

Und abermals repräſentiren ſich:

„Eine unzählbare Menge von Stauden.“

Und abermals repräſentiren ſich:

„Theils Pflanzen, theils lebendige Geſchöpfe.“

Und abermals repräſentiren ſich — O, verzweifelt! Ich wollte meinen Herrn noch das ganze Thierreich repräſentiren; aber Sie ſehen, das Licht geht mir in dem Kaſten aus. — Die Betrachtung des Thierreichs ſoll daher Ihnen ſelbſt überlaſſen ſein! —

Nicht ein Haar beſſer läßt Herr Duſch ſeinen Genius in allem Ernſte abbrechen; weil

„eine Prieſterin, in weiſſen Atlas gekleidet, an „den Altar tritt, und neuen Weihrauch in die „hellere Flamme gießt.“

Der Gukkaſten wird nun zu einem Marionettenſpiele. — Es kom̃t noch eine Geſtalt dazu:

„Schön, aber menſchlicher gebildet, mit einem „denkenden Auge.“

Und noch eine dritte:

„Ein bejahrter Mañ geht ihr zur Rechten, der „in dieſer Hand ein Sehrohr, in der andern das „Bleimaß trägt.“

Und eine vierte:

„Zu ihrer Linken trägt ein blühender Genius „ein vollgeſchriebenes Buch.“

Dieſe dreie warfen ſich vor den Stufen des Altars auf ihr Antliz, indem die Prieſterin mit zum Himmel gefaltenen Händen niederknieete. — Hier endlich thut der Träumer ſeine erſte Frage an den

Genius; denn noch hat der Genius beſtändig allein geſprochen, und der Träumer hat, wie es ſich in einem ekeln Collegio für beide ſchikt, vermuthlich unterdeſſen — geſchlafen.

„Wer ſind dieſe, die hier anbeten? — Jene „blühende Geſtalt, ſagt der Genius, iſt die Ver„nunft, die von der Erfahrung zur Rechten ge„führt wird. Ein Genius hält ihr beſtändig das „Buch der Natur vor, und beide führen ſie zu „dem Altare, wo die natürliche Religion dem Va„ter der Weſen opfert. — Kaum hatte er ausgere„det, als ein Lobgeſang von tauſend verſchiedenen „Stimmen erklang.“

Und ſiehe, dieſer Lobgeſang iſt nach dem engliſchen des Thomſon. Denn Sie wiſſen wohl, daß wir im Traume nichts neues erfinden, ſondern uns nur mit oft ungeheuern Zuſammenſezungen und Trennungen alter Ideen behelfen. Herr Duſch iſt folglich aus Gründen der Pſychologie zu entſchuldigen, daß er keine neue Hymne ſingen läßt.

Nachdem der Lobgeſang zu Ende iſt, erfolget eine Stille, und über dieſe Stille erwacht der Träumer! — Sehr wohl! Ein ähnliches Erwachen haben wir an des Schmids Hunde in der Fabel, der unter dem Getöſe der Hämmer ſehr ruhig ſchlief, und nicht eher erwachte, als bis die Hämmer ruheten, und ihn die erfolgte Stille zum Eſſen rief.

Und nun laſſen Sie mich endlich einmal ſchließen. Der Mann hat mich angeſtekt, von dem die Rede iſt. Auch Herr Duſch weiß niemals das Ende zu finden, er mag ſchreiben wovon er will. Er fängt lieber zehnmal wieder von vorn an, als daß er da aufhören ſollte, wo ſeine Gedanken aufhören. — Kann ich aber hier wohl ſchließen, ohne vorher feierlich zu proteſtiren, daß ich darum nicht ganz und gar nichts von Herrn Duſch halte?

Er köñte wirklich ein guter Schriftſteller geworden ſein, weñ er ſich in die ihm zukommende Sphäre hätte einſchließen wollen. Und dieſe haben ihm die Verfaſſer der Bibliothek deutlich genug angewieſen. Herr Duſch hat nicht Wiz und Erfindungskraft genug, ein Dichter zu ſein; und ein Philoſoph zu ſein, nicht genug Scharfſiñ und Gründlichkeit. Er hat aber von beidem etwas, und ungefähr gleich ſo viel, als dazu gehört, ein erträgliches moraliſches Lehrgedicht zu machen. Dieſes mache er; und laſſe ſich ja weder von ſeinen Freunden, noch von ſeiner Eitelkeit verführen, Werke de longue haleine zu unternehmen, welche Anlage, Erdichtungen und Ökonomie erfordern!

(Der nordiſche Aufſeher, eine Zeitſchrift.)

Die großen Lobſprüche, welche der *nordiſche Aufſeher* in ſo manchen öffentlichen Blättern erhalten hat, haben auch *meine* Neugierde gereizt. Ich habe ihn geleſen; ob ich mir es gleich ſonſt faſt zum Geſeze gemacht habe, unſere wöchentlichen Moraliſten ungeleſen zu laſſen.

Kopenhagen hat bereits an dem *Fremden*, einem Werke des ſeligen Herrn Profeſſor Schlegel, eine dergleichen Schrift von ſehr vorzüglichem Werthe aufzuweiſen. Und nun kañ es leicht kommen, daß der nordiſche Aufſeher ein allgemeines Vorurtheil für die deutſchen Werke des Wizes, welche in Dänemark erſcheinen, veranlaſſen hilft. Und würde dieſes Vorurtheil auch ſo ganz ohne Grund ſein? — Weñ unſere beſten Köpfe, ihr Glük nur einigermaßen zu machen, ſich expatriiren müßen; weñ —

O, ich will hiervon abbrechen, ehe ich recht anfange; ich möchte ſonſt alles darüber vergeſſen; Sie möchten, anſtatt eines Urtheils über eine ſchöne Schrift, Satyre über unſere Nation, und Spott über die elende Denkungsart unſerer Großen zu leſen bekommen. Und was würde es helfen? —

Der nordiſche Aufſeher hat mit dem fünften Jäner des Jahres 1758 angefangen, und hat ſich in der Fortſezung weder an einen gewiſſen Tag, noch an eine gewiſſe Länge der einzeln Stüke gebunden. Dieſe Freiheit hätten ſich billig alle ſeine Vorgänger erlauben ſollen. Sie würden dadurch nicht nur für ihre Blätter einen gewiſſen gefallenden Anſchein der Ungezwungenheit, ſondern auch viel weſentlichere Vortheile erhalten haben. Sie würden ihre Materien nicht ſo oft haben bald ausdehnen, bald zuſammenziehen, bald trennen dür-

ſen; ſie hätten ſich gewiſſer Umſtände der Zeit zu gelegentlichen Betrachtungen beſſer bedienen können; ſie hätten bald hiziger, bald bequemlicher arbeiten können ꝛc.

Das ganze Jahr 1758 beſteht aus ſechzig Stükken, die einen anſehnlichen Band in klein Quart ausmachen. Der Herr Hofprediger Cramer hat ſich auf dem Titel als Herausgeber genañt. Wie viel Antheil er aber ſonſt daran habe; ob er der einzige, oder der vornehmſte Verfaſſer ſei; wer ſeine Mitarbeiter ſind: davon ſucht der Leſer vergebens einige nähere Nachricht. Er muß verſuchen, wie viel er davon aus dem Stil und der Art zu denken errathen kañ.

Doch die wahren Verfaſſer jezt aus den Gedanken zu laſſen, ſo gibt der nordiſche Aufſeher vor, daß er ein Sohn des Neſtor Ironſide ſei, der ehemals das Amt eines Aufſehers der Sitten von Großbritannien übernahm, und mit allgemeinem Beifalle verwaltete. Er heißt Arthur Ironſide; ſeine Mutter ſei die Witwe eines deutſchen Negocianten geweſen, die ſeinen Vater noch in ſeinem funfzigſten Jahre gegen die Liebe empfindlich gemacht habe; und vielleicht habe dieſer nur deßwegen von ihm geſchwiegen, um ſich nicht dieſer ſpäten Liebe wegen dem muthwilligen Wize der Spötter auszuſezen. Ein beſonderes Schikſal habe ihn genöthiget, ſein Vaterland zu verlaſſen, und er betrachte nun Dänemark als ſein zweites Vaterland, welchem er ohnedies, von ſeinen väterlichen Vorfahren her, eben ſo nahe als jenem angehöre; indem dieſe urſprünglich aus einem nordiſchen Geſchlechte abſtañten, welches mit dem Könige Knut nach England gekommen ſei, und durch ſeine Tapferkeit nicht wenig zu den Eroberungen deſſelben beigetragen habe. — Hierauf ſchreibt er, mit den

eignen Worten ſeines Vaters die Pflichten eines moraliſchen Aufſehers, und ſagt:

„Da ich ſchon in einem Alter bin, wo ich die
„Einſamkeit eines unbekañten und ruhigen Privat-
„lebens nicht verlaſſen und in Geſchäften gebraucht
„zu werden ſuchen kañ, ohne mich dem Verdachte
„auszuſezen, daß ich mehr von einem meinen Jah-
„ren unanſtändigen Ehrgeize, als von einer un-
„eigennüzigen Begierde, meine Kräfte dem allge-
„meinen Beſten aufzuopfern, getrieben würde: ſo
„habe ich mich entſchloſſen, für mein zweites Va-
„terland zu thun, was mein Vater für England
„gethan hat.“

Auf zwei Punkte verſpricht er dabei ſeinen Fleiß beſonders zu wenden: auf die Erziehung der Jugend nämlich, und auf die Leitung derjenigen, welche ſich mit Leſung guter Schriften und mit den Wiſſenſchaften abgeben, ohne eigentlich ein Geſchäft aus ihrer Erlernung zu machen. Und er hat auch in der That, in Abſicht auf beides, in dieſem erſten Bande bereits ſchon vieles geleiſtet. — Seine feinſten Anmerkungen über die beſte Art der Erziehung hat er in die Geſchichte ſeiner eigenen Erziehung gebracht, welche das 46 und die folgenden Stüke einnimt.

Was der nordiſche Aufſeher zum Beſten der unſtudirten Liebhaber guter Schriften gethan hat, beläuft ſich ungefähr auf ſechs oder ſieben neuere Autoren, aus welchen er, nach einer kurzen Beurtheilung, beſonders merkwürdige und lehrreiche Stellen beibringt. So preiſet er z. E. in dem vierten und ſiebenten Stüke die Werke des Kanzlers d'Agueſſeau an, und zwar mit dieſem Zuſaze:

„Ich kañ nicht ſchließen, ohne zur Ehre die-
„ſer Werke und zur Ehre fremder Sprachen zu
„wünſchen, daß ſie mit allen andern vortreflichen

„ Arbeiten des menſchlichen Verſtandes einem jeden
„ Überſezer unbekañt bleiben mögen, der nur mit
„ der Hand, und nicht mit dem Kopfe; der, mit
„ einem Worte alles zu ſagen, nicht wie Ramler
„ und Ebert unter den Deutſchen, und nicht wie
„ Lodde unter uns überſezt.“

In dem 13 Stüke redet er von Youngs Nachtgedanken und Centaur. Was meinen Sie aber, iſt es nicht ein wenig übertrieben, weñ er von dieſem Dichter ſagt:

„ Er iſt ein Genie, das nicht allein weit über
„ einen Milton erhaben iſt, ſondern auch unter den
„ Menſchen am nächſten an den Geiſt Davids und
„ der Propheten gränzet ꝛc. Nach der Offenbarung,
„ ſezt er hinzu, kenne ich faſt kein Buch, welches
„ ich mehr liebte; kein Buch, welches die Kräfte
„ meiner Seele auf eine edlere Art beſchäftigte,
„ als ſeine Nachtgedanken.“

Die übrigen Schriftſteller, mit welchen er ſeine Leſer unterhält, ſind: des Biſchofs Butlers Analogie der natürlichen und geoffenbarten Religion; Heinrich Beaumonts moraliſche Schriften; des Herrn Baſedow practiſche Philoſophie für alle Stände; des Marquis von Mirabeau Freund des Menſchen; und ein ſehr wohl gerathenes Gedicht eines däniſchen Dichters, des Herrn Tullin.

Dieſes lezte Gedicht führt den Titel: Ein Maitag. „ Es iſt, ſagt der Aufſeher, zwar nur
„ durch eine von den gewöhnlichen Gelegenheiten
„ veranlaßt worden, die von unſern meiſten Dich-
„ tern beſungen zu werden pflegen; es hat aber doch
„ ſo viel wahre poetiſche Schönheiten, daß es eine
„ vorzügliche Aufmerkſamkeit verdienet. Erfindung,
„ Anlage, Einrichtung und Ausführung verrathen
„ einen von der Natur begünſtigten Geiſt, der noch
„ mehr erwarten läßt.“ — Dieſes Urtheil iſt keine

Schmeichelei; deñ die Strophen, welche er im Originale und in einer Überſezung daraus anführt, ſind ſo vortreflich, daß ich nicht weiß, ob wir Deutſchen jemals ein ſolches Hochzeitgedicht gehabt haben. Schließen Sie einmal von dieſer einzigen Stelle auf das Übrige:

„Unerſchaffener Schöpfer, gnädig, weiſe, deſ„ſen Liebe unumſchränkt iſt; der du für jeden „Siñ, damit man dich erkennen möge, ein Pa„radies erſchaffen haſt, du biſt alles und alles in „dir! Überall ſieht man deine Fußſtapfen!

„Du machſt den Sommer, den Winter, den „Herbſt zu Predigern deiner Macht und Ehre. „Aber der Frühling — was ſoll dieſer ſein? O „Erſchaffer, er iſt ganz Ruhm! Er redet zu dem tau„ben ungläubigen Haufen mit tauſend Zungen.

„Er iſt unter allen am meiſten dir gleich; er „erſchaffet, er bildet, er belebt, er erhält, er „nähret, er gibt Kraft und Stärke; er iſt — er „iſt beinahe du ſelbſt! Wie wenig wiſſen von die„ſer Freude die, welche in dem Dunſte und Staube „verſchloßner Mauern, weñ die ganze Natur ruft: „Kom̃! — unter ſchweren Gedanken furchtſam lau„ern! ꝛc.“

Der nordiſche Aufſeher behauptet mit einem entſcheidenden Tone, daß Rechtſchaffenheit ohne Religion widerſprechende Begriffe ſind; und beweiſet es durch — durch weiter nichts, als ſeinen entſcheidenden Ton. Er ſagt zwar mehr als einmal: deñ; aber ſehen Sie ſelbſt, wie bündig ſein deñ iſt.

„Deñ, ſagt er, ein Mañ, welcher ſich mit „Frömmigkeit brüſtet, ohne ehrlich und gerecht ge„gen uns zu handeln, verdienet mit dem Namen „eines Heuchlers an ſeiner Stirne gezeichnet zu „werden; und ein Menſch, welcher ſich rühmet,

„ daß er keine Pflicht der Rechtſchaffenheit vernach-
„ läßige, ob er ſich gleich von demjenigen befreiet
„ achtet, was man unter dem Namen Frömmigkeit
„ begreift, iſt — ein Lügner, muß ich ſagen,
„ wen̄ ich nicht ſtrenge, ſondern nur gerecht ur-
„ theilen will; weil er ſelbſt geſtehet, kein recht-
„ ſchaffener Man̄ gegen Gott zu ſein. Iſt alle
„ Rechtſchaffenheit eine getreue und ſorgfältige
„ Übereinſtimmung ſeiner Thaten mit ſeinen Ver-
„ hältniſſen gegen andere, und wird eine ſolche
„ Übereinſtimmung für nothwendig und ſchön er-
„ klärt: ſo kan̄ ſie nicht weniger nothwendig und
„ rühmlich gegen Gott ſein, oder man müßte läug-
„ nen, daß der Menſch gegen das Weſen der We-
„ ſen in wichtigen Verhältniſſen ſtände."

Was kan̄ deutlicher in die Augen leuchten, als daß das Wort Religion in dem Saze ganz etwas anders bedeutet, als er es in dem Beweiſe bedeuten läßt. In dem Saze heißt ein Man̄ ohne Religion: ein Man̄, der ſich von der geoffenbarten Religion nicht überzeugen kan̄, der kein Chriſt iſt; in dem Beweiſe aber: ein Man̄ der von gar keiner Religion wiſſen will. Dort ein Man̄, der bei den Verhältniſſen, die ihm die Vernunft zwiſchen dem Schöpfer und dem Geſchöpfe zeiget, ſtehen bleibt; hier ein Man, der durchaus gar keine ſolche Verhältniſſe annehmen will. Dieſe Verwirrung iſt unwiderſprechlich; und man muß ſehr blödſinnig ſein, wen̄ man ſich kan̄ bereden laſſen, daß das, was von der einen dieſer Perſonen wahr ſei, auch von der andern gelten müße. Und können Sie glauben, daß der Aufſeher dieſen Fechterſtrich noch weiter treibt? Aus folgender Schilderung, die er von einem Manne ohne Religion macht, iſt es klar.

„ Polidor, höre ich zuweilen ſagen, iſt zu be-

„dauern, daß er ein Chriſt iſt. Er denkt über die „Religion bis zur Ausſchweifung frei; ſein Wiz „wird unerſchöpflich, weñ er anfängt, ihre Ver= „theidiger lächerlich zu machen; aber er iſt ein „ehrlicher Mañ; er handelt rechtſchaffen; man „wird ihm keine einzige Ungerechtigkeit vorwerfen „können ꝛc.“

Aber mit Erlaubniß: dieſem Polidor fehlt es nicht blos an Religion; er iſt ein Narr, dem es an geſunder Vernunft fehlt; und von dieſem will ich es ſelbſt gern glauben, daß alle ſeine Tugen= den Tugenden des Temperaments ſind. — Deñ muß er deßwegen, weil er ſich von einer geoffenbarten Religion nicht überzeugen kañ, muß er deßwegen darüber ſpotten? muß er ihre Vertheidiger deß= wegen lächerlich machen? — Welche Gradation: Ein Mañ, der von keiner geoffenbarten Religion überzeugt iſt; ein Mañ, der gar keine Religion zugibt; ein Mañ, der über alle Religion ſpot= tet! — Und iſt es billig, alle dieſe Leute in eine Claſſe zu werfen?

Das war alſo, gelinde zu urtheilen, eine So= phiſterei! Und nun betrachten Sie ſeinen zweiten Grund, wo er das Wort Rechtſchaffenheit in ei= nem engern Verſtande nimt, und es ſeinen Geg= nern noch näher zu legen glaubt.

„Allein, ſagt er, weñ wir unter der Recht= „ſchaffenheit auch nur die Pflichten der geſellſchaft= „lichen Billigkeit und Gerechtigkeit verſtehen woll= „ten: ſo köñte doch vernünftiger Weiſe nicht ver= „muthet werden, daß ein Mañ ohne Religion „ein rechtſchaffener Mañ ſein würde. Eigennuz, „Zorn, Eiferſucht, Wohlluſt, Rache und Stolz „ſind Leidenſchaften, deren Anfälle jeder Menſch „empfindet; und wer weiß nicht, wie gewaltig „dieſe Leidenſchaften ſind? Entſagt nun ein Menſch

„ der Religion; entſagt er künftigen Belohnungen;
„ entſagt er dem Wohlgefallen der Gottheit an ſeinen Handlungen, und iſt ſeine Seele gegen die „ Schreken ihrer Gerechtigkeit verhärtet: was für „ eine Verſicherung haben wir, daß er den ſtrengen Geſezen der Rechtſchaffenheit gehorchen werde, weñ aufgebrachte, mächtige Leidenſchaften „ die Beleidigung derſelben zu ihrer Befriedigung „ verlangen?“

Abermals die nämliche Sophiſterei! Deñ iſt man deñ ſchon ein **Chriſt**, (dieſen verſteht der Aufſeher unter dem **Manne von Religion**,) weñ man künftige Belohnungen, ein Wohlgefallen der Gottheit an unſern Handlungen, und eine ewige Gerechtigkeit glaubt? Ich meine, es gehöret noch mehr dazu. Und wer jenes läugnet, läugnet der blos die **geoffenbarte** Religion? Aber dieſes bei Seite geſezt; ſehen Sie nur, wie liſtig er die ganze Streitfrage zu verändern weiß. Er gibt es ſtillſchweigend zu, daß **ein Mañ ohne Religion** Bewegungsgründe, rechtſchaffen zu handeln, haben könne; und fragt nur: „was für eine Verſicherung „ haben wir, daß er auch, weñ ihn heftige Leidenſchaften beſtürmen, wirklich ſo handeln werde, „ wo er nicht auch das und das glaubt?“ In dieſer Frage aber liegt weiter nichts, als dieſes: daß die geoffenbarte Religion die Bewegungsgründe, rechtſchaffen zu handeln, vermehre. Und das iſt wahr! Allein kōmt es deñ bei unſern Handlungen blos auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Intenſion derſelben? Kañ nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernſtlich nachgedacht habe, eben ſoviel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigſten Theil von jenem Nachdenken geſchenkt

habe? Und weñ auch ein Menſch alles glaubt, was ihm die Offenbarung zu glauben befiehlt, kañ man nicht noch immer fragen, was für eine Verſicherung haben wir, daß ihn dennoch die Leidenſchaften nicht verhindern werden, rechtſchaffen zu handeln? Der Aufſeher hat dieſe Frage vorausgeſehen; deñ er fährt fort:

„Allein von einem Manne, der wirklich Religion hat, und entſchloſſen iſt, die Verbindlichkeiten zu erfüllen ꝛc.“

Und entſchloſſen iſt! Gut! Dieſe Entſchloſſenheit kañ aber auch die bloßen Gründe der Vernunft, rechtſchaffen zu handeln, begleiten.

Da ich zugegeben, daß die geoffenbarte Religion unſere Bewegungsgründe, rechtſchaffen zu handeln, vermehre: ſo ſehen Sie wohl, daß ich der Religion nichts vergeben will. Nur auch der Vernunft nichts! Die Religion hat weit höhere Abſichten, als den rechtſchaffenen Mañ zu bilden. Sie ſezt ihn voraus, und ihr Hauptzwek iſt, den rechtſchaffenen Mañ zu höhern Einſichten zu erheben. Es iſt wahr, dieſe höhern Einſichten können neue Bewegungsgründe, rechtſchaffen zu handeln, werden, und werden es wirklich; aber folgt daraus, daß die andern Bewegungsgründe allezeit ohne Wirkung bleiben müßen? daß es keine Redlichkeit gibt, als dieſe mit höhern Einſichten verbundene Redlichkeit?

Vermuthen Sie übrigens ja nicht, daß der nordiſche Aufſeher dieſe Behauptung: „Wer kein „Chriſt ſei, könne auch kein ehrlicher Mañ ſein;“ mit unſern Gottesgelehrten überhaupt gemein habe. Unſere Gottesgelehrten haben dieſe unbillige Strenge nie geäuſſert. Selbſt das, was ſie von den Tugenden der Heiden ſagen, kömt ihr noch lange nicht bei. Sie läugnen nicht, daß dieſer ihre Tu-

genden Tugenden ſind; ſie ſagen blos, daß ihnen die Eigenſchaft fehle, welche ſie allein Gott vorzüglich angenehm machen könne. Und will der Aufſeher dieſes auch nur ſagen; will er blos ſagen, daß alle Rechtſchaffenheit, deren ein natürlicher Menſch fähig iſt, ohne Glauben vor Gott nichts gelte: warum ſagt er es nicht mit deutlichen Worten? und warum enthält er ſich des Wortes Glauben, auf welches alles dabei ankömt, ſo ſorgfältig?

Es ſind überhaupt alle ſeine theologiſchen Stükke von ganz ſonderbarem Schlage. Von einem einzigen laſſen Sie mich nur noch ein paar Worte ſagen. Von dem 25 nämlich, in welchem der Verfaſſer beſtimmen will,

„welche von allen Arten, über das erſte Weſen „zu denken, die beſte ſei?“

Er nimt deren drei an.

„Die erſte, ſagt er, iſt eine kalte, metaphyſiſche Art, die Gott beinahe nur als ein Object „einer Wiſſenſchaft anſieht, und eben ſo unbewegt „über ihn philoſophiret, als wenn ſie die Begriffe „der Zeit oder des Raums entwikelte. Eine von „ihren beſondern Unvollkommenheiten iſt dieſe, daß „ſie in den Ketten irgend einer Methode einhergehet, welche ihr ſo lieb iſt, daß ſie jede freiere „Empfindung einer über Gottes Größe entzükten „Seele faſt ohne Unterſuchung verwirft ꝛc. Und „weil wir durch dieſe Art von Gott zu denken, beinahe unfähig werden, uns zu der höhern, von „der ich zulezt reden werde, zu erheben, ſo müſſen wir auf unſrer Hut ſein, uns nicht daran zu „gewöhnen. — Die zweite Art, fährt er fort, „will ich die mittlere, oder um noch kürzer ſein „zu können, Betrachtungen nennen. Die Betrach-

„ tungen verbinden eine freiere Ordnung mit ge-
„ wiſſen ruhigen Empfindungen, und nur ſelten
„ erheben ſie ſich zu einer Bewunderung Gottes ꝛc. —
„ Die dritte endlich iſt, weñ die ganze Seele von
„ dem, den ſie denkt, (und wen denkt ſie?) ſo
„ erfüllt iſt, daß alle ihre übrigen Kräfte von der
„ Anſtrengung ihres Denkens in eine ſolche Bewe-
„ gung gebracht ſind, daß ſie zugleich und zu einem
„ Endzwek wirken; weñ alle Arten von Zweifeln
„ und Unruhen über die unbegreiflichen Wege Got-
„ tes ſich verlieren; weñ wir uns nicht enthalten
„ können, unſer Nachdenken durch irgend eine kurze
„ Ausrufung der Anbetungen zu unterbrechen; weñ,
„ wofern wir darauf kämen, das, was wir denken,
„ durch Worte auszudrüken, die Sprache zu we-
„ nige und ſchwache Worte dazu haben würde;
„ weñ wir endlich mit der allertiefſten Unterwer-
„ fung eine Liebe verbinden, die mit völliger Zu-
„ verſicht glaubt, daß wir Gott lieben können,
„ und daß wir ihn lieben dürfen.“

Und dieſe lezte Art über Gott zu denken, wie Sie leicht errathen können, iſt es, welche der Verfaſſer allen andern vorziehet. Aber was hat er uns damit neues geſagt? — Doch wirklich iſt etwas neues darin. Dieſes nämlich, daß er das **denken** neñt, was andere ehrliche Leute **empfinden** heiſſen. Seine dritte Art über Gott zu denken, iſt ein Stand der Empfindung, mit welchem nichts als undeutliche Vorſtellungen verbunden ſind, die den Namen des Denkens nicht verdienen. Deñ überlegen Sie nur, was bei einem ſolchen Stande in unſerer Seele vorgeht, ſo werden Sie finden, daß dieſe Art über Gott zu denken, nothwendig die ſchlechteſte Art zu denken ſein muß. Als dieſe iſt ſie von gar keinem Werthe; als das aber, was ſie wirklich iſt, von einem deſto größern. Bei der

kalten Speculation gehet die Seele von einem deutlichen Begriffe zu dem andern fort; alle Empfindung, die damit verbunden iſt, iſt die Empfindung ihrer Mühe, ihrer Anſtrengung; eine Empfindung, die ihr nur dadurch nicht ganz unangenehm iſt, weil ſie die Wirkſamkeit ihrer Kräfte dabei fühlet. Die Speculation iſt alſo das Mittel gar nicht, aus dem Gegenſtande ſelbſt Vergnügen zu ſchöpfen. Will ich dieſes, ſo müßen alle deutliche Begriffe, die ich mir durch die Speculation von den verſchiedenen Theilen meines Gegenſtandes gemacht habe, in eine gewiſſe Entfernung zurükweichen, in welcher ſie deutlich zu ſein aufhören, und ich mich blos, ihre gemeinſchaftliche Beziehung auf das Ganze zu faſſen, beſtrebe. Je mehr dieſer Theile alsdañ ſind, je genauer ſie harmoniren; je vollkoñner der Gegenſtand iſt: deſto größer wird auch mein Vergnügen darüber ſein; und der vollkommenſte Gegenſtand wird nothwendig auch das größte Vergnügen in mir wirken. Und das iſt der Fall, weñ ich meine Gedanken von Gott in Empfindungen übergehen laſſe.

Ich errege dem Verfaſſer keinen Wortſtreit. Deñ es iſt kein Wortſtreit mehr, weñ man zeigen kañ, daß der Mißbrauch der Wörter auf wirkliche Irrtümer leitet. So ſieht er es z. E. als einen großen Vorzug ſeiner dritten Art über Gott zu denken an,

„daß, wofern wir darauf kämen, das, was „wir denken, durch Worte auszudrüken, die Spra„che zu wenige und ſchwache Worte dazu haben „würde.“

Und dieſes koñt doch blos daher, weil wir alsdañ nicht deutlich denken. Die Sprache kañ alles ausdrüken, was wir deutlich denken; daß ſie aber alle Nuancen der Empfindung ſollte ausdrüken kön=

nen, das iſt eben ſo unmöglich, als es unnöthig ſein würde.

Doch dieſer Irrtum iſt bei ihm nur der Übergang zu einem größern. Hören Sie, was er weiter ſagt:

„Wofern man im Stande wäre, aus der Reihe, „und daß ich ſo ſage, aus dem Gedränge dieſer „ſchnell fortgeſezten Gedanken, dieſer Gedanken „von ſo genauen Beſtimmungen, einige mit Kalt„ſiñ herauszunehmen, und ſie in kurze Säze zu „bringen: was für neue Wahrheiten von Gott „würden oft darunter ſein!“

Keine einzige neue Wahrheit. Die Wahrheit läßt ſich nicht ſo in dem Taumel unſrer Empfindungen haſchen! Ich verdenke es dem Verfaſſer ſehr, daß er ſich bloß gegeben, ſo etwas auch nur vermuthen zu können. Er ſteht an der wahren Quelle, aus welcher alle fanatiſche und enthuſiaſtiſche Begriffe von Gott gefloſſen ſind. Mit wenig deutlichen Ideen von Gott und den göttlichen Vollkommenheiten, ſezt ſich der Schwärmer hin, überläßt ſich ganz ſeinen Empfindungen, nimt die Lebhaftigkeit derſelben für Deutlichkeit der Begriffe, wagt es, ſie in Worte zu kleiden, und wird — ein Böhme, ein Pordage.

Jene erſte kalte, metaphyſiſche Art über Gott zu denken, von welcher der Verfaſſer ſo verächtlich urtheilet, daß er unter andern auch ſagt:

„Unterdeß wird ſich ein wahrer Philoſoph, ich „meine einen, den ſein Kopf und nicht blos die „Methode dazu gemacht hat, bisweilen darauf ein„laſſen, um ſich durch die Neuheit zu verfahren, „aufzumuntern:

jene Art, ſage ich, muß gleichſam der Probirſtein der dritten, ich meine aller unſrer Empfindungen von Gott ſein. Sie allein kañ uns ver-

ſichern, ob wir wahre, anſtändige Empfindungen von Gott haben; und der hizige Kopf, der ſich nur bisweilen darauf einläßt, um ſich, durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern — von dem wollte ich wohl wetten, daß er nicht ſelten eben am allerunwürdigſten von Gott denkt, weñ er am erhabenſten von ihm zu denken glaubt.

„So bekañt gewiſſe Wahrheiten der Sittenlehre „ſind, ſagt der nordiſche Aufſeher zu Anfange des „20 Stüks, ſo oft ſie wiederholt und in ſo verän„derten Arten des Vortrags ſie auch ausgebreitet wor„den ſind: ſo wenig dürfen ſich doch Lehrer der „Tugend und der wahren Glükſeligkeit des Men„ſchen von der Furcht, daß die Welt ihrer end„lich überdrüßig und müde werden möchte, zurük„halten laſſen, ihr Andenken, ſo oft ſie können, „zu erneuern. Weñ ſie dieſes unterließen, und „ſich hüten wollten, nichts zu ſagen, was nicht „original und neu zu ſein ſcheinen köñte: ſo wür„den ſie dadurch eine unanſtändige Eitelkeit ver„rathen. Man würde ſie nicht ohne Grund beſchul„digen dürfen, daß ſie bei den Arbeiten ihres Gei„ſtes mehr die Bewunderung, als den Nuzen ihrer „Leſer zum Augenmerke hätten, und, indem ſie ſich „Mühe gäben, die Neubegierde derſelben zu beſchäf„tigen, nur dem Stolze ihres Verſtandes zu ſchmei„cheln ſuchten. Ich hoffe, daß ich wider dieſen „gemeinen Fehler moraliſcher Schriftſteller auf „meiner Hut ſein werde.“

Ja, daß Lob muß man ihm laſſen! Er iſt wider dieſen Fehler ſehr auf ſeiner Hut geweſen. Nur thut er unrecht, daß er ihn einen gemeinen Fehler moraliſcher Schriftſteller neñt. Das Gegentheil deſſelben iſt wenigſtens ein eben ſo gemeiner Fehler. Und noch dazu mit dieſem Unterſchiede, daß jenes meiſtentheils der Fehler guter, und dieſes der Feh-

ler ſchlechter Scribenten iſt. Der gute Scribent will entweder ein vollſtändiges Syſtem der Moral liefern; und alsdañ würde er freilich ſehr thöricht handeln, weñ er ſich nur auf diejenigen Wahrheiten einſchränken wollte, welche original und neu ſcheinen könten. Oder er hat eine freiere Abſicht, und will ſich blos über diejenigen einzeln Wahrheiten auslaſſen, die ihm beſonders wichtig dünken, und über die er am meiſten nachgedacht zu haben glaubt. In dieſem Falle hütet er ſich ſorgfältig, bekañte Wahrheiten und gemeinnüzige Wahrheiten für einerlei zu halten. Er weiß, daß viele bekañte Wahrheiten nichts weniger als gemeinnüzig, und viele gemeinnüzige, oder doch ſolche, die es werden können, nichts weniger als bekañt ſind. Weñ er nun auf dieſe lezten, wie billig, ſein vornehmſtes Augenmerk richtet, ſo kañ es nicht fehlen, er wird ſehr oft original und neu nicht blos ſcheinen, ſondern wirklich ſein. Der ſchlechte Scribent hingegen, der das Bekañteſte für das Nüzlichſte hält, hoft vergebens, ſich einzig durch ſeine gute Abſicht leſenswürdig zu machen. Iſt er nun vollends gar ſo ſchlecht, daß auch nicht einmal ſeine Einkleidungen der abgedroſchenſten Wahrheiten original und neu ſind: was hat er deñ noch, meine Neubegierde im geringſten zu reizen?

Um dieſe Einkleidungen, an welchen die moraliſchen Wochenblätter der Engländer ſo unerſchöpflich ſind, ſcheinet ſich der nordiſche Aufſeher wenig bekümmert zu haben. Er moraliſirt geradezu; und weñ er nicht noch dañ und wañ von erdichteten Perſonen Briefe an ſich ſchreiben lieſze, ſo würden ſeine Blätter ohne alle Abwechſelung ſein. Ich wüßte Ihnen nicht mehr als deren zwei zu nennen, von welchen es ſich noch endlich ſagen ließe, daß ſeine Erſindungskraft einige Unkoſten dabei gehabt habe.

Das eine (im 43 Stüke) iſt eine Allegorie von dem Vorzuge der ſchönen Wiſſenſchaften vor den ſchönen Künſten. Aber was iſt auch die beſte Allegorie? Und dieſe iſt noch lange keine von den beſten. Das zweite (im 54 Stüke) iſt eine ſatyriſche Nachricht von einer Art neuer Amazonen; und dieſe iſt in der That mit vielem Geiſte geſchrieben. Sie haben das Siñreichſte in dem ganzen nordiſchen Aufſeher geleſen, weñ Sie dieſes Stük geleſen haben. Ich will nicht unterſuchen, ob dieſer Einfall dem nordiſchen Aufſeher ganz eigen iſt; genug, er iſt ſchön, und nicht übel, obgleich ein wenig zu ſchwazhaft, ausgeführt. Viel Worte machen; einen kleinen Gedanken durch ausſchweifende Redensarten aufſchwellen; labyrinthiſche Perioden flechten, bei welchen man dreimal Athem holen muß, ehe man einen ganzen Siñ faſſen kañ: das iſt überhaupt die vorzügliche Geſchiklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dieſer Wochenſchrift, der die meiſten Stüke geſchrieben zu haben ſcheinet. Sein Stil iſt der ſchlechte Kanzelſtil eines ſeichten Homileten, der nur deßwegen ſolche Pneumata herpredigt, damit die Zuhörer, ehe ſie ans Ende derſelben kommen, den Anfang ſchon mögen vergeſſen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringſten zu verſtehen. Ich kenne nur einen einzigen geiſtlichen Redner jezt in unſerer Sprache, der noch tollere Perioden macht. Vielleicht unterhalte ich Sie einmal von ihm.

Jezt aber laſſen Sie mich Ihnen noch den Beweis vorlegen, wie unbeſchreiblich ſchwazhaft der nordiſche Aufſeher oft iſt. Es wird mir Mühe koſten, die Stelle, die ich in dieſer Abſicht anführen muß, abzuſchreiben; aber ein Fehler, weñ er zu einer ungewöhnlichen Größe getrieben worden, iſt doch ein merkwürdiges Ding; ich will mich die Mühe alſo immer nicht verdrießen laſſen. Der Aufſeher will

in dem zweiten Stüke von der Fähigkeit, die Glükſeligkeit andrer zu empfinden, reden, und fängt an:

„Derjenige, deſſen Geiſt in den kleinen Bezir„ken ſeiner perſönlichen und häuslichen Vortheile „eingeſchränkt bleibt, und unfähig zur Empfindung „anderer Glükſeligkeiten iſt, die nicht aus dem „Vergnügen der Sinne, aus der Befriedigung ei„gennüziger Leidenſchaften, oder aus dem Glüke „ſeiner Familie entſpringen, kömt mir wie ein „Menſch vor, der ein kurzes und blödes Geſicht „hat.“

Das Gleichniß iſt gut; aber nun hören Sie, wie ſchülerhaft er es ausdehnt.

„Der Kurzſichtige keñt die Natur weder in ih„rer Größe, noch in ihrer vollen Schönheit und „Pracht; er ſieht dieſelbe, ſo zu ſagen, nur im „Kleinen, und nicht einmal deutlich! Was ent„behrt er nicht, und wie wenig faßt ſein Auge „von den unzählbaren und bis ins Unendliche ver„änderten Wundern der Schöpfung! Wie unzähl„bare, mannigfaltige Ausſichten, die ein ſtärkeres „Auge mit einem fröhlichen Erſtaunen betrachtet, „ſind für ihn, als wären ſie gar nicht in der Na„tur, und wer kañ die herlichen und entzükenden „Auftritte alle zählen, die vor ihm ungeſehen und „unbewundert vorübergehen! Die Sonne hat für „ihn weniger Licht, und der Himmel wenig Ge„ſtirne; und wie viel Schönheiten verlieret er „nicht auf der Erde! Weñ andre Augen, die in „die Weite reichen, in der Entfernung tauſend „große und herliche Gegenſtände auf einmal und oh„ne Verwirrung überſehen, und mit einem Blike „in dieſer Weite Anhöhen und fruchtbare Thäler, „und in jener Entfernung blühende Wieſen und „einen weit geſtrekten Wald entdeken: ſo erblikt

„ er kaum die Blumen, die unter ſeinen Füßen
„ aufwachſen, und ſelbſt von dieſen bleiben ihm
„ mannigfaltige Reizungen verborgen, die ein ſchär-
„ feres Auge in ihrem künſtlichen Gewebe wahr-
„ nim̃t. Alles iſt vor ihm, wie mit einem Nebel
„ überzogen; ganze Gebirge verlieren ſich in ſeinen
„ Augen in Hügel; ſtolze Paläſte bei einem gewiſ-
„ ſen Abſtande von ihm in Dorfhütten, und viel-
„ leicht ganze Landſchaften in einen grünen, mit
„ einigen Gebüſchen durchwachſenen Grasplaz. Dem
„ beſten Auge hingegen iſt ein jeder Theil der Ma-
„ terie bevölkert, und ihm wimmelt vielleicht ein
„ jedes Laub von Einwohnern, wen̄ dem Kurzſich-
„ tigen die Natur faſt eine Wüſte, einſam und leer
„ von Bewegung und Leben zu ſein ſcheinet! Wie
„ unvollkommen müßen nicht ſeine Vorſtellungen von
„ der Größe, Ordnung, und Vollkommenheit der
„ Natur, von ihrer angenehmen Mannigfaltigkeit
„ und Kunſt bei ihrer ſo erhabenen Einfalt und
„ Gleichförmigkeit, und von ihrer bis zur Unbegreif-
„ lichkeit bewundernswürdigen Harmonie in allen
„ ihren unzählbaren Abwechſelungen ſein, und wie
„ unglüklich iſt der nicht, wen̄ er nicht mehr er-
„ rathen, als ſehen, und ſeinem ſchwachen Geſichte
„ nicht mit ſeinem Verſtande zu Hülfe kommen
„ kan̄! Er muß mit ſeinen Freuden zu geizen
„ wiſſen, wen̄ er mit ihrem kleinen Vorrathe aus-
„ kommen will: da derjenige, welcher gute Augen
„ gut zu gebrauchen weiß, im Genuſſe faſt ver-
„ ſchwenderiſch ſein mag, indem er ſich nur umſe-
„ hen darf, um im Überfluſſe neue Reizungen,
„ neue Schönheiten und Beluſtigungen zu ent-
„ deken.“

Noch nicht aus? — Ja; nun iſt es einmal aus, das ewige Gleichniß! Der Aufſeher fährt fort:

„Eben ſo iſt es mit denjenigen beſchaffen ꝛc.“
Und, Gott ſei Dank, wir ſehen wieder Land! Was ſagen Sie dazu? Gibt es bei allen guten und ſchlechten Scribenten wohl ein ähnliches Exempel, wo man über das Gleichniß die Sache ſelbſt ſo lange und ſo weit aus dem Geſichte verliert?

In das Feld der ſchönen Wiſſenſchaften und der Kritik iſt der nordiſche Aufſeher nur ſelten übergegangen.

Von den drei eingerükten Oden, die ohne Zweifel den Herrn Cramer ſelbſt zum Verfaſſer haben, die eine auf die Geburt, die andere auf das Leiden des Erlöſers, und die dritte auf den Geburtstag des Königs, von dieſen verlangen Sie mein Urtheil nicht; daß weiß ich ſchon. Herr Cramer iſt der vortreflichſte Verſificateur; dafür erkennen wir ihn beide. Daß aber ſein poetiſches Genie, weñ man ihm überhaupt noch ein poetiſches Genie zugeſtehen kañ, ſehr einförmig iſt, das haben wir oft beide bedauert. Wer eine oder zwei von ſeinen ſogenañten Oden geleſen hat, der hat ſie ziemlich alle geleſen. In allen findet ſich viel poetiſche Sprache, und die beneidenswürdigſte Leichtigkeit zu reimen; aber auch allen mangelt der ſchöne verſtekte Plan, der auch die kleinſte Ode des Pindar und Horaz zu einem ſo ſonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer iſt, weñ ich ſo reden darf, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage blos in die Augen leuchtet.

Es kommen aber noch zwei andere Gedichte vor, die meine Aufmerkſamkeit ungleich mehr an ſich gezogen haben. Das klopſtockiſche Sigel iſt auf beiden; und das läßt ſich ſo leicht nirgends verkennen. Von dem einen zwar, welches ein geiſtliches Lied auf die Auferſtehung des Erlöſers iſt, weiß ich auch nicht viel ſonderliches zu ſagen. Es iſt ſo voller

Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfindet. Aber das zweite iſt deſto merkwürdiger. Es ſind Betrachtungen über die Allgegenwart Gottes, oder vielmehr des Dichters ausgedrükte Empfindungen über dieſes große Object. Sie ſcheinen ſich von ſelbſt in ſymmetriſche Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang ſind, ob ſie ſchon kein beſtim̃tes Silbenmaß haben. Ich muß eine Stelle daraus anführen, um Ihnen einen deutlichern Begrif davon zu machen.

„Als du mit dem Tode gerungen,
„Mit dem Tode!
„Heftiger gebetet hatteſt!
„Als dein Schweiß und dein Blut
„Auf die Erde geronnen war;
„In der ernſten Stunde
„Thateſt du jene große Wahrheit kund,
„Die Wahrheit ſein wird,
„So lange die Hülle der ewigen Seele
„Staub iſt!
„Du ſtandeſt, und ſpracheſt
„Zu den Schlafenden:
„Willig iſt eure Seele;
„Allein das Fleiſch iſt ſchwach.
„Dieſer Endlichkeit Loos,
„Dieſe Schwere der Erde,
„Fühlt auch meine Seele,
„Wen̄ ſie zu Gott, zu Gott,
„Zu dem Unendlichen,
„Sich erheben will!
„Anbetend, Vater, ſink' ich in Staub und fleh'!
„Vernim̃ mein Flehn, die Stimme des Endlichen!
„Mit Feuer taufe meine Seele,
„Daß ſie zu dir ſich, zu dir, erhebe!
„Allgegenwärtig, Vater, umgibſt du mich! —
„Steh hier, Betrachtung, ſtill, und forſche
„Dieſem Gedanken der Wonne nach!“

Und dieſes vorbereitende Gebet iſt der Anfang des Gedichts ſelbſt. Ein würdiger Anfang! Aber weñ ich Ihnen ſagen ſollte, was ich deñ nun aus dem Folgenden von der Allgegenwart Gottes mehr gelernt, als ich vorher nicht gewußt, welche von meinen dahin gehörigen Begriffen der Dichter mir mehr aufgeklärt; in welcher Überzeugung er mich mehr beſtärket: ſo weiß ich freilich nichts darauf zu antworten. Eigentlich iſt das auch des Dichters Werk nicht. Genug, daß mich eine ſchöne, prächtige Tirade über die andere angenehm unterhalten hat; genug, daß ich mir während des Leſens ſeine Begeiſterung mit ihm zu theilen geſchienen habe; muß uns deñ alles etwas zu denken geben?

„Ich hebe meine Augen auf und ſehe,
„Und ſiehe, der Herr iſt überall!
„Erde, aus deren Staube
„Der erſte der Menſchen geſchaffen ward,
„Auf der ich mein erſtes Leben lebe!
„In der ich verweſen,
„Aus der ich auferſtehen werde!
„Gott! Gott würdigt auch dich,
„Dir gegenwärtig zu ſein!

„Mit heiligem Schauer
„Brech' ich die Blum' ab!]
„Gott machte ſie!
„Gott iſt, wo die Blum' iſt!

„Mit heiligem Schauer
„Fühl' ich das Wehn,
„Hier iſt das Rauſchen der Lüfte!
„Er hieß ſie wehen und rauſchen,
„Der Ewige!
„Wo ſie wehen und rauſchen,
„Iſt der Ewige!

„Freu' dich deines Todes, o Leib!
„Wo du verweſen wirſt,
„Wird der Ewige ſein!

„Freu' dich deines Todes, o Leib!
„In den Tiefen der Schöpfung,
„In den Höhen der Schöpfung,
„Werden deine Trümmer verwehn!
„Auch dort, Verweſter, Verſtäubter,
„Wird er ſein, der Ewige!

„Die Höhen werden ſich büken!
„Die Tiefen ſich büken!
„Weñ der Allgegenwärtige nun=
„Wieder aus Staube
„Unſterbliche ſchaft!

„Halleluja dem Schaffenden!
„Dem Tödenden Halleluja!
„Halleluja dem Schaffenden!“

In dieſem ſtürmiſchen Feuer iſt das ganze Stük geſchrieben. — Aber was ſagen Sie zu der Versart; weñ ich es anders eine Versart nennen darf? Deñ eigentlich iſt es weiter nichts, als eine künſtliche Proſa, in alle kleine Theile ihrer Perioden aufgelöſet, deren jeden man als einen einzeln Vers eines beſondern Silbenmaßes betrachten kañ. Sollte es wohl nicht rathſam ſein, zur muſikaliſchen Compoſition beſtimte Gedichte in dieſem proſaiſchen Silbenmaße abzufaſſen? Sie wiſſen ja, wie wenig es dem Muſikus überhaupt hilft, daß der Dichter ein wohlklingendes Metrum gewählet, und alle Schwierigkeiten deſſelben ſorgfältig und glüklich überwunden hat. Oft iſt es ihm ſogar hinderlich, und er muß, um zu ſeinem Zweke zu gelangen, die Harmonie wieder zerſtören, die dem Dichter ſo unſägliche Mühe gemacht hat. Da alſo der proſaiſche

Wohlklang entweder von dem muſikaliſchen verſchlungen wird, oder wohl gar durch die Colliſion leidet, und Wohlklang zu ſein aufhöret; wäre es nicht beſſer, daß der Dichter überhaupt für den Muſikus in gar keinem Silbenmaße ſchriebe, und eine Arbeit gänzlich unterließe, die ihm dieſer doch niemals danket? — Ja ich wollte noch weiter gehen, und dieſe freie Versart ſogar für das Drama empfehlen. Wir haben angefangen, Trauerſpiele in Proſa zu ſchreiben, und es ſind viele Leſer ſehr unzufrieden damit geweſen, daß man auch dieſe Gattung der eigentlichen Poeſie dadurch entreiſſen zu wollen ſcheinet. Dieſe würden ſich vielleicht mit einem ſolchen Quaſi-Metro befriedigen laſſen; beſonders wen̄ man ihnen ſagte, daß z. E. die Verſe des Plautus nicht viel gebundener wären. Der Scribent ſelbſt behielte dabei in der That alle Freiheit, die ihm in der Proſa zu ſtätten köm̄t, und würde blos Anlaß finden, ſeine Perioden deſto ſymmetriſcher und wohlklingender zu machen. Wie viele Vortheile auch der Schauſpieler daraus ziehen kön̄te, will ich iezt gar nicht erwähnen; wen̄ ſich nämlich der Dichter bei der Abtheilung dieſer freien Zeilen nach den Regeln der Declamation richtete, und jede Zeile ſo lang oder kurz machte, als jener jedesmal viel oder wenig Worte in einem Athem zuſammen ausſprechen müßte ꝛc.

Das einzige Stük des nordiſchen Aufſehers, welches in die Kritik einſchlägt, iſt das 26, und handelt von den Mitteln, durch die man den poetiſchen Stil über den proſaiſchen erheben könne und müße. Es iſt ſehr wohl geſchrieben, und enthält vortrefliche Anmerkungen. — Gleich anfangs merket der Verfaſſer an, daß keine Nation weder in der Proſa noch in der Poeſie vortreflich geworden iſt, die ihre poetiſche Sprache nicht ſehr merklich von

der proſaiſchen unterſchieden hätte. Er beweiſet dieſes mit dem Exempel der Griechen, Römer, Italiäner und Engländer. Von den Franzoſen aber ſagt er:

„Die Franzoſen, welche die Proſa der Geſell-„ſchaften, und was derſelben nahe kömt, mit der „meiſten Feinheit und vielleicht am beſten in Eu-„ropa ſchreiben; haben ihre poetiſche Sprache un-„ter allen am wenigſten von der proſaiſchen unter-„ſchieden. Einige von ihren Genies haben ſelbſt „über dieſe Feſſeln geklagt, die ſich die Nation „von ihren Grammaticis und von ihren Petits-„maitres hat anlegen laſſen. Unterdeß würde man „ſich ſehr irren, weñ man glaubte, daß ihre Poe-„ſie gar nicht von ihrer Proſa unterſchieden wäre. „Sie iſt dieſes bisweilen ſehr; und weñ ſie es nicht „iſt, ſo haben wir wenigſtens das Vergnügen, da, „wo wir bei ihnen den poetiſchen Ausdruk vermiſ-„ſen, ſchöne Proſa zu finden: ein Vergnügen, das „uns diejenigen unter den Deutſchen ſelten machen, „welche an die weſentliche Verſchiedenheit der poe-„tiſchen und proſaiſchen Sprache ſo wenig zu den-„ken ſcheinen.“ —

Er kömt hier auf die Mittel ſelbſt, wodurch dieſe Verſchiedenheit erhalten wird. Das erſte iſt die ſorgfältige Wahl der Wörter. Der Dichter muß überall die edelſten und nachdrüklichſten Wörter wählen. Unter die leztern zählet er auch diejenigen, die mit Geſchmak zuſammengeſezt ſind.

„Es iſt, ſagt er, der Natur unſerer Sprache „gemäß, ſie zu brauchen. Wir ſagen ſogar im ge-„meinen Leben: ein gottesvergeſſener Menſch. War-„um ſollen wir alſo den Griechen hierin nicht nach-„ahmen, da uns unſere Vorfahren ſchon lange die „Erlaubniß dazu gegeben haben?“

Das zweite Mittel beſteht in der veränderten Ordnung der Wörter; und die Regel der zu verändernden Wortfügung iſt dieſe: Wir müßen die Gegenſtände, die in einer Vorſtellung am meiſten rühren, zuerſt zeigen.

„Aber nicht allein die Wahl guter Wörter,
„fährt der Verfaſſer fort, und die geänderte Ver-
„bindung derſelben unterſcheiden den poetiſchen Pe-
„rioden von dem proſaiſchen. Es ſind noch ver-
„ſchiedene von denen anſcheinenden Kleinigkeiten zu
„beobachten, durch welche Virgil vorzüglich ge-
„worden iſt, was er iſt. Ich nehme an, daß die
„Wörter der Perioden und die Ordnung derſelben,
„der Handlung, die der Periode ausdrüken ſoll,
„gemäß ſind. Aber gleichwohl gefällt er noch nicht
„genug. Hier iſt eine Redensart, wo nur ein
„Wort ſein ſollte. Und nichts tödet die Handlung
„mehr, als gewiſſe Begriffe in Redensarten aus-
„dehnen. Es kan̄ auch bisweilen das Gegentheil ſein.
„Hier ſollte eine glükliche Redensart ſtehen. Der
„Gedanke erfordert dieſe Ausbildung. Dort ſind
„die Partikeln langweilig, welche die Glieder des
„Perioden faſt unmerklich verbinden ſollten. Sie
„ſind's unter andern, wen̄ ſie zu viel Silben ha-
„ben. Ein Demungeachtet, kön̄te die ſchönſte
„Stelle verderben. Sie ſind's ferner, wen̄ ſie da
„geſezt werden, wo ſie, ohne daß die Deutlichkeit
„oder der Nachdruk darunter litte, wegbleiben
„kon̄ten. Das Doch, mit dem man wünſcht, ge-
„hört vornehmlich hierher. In einer andern Stelle
„ſtand die Interjection nicht, wo ſie ſtehen ſollte.
„Das Ach fing den Perioden an; und es hätte
„glüklicher vor den Wörtern geſtanden, welche die
„Leidenſchaften am meiſten ausdrüken. Ein an-
„dermal hat der Verfaſſer nicht gewußt, von wel-
„cher Kürze, und von welcher Stärke das Parti-

„ cipium geweſen ſein würde. Darauf hat er es „ wieder geſezt, wo es nicht hin gehörte.“

Schließen Sie aus dieſer Stelle, wie viele feine Anmerkungen und Regeln der Verfaſſer in einen kleinen Raum zu concentriren gewußt hat. Ich möchte gern allen unſern Dichtern empfehlen, dieſes Stük mehr als einmal zu leſen, es mit allem Fleiſſe zu ſtudiren. Es würde jeder alsdañ wohl von ſelbſt finden, wañ und wie dieſe oder jene allgemeine Regel des Verfaſſers eine Ausnahme leiden könne und müße. Die ſorgfältige Wahl der edelſten Wörter z. E. leidet alsdañ einen großen Abfall, weñ der Dichter nicht in ſeiner eignen Perſon ſpricht. In dem Drama beſonders, wo jede Perſon, ſo wie ihre eigene Denkungsart, alſo auch ihre eigene Art zu ſprechen haben muß. Die edelſten Wörter ſind eben deßwegen, weil ſie die edelſten ſind, faſt niemals zugleich diejenigen, die uns in der Geſchwindigkeit, und beſonders im Affecte, zuerſt beifallen. Sie verrathen die vorhergegangene Überlegung, verwandeln die Helden in Declamatores, und ſtören dadurch die Illuſion. Es iſt daher ſogar ein großes Kunſtſtük eines tragiſchen Dichters, weñ er, beſonders die erhabenſten Gedanken, in die gemeinſten Worte kleidet, und im Affecte nicht das edelſte, ſondern das nachdrüklichſte Wort, weñ es auch ſchon einen etwas niedrigen Nebenbegrif mit ſich führen ſollte, ergreifen läßt. Von dieſem Kunſtſtüke werden aber freilich diejenigen nichts wiſſen wollen, die nur an einem correcten Racine Geſchmak finden, und ſo unglüklich ſind, keinen Shakeſpear zu kennen.

(Virgils Georgika, überſezt von Duſch.)

Ecce iterum Criſpinus! Ich werde abermals das Vergnügen haben, Sie mit einem Werke zu unterhalten, das durch die Feder des berühmten Herrn Duſch gefloſſen iſt.

— — — Et eſt mihi ſaepe vocandus
Ad partes.

Und wie oft werde ich dieſes Abermals, Abermals brauchen müßen! Herr Duſch hat geſchrieben, ſchreibt und wird ſchreiben, ſo lange er noch aus Hamburg Kiele bekommen kan̄: Schooßhunde und Gedichte; Liebestempel und Verläumdungen; bald nordiſche und bald allgemeine Magazine; bald ſatyriſche, bald hämiſche Schriften; bald verliebte, bald freimüthige, bald moraliſche Briefe; bald Schilderungen, bald Überſezungen; und Überſezungen bald aus dem Engliſchen, bald aus dem Lateiniſchen.

Monſtrum nulla virtute redemptum!

O der Polygraph! Bei ihm iſt alle Kritik umſonſt. Ja man ſollte ſich faſt ein Gewiſſen machen, ihn zu kritiſiren; den̄ die kleinſte Kritik, die man ſich gegen ihn entfahren läßt, gibt ihm Anlaß und Stof zu einem Buche. Und ſo macht ſich ja der Kritikus ſeiner Sünden theilhaft. — Zwar von dieſen ſeinen Streitbüchern ſage ich Ihnen dieſesmal nichts. Sie ſind noch ſchlechter, als ſeine Überſezungen; und das Beſte muß ich Ihnen doch zuerſt bekan̄t machen.

Eine duſchiſche Überſezung alſo abermals! Und der Abwechſelung wegen, nicht ſowohl aus dem Engliſchen, als aus dem Lateiniſchen! Eine Zwit-

textüberſezung aus beiden; weñ man ſie recht benennen ſoll. — Leſen Sie den Titel davon am Rande. [1])

„Aber wo ſteht deñ da etwas von Herrn Duſch?
„Sie werden ſich irren?“ — Nicht doch; ich irre mich nicht. Das Buch iſt ja ſo dik; und ſcheinet mit einer ſo liebenswürdigen Geſchwindigkeit translatiret zu ſein! Wer kañ aber dikere Bücher geſchwinder translatiren, als Herr Duſch?

Doch weñ Ihnen allenfalls dieſer Beweis, weil er in Deutſchland geführet wird, nicht bündig genug ſcheinet; — hier iſt ein anderer!

„Der Jugend beſſer fortzuhelfen, ſagt Herr
„Duſch in der Vorrede, und in eben der Abſicht,
„worin Herr Martin ſeinem lateiniſchen Texte eine
„engländiſche Überſezung beigeſezt hat, habe ich
„eine eigene deutſche Überſezung unternommen.“

Aus dieſer eigenen deutſchen Überſezung nun führe ich meinen andern bündigern Beweis.

Er lautet ſo: Sie erinnern ſich doch, daß ich in einem meiner vorigen Blätter eine Stelle aus den Schilderungen des Herrn Duſch getadelt habe, welche eine Beſchreibung der herbſtlichen Nachtgleiche ſein ſollte?

„Jezo wieget die Wage Tag und Nacht in glei-
„chen Schalen, und der Stand der Sonne theilet
„den Erdkreis in Licht und Finſterniß.“

1) Virgilii Maronis Georgicorum libri IV. Mit kritiſchen und ökonomiſchen Erklärungen Herrn Dr. Johann Martins, Lehrers der Botanik zu Cambridge und anderer der berühmteſten Ausleger. Nebſt einer deutſchen Überſezung und Anmerkungen. Zum Gebrauch der Schulen, um die Jugend zu einer frühen Erlernung der Haushaltungskunſt zu ermuntern. Hamburg und Leipzig, 1759. gr. 8.

Sie erinnern ſich doch, daß dieſe Beſchreibung nach zwei Zeilen des Virgils ſollte gemacht ſein, die Herr Duſch nicht verſtanden hatte?

Libra die somnique pares ubi fecerit horas,
Et medium luci atque umbris jam dividit orbem.

Nun ſind dieſe Zeilen aus dem erſten Buche Georgicorum; und ich weiß ſelbſt nicht, aus welcher heimlichen Ahnung ich nach der Überſezung derſelben zu allererſt ſahe. Und was meinen Sie, daß ich da fand? Ich fand:

„Weñ die Wage die Tage und die Stunden „des Schlafs gleich gemacht, und den Erdkreis in „Licht und Finſterniß getheilet hat.“

O Herr Duſch! rief ich aus. Willkommen Herr Duſch! — Urtheilen Sie ſelbſt, ob es wohl wahrſcheinlich iſt, daß zwei verſchiedene Scribenten eben denſelben lächerlichen Fehler ſollten gemacht haben. Gewiß nicht! Der Verfaſſer der Schilderungen und unſer Überſezer müßen eins ſein; und müßen eins ſein in Herrn Duſch!

Aber weñ es Herr Duſch wäre, werden Sie vielleicht einwenden, warum ſollte Herr Duſch eben denſelben Fehler mit Vorſaz noch einmal wiederholt haben? — Ich antworte: weil er ihn für keinen Fehler hielt. Genug, daß er ſich meine Erinnerung da ſtillſchweigend zu Nuze machte, wo es noch möglich war. In der Parallelſtelle nämlich, die ich damals anführte:

Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos
Ardebat, coelo et medium Sol igneus orbem
Hauserat —

hat er das medium orbem richtig überſezt; ob es gleich auch hier Ruäus falſch verſtehet, indem er medium orbem hauserat durch siccaverat medium

orbem gibt, aus welchem siccaverat es unwiderſprechlich erhellet, daß er unter orbem den Erdkreis verſtanden hat. Ich will zwar nicht verhehlen, daß Herrn Duſch hier ſein Martin eben ſo wohl kañ zurecht gewieſen haben, als ich. Deñ Martin merket bei dieſer Stelle ſehr wohl an, daß von der Zeit des Nachmittags die Rede ſei, weil Virgil ſagt: die Sonne habe die Mitte oder die Hälfte ihres Laufes vollendet. Aber doch will ich noch wetten, daß Herr Duſch bei der Überſezung ſeinen Martin würde vergeſſen haben, weñ er nicht auf einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte. — Sie ſollen gleich meiner Meinung ſein.

Deñ was gibt mir Herr Duſch, weñ ich ihm in eben denſelben Worten:

„Weñ die Wage die Tage und die Stunden
„des Schlafes gleich gemachet, und den Erdkreis
„in Licht und Finſterniß getheilet hat“ —

noch einen recht häßlichen, abſcheulichen Fehler zeige? — Im Lateiniſchen heißt die erſte Zeile:

Libra die somnique pares ubi fecerit horas etc.

Man findet ſie aber auch ſo:

Libra dies somnique pares etc.

Und was iſt hier dies und dort die? Beides, wie Sie wiſſen, iſt der alte Genitivus für diei. Aber wußte das Herr Duſch? Hat er nicht offenbar dies für den Accuſativus in der mehreren Zahl genommen, da er überſezt:

„Weñ die Wage die Tage und die Stunden
„des Schlafes gleich macht?“ —

Die Wage macht die Tage gleich! — Welcher Unſiñ! Wañ iſt deñ bei Herrn Duſch in *einem* Herbſte ein Tag dem andern gleich? Was kañ der Mañ doch gedacht haben? Virgil ſagt: „Weñ die

„ Wage die Stunden des Tages und des Schlafes
„ gleich gemacht ꝛc.“ Iſt deñ das nicht ganz etwas
añders? — Dieſer Fehler des Herrn Duſch iſt
alſo unwiderſprechlich. Und ich ſeze dazu: unver=
zeihlich; deñ weñ er ſich der Anmerkung ſeines
Martin noch erinnert hätte, weñ er ſich Zeit ge=
nommen hätte, ſie wieder nachzuleſen: ſo hätte er
ihn unmöglich begehen können.

„Bei den alten Römern, ſagt Martin, en=
„ digte ſich der Genitiv der fünften Declination in
„ es: alſo war dies eben das, was wir jezt diei ſchrei=
„ ben. Oft wurde es die geſchrieben, welches an dieſer
„ Stelle alle Herausgeber annehmen. Ich aber habe,
„ auf Glauben des Aulus Gellius, dies dafür geſezt.
„ Er ſagt nämlich: diejenigen, die Virgils eigenes Ma=
„ nuſcript geſehen, hätten verſichert, daß es dies ge=
„ ſchrieben wäre. Q. Ennius in sexto decimo annali
„ *dies* scripsit pro *diei* in hoc versu:

Postrema longinqua *dies* confecerit aetas.

« Ciceronem quoque affirmat Caesellius in oratione,
« quam pro P. Sestio fecit, *dies* scripsisse pro *diei;*
« quod ego impensa opera conquisitis veteribus libris
« plusculis ita, ut Caesellius ait, scriptum inveni.
« Verba sunt haec Marci Tullii: *Equites vero daturos*
« *illius dies poenas.* Quocirca factum hercle est, ut
« facile iis credam, qui scripserunt, idiographum librum
« Virgilii se inspexisse, in quo ita scriptum est:

Libra *dies* somnique pares ubi fecerit horas;

« id est: Libra *diei* somnique. » — Denken Sie doch
nur! Dieſe lange Anmerkung ſchreibt Herr Duſch
auf dem Bogen E von Wort zu Wort hin; und
auf dem Bogen Rr hat er ſie ſchon wieder vergeſ=

ſen. Was ſoll man von ihm ſagen? Iſt es nicht offenbar, daß er ohne zu denken ſchreibt? daß er weder bei der Anmerkung, noch bei der Überſezung muß gedacht haben? — Und nun wieder auf mein Voriges zu kommen: So gut er hier ſeinen Martin vergeſſen hatte, eben ſo gut hätte er ihn ja auch bei dem hauserat medium orbem vergeſſen könen, weñ er nicht, bei meinem Ausdruke zu bleiben, von einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte.

Als Herr D. unſere Briefe herauszugeben anfing, ſagte er davon:

„Ich theile ſie dem Publico mit, weil ich „glaube, daß ſie manchem, ſowohl von dem ſchrei„benden, als leſenden Theile der ſogenañten Ge„lehrten nüzlich ſein können.“ 1)

Sie glauben nicht, wie ſehr des Herrn Duſch anderes Ich, oder ſein kritiſcher Freund, ſich über dieſe gute Meinung unſeres ehrlichen D. formaliſiret hat. Und hier iſt doch gleich ein Exempel an ſeinem eignen Freunde, daß unſere Briefe wirklich einem ſogenañten Gelehrten von dem ſchreibenden Theile nüzlich geweſen ſind, und noch nüzlicher hätten ſein können, weñ es ſein Autorſtolz nicht verhindert hätte!

Unterdeſſen muß bei Fehlern von dieſer Art noch etwas mehr als die bloße Nachläßigkeit des Herrn Duſch Schuld haben. Dieſer Schilderer der Natur, dieſer phantaſiereiche Dichter, muß ſich von dem Weltgebäude nicht die geringſte Vorſtellung, nicht das allerkleinſte Bild, weder nach den alten, noch nach den neuern Hypotheſen zu machen wiſſen. Hier iſt ein neues, recht luſtiges Exempel. Virgil

1) (Siehe die Einleitung, die in den Literaturbriefen mit D. unterzeichnet iſt.)

redet (L. I. v. 242—43.) von den beiden Polen, und ſagt:

Hic vertex semper nobis sublimis; at illum
Sub pedibus Styx atra videt, Manesque profundi.

Der eine Pol, ſagt er, iſt uns sublimis; der andere iſt uns sub pedibus; und dieſen, der uns sub pedibus iſt, den ſehen Styx atra, Manesque profundi. Was kañ deutlicher ſein? Und doch war es Herrn Duſch nicht deutlich genug; deñ er überſezt:

„Ein Pol iſt uns allezeit erhaben, den andern „aber ſehen der Styx und die Manes unter ihren „Füßen.“

„Die Manes unter ihren Füßen?“ Warum nicht gar unter ihrem Kopfe. Deñ Herr Duſch wird wohl einmal gehört haben, daß die Antipoden auf den Köpfen gehen. Und unter den Köpfen läßt ſich immer noch eher etwas ſehen, als unter den Füßen. — Der Überſezer hat ſich ohne Zweifel abermals durch die Interpretation des Ruäus verführen laſſen, welcher den Vers:

Sub pedibus Styx atra videt, Manesque profundi,

in ſeiner Proſa ſo verſezt und erläutert: sed illum Styx nigra, et umbrae infernae vident sub pedibus. Nur daß man es dem Ruäus nicht ſo unwiderſprechlich beweiſen kañ, daß er sub pedibus auf die Manes gezogen hat, als dem Herrn Duſch!

Wie finden Sie dieſe Proben? Was glauben Sie auf die ganze Überſezung daraus ſchließen zu können? Daß ſie elend iſt! — Übereilen Sie ſich nicht. Herr Duſch hat es für eine Bosheit erklärt, aus zwei oder drei Fehlern das Ganze zu verdammen. — Nachdem die Fehler ſind, mein Herr Duſch! — Aber dieſe Ausflucht ſoll ihm in's

künftige nicht mehr zu ſtatten kommen. Und Sie müßen ſich gefallen laſſen, darunter zu leiden. — Werfen Sie allenfalls den Brief hier weg, weñ Sie ſich Ihrer Schuljahre nicht gern erinnern wollen.

„Ich habe mich genauer an meinen Text ge„bunden, ſagt Herr Duſch, um jungen Leuten die „Mühe zu erleichtern, als ich ohne dieſe Abſicht „würde gethan haben.“

Gut! Aber mußte ſich dieſe Sclaverei gegen den Text auch ſo weit erſtreken, daß die Worte der deutſchen Überſezung dem Schüler kaum ſo viel helfen, als ob er ſie nach und nach aus dem Wörterbuche zuſammengeſtopelt und ſo hingeſchrieben hätte? Daß er nunmehr für:

— — — tenuisque Lageos
Tentatura pedes olim vincturaque linguam —

weiter nichts zu leſen bekömt, als: „den leichten „Lageos, der einſt deine Füße verſuchen, und „deine Zunge binden wird?“ Mußte ſie gar ſo weit gehen, daß Herr Duſch im Deutſchen lieber zu einem ganz andern Verſtande Anlaß geben, als von der wörtlichen Bedeutung abgehen wollte? Z. E.

Cui tu lacte favos et *miti* dilue Baccho —

überſezt Herr Duſch: „Du aber opfere ihr mit „Milch und reifem Weine vermiſchten Honigſeim.“ Miti Baccho, „mit reifem Weine?“ Es iſt wahr, mitis hat die Bedeutung reif, als wo Virgil ſagt:

Heu! male tum mites defendet pampinus uvas.

Weñ wir aber im Deutſchen reif zu Weine ſezen, ſo bedeutet Wein uvas, nicht aber vinum. Gleich-

wohl will Virgil nicht ſagen, daß man der Ceres Honigſeim mit Milch und reifen Trauben, ſondern mit Milch und lieblichem Weine vermiſcht, opfern ſolle. — Mit dem nämlichen Worte reif, begehet Herr Duſch kurz zuvor einen ähnlichen Fehler, der aber noch weit lächerlicher ausfällt. Virgil ſagt:

— — — Annua magnae
Sacra refer Cereri, laetis operatus in herbis,
Extremae sub casum hiemis, jam vere sereno.
Tunc pingues agni, et tunc mollissima vina.

Und Herr Duſch überſezt: „Feire der großen Ce„res ihr jährliches Feſt, und bringe ihr auf den „grünenden Raſen ihr Opfer; wenn der Winter zu „Ende gehet, und der Frühling ſchon heiter wird: „dann ſind die Lämmer fett; dann iſt der Wein am „reifſten.“ — Wann iſt der Wein am reifſten? Das iſt: wann gibt es die reifſten Trauben? Wenn der Winter zu Ende geht? Wenn der Frühling nun heiter wird? — O mein Herr Duſch, wie leben Sie in der Zeit! — Es kann wohl ſein, daß mollis hier und da auch ſo viel als reif heißt, ob ich mich gleich auf keine Stelle zu beſinnen wüßte. Aber es heißt doch nicht immer reif; und wenn es auch immer reif hieße, ſo hätten Sie es doch hier nicht durch reif geben ſollen.

Bald vergeſſe ich es, an wen ich ſchreibe. Ich wende mich wieder zu Ihnen. Eine wörtliche Überſezung von dieſer Art muß nothwendig auch da, wo ſie richtig iſt, unendlichen Zweideutigkeiten unterworfen ſein, und hat, wenn noch ſo wenig an ihr zu tadeln iſt, doch weiter keinen Nuzen, als daß der junge Menſch, dem Herr Duſch die Mühe zu erleichtern ſucht, ſein Wörterbuch ſeltener nachſchlagen darf.

Aber wehe dir, junger Menſch, dem Herr Duſch die Mühe zu erleichtern ſucht, weñ du darum dein Wörterbuch ſeltener nachſchlägſt! Höre im Vertrauen: Herr Duſch ſelbſt hat es zu wenig nachgeſchlagen. Er hat dich keiner Mühe überhoben; weil er ſich ſelbſt die Mühe nicht geben wollen, das, was er nicht wußte, dir zum Beſten zu lernen! Niñ dein Wörterbuch, und ſchlage nach, was heißt Myrtus? Du findeſt: ein Myrtenbaum. Und Herr Duſch glaubt, es heißt ein Lorbeerbaum. Deñ er überſezt:

— — cingens materna tempora myrto. [1]

durch: „Daß er die Schläfe mit dem mütterlichen „Lorbeer umgürte.“ — Niñ dein Wörterbuch, und ſchlage nach; was heißt caper? Du findeſt: ein Ziegenbok. Und Herr Duſch ſagt, es heißt eine Ziege. Deñ er überſezt:

Non aliam ob culpam Baccho caper omnibus aris
Caeditur. [2]

durch: „Nur dieſes Verbrechens wegen wird dem „Bacchus auf allen Altären eine Ziege geſchlach„tet.“ Willſt du unterdeſſen deinen guten Freund hier entſchuldigen, ſo ſage: Ei, die Ziege iſt hier ein Bok! Und das iſt wahr. — Niñ nochmals dein Wörterbuch, und ſchlage nach; was heißt pernox? Du findeſt: übernächtig. Und Herr Duſch ſagt, es heiſſe hartnäkig. Deñ, weñ Virgil von dem Ochſen ſagt, der in dem blutigen Kampfe mit ſeinen Nebenbuhlern den Kürzern gezogen:

Victus abit, longeque ignotis exulat oris:
Multa gemens ignominiam, plagasque superbi
Victoris, tum quos amisit inultus amores:

1) Lib. I. v. 38. 2) Lib. II. v. 380.

Et stabula adspectans regnis excessit avitis.
Ergo omni cura vires exercet, et inter
Dura jacet *pernox* instrato saxa cubili;

ſo überſezt Herr Duſch: „Der Überwundene gehet „davon, und ſcheidet weit weg in eine entfernte, „unbekañte Gegend, und beſeufzet kläglich ſeine „Schmach, die Wunde, die er von dem ſtolzen „Sieger empfing, und die Geliebten, die er un„gerächet verlor: ſchauet den Stall an, und ſchei„det aus dem Reiche ſeiner Väter. Dañ gibt er „ſich alle Mühe, ſeine Kräfte zu üben, und liegt „hartnäkig auf harten Steinen, ohne Streue." — Pernox, hartnäkig! Siehest du? Herr Duſch wußte nur von einem einzigen adjectivo in x, und das war pertinax!

Rede ich nicht ſchon wiederum mit jemand andern? — Als weñ ich es nicht wüßte, daß Sie ohnedies nicht ſo weit leſen würden.

(Gegen Baſedows Ungewitter über die Kritik des nordiſchen Aufſehers.)

Der zweite Theil des nordiſchen Aufſehers iſt noch nicht hier. Sie müßen ſich gedulden. — Aber hätte ich Ihnen doch nie etwas von dieſem Werke geſchrieben! Ich hätte es vorausſehen ſollen, wofür man meine Freimüthigkeit aufnehmen würde. Und es iſt keine unbekañte Stimme mehr, die aus der finſtern Höhe deſſelben auf mich herabdonnert. Es iſt die Stimme eines Profeſſors, eines berühmten Profeſſors, der von der Grammatik an bis auf die Philoſophie ſeine Lehrbücher geſchrieben hat.

Hier iſt der Titel dieſes Ungewitters: Vergleichung der Lehren und Schreibart des nordiſchen Aufſehers, und beſonders des Herrn Hofprediger Cramers, mit den merkwürdigen Beſchuldigungen gegen dieſelben, in den Briefen, die neueſte Literatur betreffend, aufrichtig angeſtellt von Johañ Baſedow, Prof. der königl. dän. Ritterakademie. 1) Nun? werden Sie ſagen: das verſpricht doch auch kein Ungewitter. Herr Baſedow will ja nur vergleichen; und aufrichtig vergleichen; er redet ja nur von merkwürdigen Beſchuldigungen. — O, Sie vergeſſen, daß das Titelblatt eines Orkans die Meerſtille iſt.

Erlauben Sie mir immer, mich ein wenig poſſierlich auszudrüken. Deñ weñ ich einen ernſthaften Ton annehmen wollte, ſo köñte ich leicht empfindlich werden. Und das wäre ein Sieg, den ich nicht gern einem Gegner über mich verſtatten wollte. — Was Herr Baſedow auf dem Titel

1) Soröe, 1760, gr. 8.

merkwürdige Beſchuldigungen neñt, heiſſen einige Seiten weiter, „offenbar falſche, grauſame, „bis zu einer ſeltenen Grauſamkeit getriebene Be= „ſchuldigungen. Meine Kritik iſt hart, bitter, „lieblos, unbeſonnen; und zwar ſo lieblos und ſo „unbeſonnen, daß man ohne Traurigkeit an ihre „Exiſtenz zu unſern Zeiten nicht denken kañ. Sie „iſt ein Phänomenon, deſſen Wirklichkeit man „ohne einigen Beweis auf ein bloßes Wort faſt „nicht glauben würde. Ich beſize eine ſchamloſe „Dreiſtigkeit. Ich verläumde. Ich habe abſcheu= „liche Abſichten. Ich habe das ſchwärzeſte Laſter „begangen. Ich habe einen unglüklichen Charak= „ter. Ich verdiene den Abſcheu der Welt. Er „wünſchet aus Menſchenliebe, daß ich mich den „Augen der Welt verbergen könne.“

Nun da, ſo einen Freund haben Sie! — Wie be= redt iſt die Menſchenliebe des Herrn Baſedow! Welch einen Spiegel hält ſie mir vor! Er ſtehet hinter mir, und zeiget mir ein Ungeheuer darin. Ich er= ſchreke und ſehe mich um, welcher von uns beiden das Ungeheuer iſt. Dieſe Bewegung iſt natürlich.

Köñte man härtere Dinge von mir ſagen, weñ ich mich auch des Hochverraths ſchuldig gemacht hät= te? weñ ich auch den Himmel geläſtert hätte? „Ich „habe das ſchwärzeſte Laſter begangen. Ich habe „einen unglüklichen Charakter. Ich verdiene den „Abſcheu der Welt.“ Wer iſt deñ die Majeſtät, die ich beleidiget habe?

„Alle Kenner, ſtößt Herr Baſedow in die „Drommete, alle Kenner der jezigen Gelehrſam= „keit der Deutſchen, wiſſen die Verdienſte des „Herrn Hofpredigers Cramer. Der Verfaſſer der „nach dem boſſuetſchen Muſter fortgeſezten Welt= „geſchichte; der neueſte und ſorgfältigſte Ausleger „des Briefes an die Hebräer; der geiſtliche Redner,

„der in unſern Tagen kaum ſo viel Predigten „ſchreiben kan̄, als die Welt von ihm zu leſen „verlangt; der Überſezer des Chryſoſtomus, wel= „cher ſeinem Originale gleicht, das er durch viele „Anmerkungen und Abhandlungen bereichert hat; „derjenige, dem wir die beſte Überſezung der davi= „diſchen Pſalmen in gebundner Schreibart zu dan= „ken haben; der Verfaſſer des Schuzgeiſtes; „derjenige, der an dem Jüngling, den bre= „miſchen Beiträgen, und darauf erfolgten „vermiſchten Schriften, einen anſehnlichen „Antheil genommen hat; endlich der Verfaſſer der „meiſten Stüke des nordiſchen Aufſehers, ſind „nur — ein einziger Man̄, welcher in der erſten „Hälfte der gewöhnlichen Lebenszeit ein ſolcher „einziger Man̄ iſt!“

Sie ſehen, Herr Baſedow nim̄t das Maul voll, er mag ſchmähen, oder er mag loben. Die Hy= perbel iſt ſeine Lieblingsfigur in beiden Fällen. Dieſer einzige Man̄ — Nicht zu vergeſſen; er war auch einer von den hälliſchen Bemühern,[1]) — dieſer einzige Man̄ — Aber ſoll ich ungerecht gegen jemand ſein, weil ihn ein Schmeichler auf eine unverſchämte Art lobt? Nein. — Herr Cra= mer iſt allerdings ein verdienter Gottesgelehrter; einer von unſern treflichſten Schriftſtellern. Aber Herr Cramer iſt ein Menſch; kön̄te er in einer Wochenſchrift nicht etwas gemacht haben, was ihm nicht ähnlich wäre? Und wen̄ ich das und das an ihm mißbillige, verkenne ich darum ſeine Verdienſte?

Ich weiß gar nicht, was Herr Baſedow will. Für ihn ſchikt es ſich am allerwenigſten, der

1) (Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geſchmaks, eine ſehr mittelmäßige periodiſche Schrift, kam zu Halle 1744 bis 1746 heraus.)

Verfechter des nordiſchen Aufſehers zu werden. Er hat Lobſprüche darin erhalten, die ſeine Unparteilichkeit ſehr zweifelhaft machen müßen. Ich beneide ihm dieſe Lobſprüche nicht. Ich ſpreche ſie ihm auch nicht ab. Aber man dürfte ſagen: eine Hand wäſcht die andere. Und noch mehr. Herr Baſedow iſt ſelbſt einer von den Verfaſſern des nordiſchen Aufſehers. Es würde mir ein leichtes ſein, die Stüke zu nennen, die ganz gewiß niemand anders als e r gemacht hat; oder ich müßte mich auf die Schreibart wenig verſtehen. Weñ man nun alſo vermuthete, daß es ihm nicht ſowohl um die Wahrheit, nicht ſowohl um die Ehre des Herrn Cramer, als um ſeine eigene Ehre, um die Ehre eines Buches zu thun ſei, in welchem er gern wolle, daß ein ewiger Weihrauch für ihn dampfe; eines Buches, das er gewiſſermaßen auch ſein Buch nennen kañ?

Herr Cramer ſelbſt findet ſich ja durch unſere Kritik bei weitem nicht ſo beleidiget, als ihn Herr Baſedow beleidiget zu ſein vorgibt. Deñ er ſoll ihrer, in der Vorrede zu dem zweiten Bande, ganz gleichgültig erwähnt haben. Und warum nicht? Herr Cramer iſt ein rechtſchaffener Mañ, den es auf keine Weiſe befremdet, weñ andere andrer Meinung ſind, und er nicht immer den Beifall erhält, den er ſich überhaupt zu erhalten beſtrebt. Dieſe lautere Quelle gebe ich ſeinem Betragen, ob ihm gleich Herr Baſedow eine ganz andere gibt.

„Die Selbſtvertheidigung, ſagt er, weñ ſie
„nicht zu unvollſtändig ſcheinen ſollte, müßte oft-
„mals in einem Tone reden, der von denjenigen,
„die alles, was ſie ſehen und hören, in Fehler
„und Laſter verwandeln, für den Ton einer ver-
„dächtigen Zufriedenheit mit ſich ſelbſt köñte aus-

„ gegeben werden. Überdem pflegen Seelen von „ einer gewiſſen Würde ſo wenig furchtſam und „ argwöhniſch zu ſein, daß ſie, weñ ihre Unſchuld „ in einem gewiſſen Grade klar iſt, bei der ver„ſtändigen und billigen Welt keine Verantwortung „ derſelben zu bedürfen glauben.“

Nicht doch! So ein großes Air hat Herr Cramer gewiß nicht affectiren wollen. Hätte er es aber affectiren wollen, ſo hätte ſein Freund keinen ſolchen Commentarium darüber ſchreiben müßen. Er hätte es müßen darauf ankommen laſſen, ob man dieſen edlen Stolz, den Seelen von einer gewiſſen Würde haben, von ſelbſt merken werde. Deñ nur alsdañ thut er ſeine Wirkung. Keine Großmuth will mit Fingern gewieſen ſein. Sind es gar die Finger eines Freundes, o ſo wird ſie vollends lächerlich!

Auch nicht in der geringſten Kleinigkeit will mich Herr Baſedow Recht haben laſſen. Lieber ſtellt er ſich unwiſſender als ein Kind; er verwirret die bekañteſten Dinge, und verfälſcht auf die hämiſchſte Art meine Worte, die ich mit vielem Bedachte gewählt hatte.

Ich habe gezweifelt, ob man dem Herrn Cramer ein poetiſches Genie zugeſtehen könne. Ich habe aber mit Vergnügen bekañt, daß er der vortreflichſte Verſificateur iſt. Ich nehme beide Ausdrüke ſo, wie ſie die feinſten Kunſtrichter der Engländer und Franzoſen nehmen.

Ein poetiſches Genie, ſagt einer von den erſten, [1]) den ich eben vor mir liegen habe, iſt ſo auſſerordentlich ſelten, that no country in the ſucceſſion of many ages has produced above three or

1) Der Verfaſſer des Eſſays on the Writings and Genius of Pope. S. 111.

four persons that deserve the title. The *man of rhymes* may be easily found; but the genuine poet, of a lively plastic imagination, the true *Maker or Creator*, is so uncommon a prodigy, that one is almost tempt to subscribe to the opinion of Sir William Temple, where he says: That of all the numbers of mankind, that live within the compass of a thousand years, for one man that is born capable of making a great poet, there may be a thousand born capable of making as great generals, or ministers of state, as them ost renowned in story.

Und ich habe ein Verbrechen begangen, daſs ich gezweifelt habe, ob der Herr Hofprediger ein ſolcher auſſerordentlicher Menſch iſt? Weñ er es wäre: er würde ganz ſicherlich ein ſchlechter Hofprediger ſein. Eben dieſer Engländer erkennet unter ſeinen Landesleuten eigentlich nur drei Mäñer für Poeten: den Spencer, den Shakeſpear, den Milton. Ebenderſelbe ſpricht Popen den Namen eines Poeten ſchlechterdings ab. Popen ſpricht er ihn ab, der unter ſo vielen vortreflichen Werken auch eine Ode auf die Muſik gemacht hat, die wenigſtens nicht ſchlechter iſt, als die beſte crameriſche Ode. Und wozu macht er dafür Popen? Eben dazu, wozu ich Cramern mache: zu dem vortreflichſten Verſificateur. Und ich habe Cramern geſchmäht, daſs ich ihn mit Popen auf eine Bank ſeze? Iſt deñ ein Verſificateur nichts als ein Reimer? Kañ man der vortreflichſte Verſificateur ſein, ohne ein Mañ von vielem Wize, von vielem Verſtande, von vielem Geſchmake zu ſein? Diderot, der neueſte, und unter den neuen unſtreitig der beſte franzöſiſche Kunſtrichter, verbindet keinen geringern Begrif mit dem Namen eines Verſificateurs. Quelle difference entre le Ver-

ſificateur et le Poëte! Cependant *ne croyez pas que je mépriſe le premier; ſon talent eſt rare:* mais ſi vous faites du Verſificateur un Apollon, le Poëte ſera pour moi un Hercule, et vous n'en ferez pas un Apollon. Appuyez un Apollon ſur une maſſue; jettez ſur ſes épaules la peau du lion de Nemée, et vous n'en ferez pas un Hercule. Dieſes ſeltene Talent gebe ich dem Herrn Cramer, und gebe es ihm in dem höchſten Grade: und doch habe ich ihn geſchmäht, doch habe ich ihn auf eine ungezogene Art geſchmäht? Sind ſeine Schmeichler nicht die unverſchämteſten, die unwiſſendſten, die unter der Sonne ſein können? Weñ ſie noch nicht gelernt haben, wie ſehr und worin der Poet von dem Verſificateur unterſchieden iſt: ſo mögen ſie es doch nur erſt lernen, ehe ſie einen ehrlichen Mañ, der es zu begreifen geſucht hat, und ſich dieſem Begriffe gemäß ausdrükt, darüber chicaniren. Wäre das nicht billig? Oder ſuchen ſie es erſt aus unſern Briefen zu lernen? Jeder von uns wird ihnen ſagen: παρ' εμοι πονος ου κνάπτεται.

Und der aufrichtige Herr Baſedow! Mit aller ſeiner Aufrichtigkeit iſt er ein offenbarer Falſarius. Ich habe, weñ ſie meine alten Briefe nachſehen wollen, Cramern den vortreflichſten Verſificateur genañt; und Herr Baſedow macht ſeinen Leſern weiß, ich hätte ihn nur einen guten Verſificateur genañt, und läßt dieſe beiden Worte mit Schwabacher druken, als ob es meine eigenen Worte wären. „Welch eine ſchamloſe Dreiſtigkeit!“ mich ſeines eigenen Ausdruks zu bedienen. Iſt deñ ein guter, mit welchem Beiworte man oft eine kalte Ironie verbindet, eben das, was der vortreflichſte iſt, mit welchem Beiworte ſich leicht nichts zweideutiges, nichts ironiſches verbinden

läßt? — Ich ſage ferner: Cramer beſizt die beneidenswürdigſte Leichtigkeit zu reimen: und Baſedow läßt mich ihm nur eine beneidungswürdige beilegen. Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Urſache. Und wo ich ihn brauche, will ich, daß mir ihn mein Gegner laſſe, wen̄ ich an ſeiner Aufrichtigkeit, mit der er ſo prahlet, nicht ſehr zweifeln ſoll.

Aber wie elend führt er auch nach dieſer Verfälſchung die Sache ſeines Freundes. Hören Sie doch nur!

„Das poetiſche Genie des Herrn Hofpredigers, „und beſonders zu erhabenen und zugleich lehr„reichen Oden, iſt zu bekan̄t, als daß der Jour„naliſt mit Grunde hätte hoffen können, Beifall „zu finden, da er es ihm deſpotiſch abſprach, und „nichts als die Vollkommenheit eines Verſifica„teurs laſſen wollte.“

Es iſt zu bekan̄t? Was iſt den̄ zu bekan̄t? Daß in den crameriſchen Oden, (weil es doch mit aller Gewalt Oden heiſſen ſollen) ſich Genie zeigt? Das habe ich nie geläugnet. Aber Genie eines Verſificateurs, und nicht Genie eines Poeten. Dieſes ſpreche ich ihm ab; nicht jenes. Oder ich müßte glauben, daß man der Vortreflichſte in ſeiner Art ſein könne, ohne Genie zu haben. — Hören Sie doch den guten Baſedow noch weiter!

„Ob deſſelben drei Oden, im erſten Theile des „nordiſchen Aufſehers, Anlaß geben, ein ſolches „Urtheil zu fällen, werden die Leſer aus folgenden „Strophen ſehen.“

Aus einzeln Strophen will Herr Baſedow beweiſen, daß Cramer ein poetiſches Genie habe? Und wen̄ dieſe Strophen auch die vollkommenſten von der Welt wären; ſo kön̄ten ſie das nicht beweiſen. Hier ſind ſie.

Aus der Ode über die Geburt Chriſti.

„Erſt wird er niederknien und ſtreiten,
„Der Löw' aus Juda. Ewigkeiten
„Voll Ehre ſind der Preis des Siegs!
„Er leidet, Gott uns zu verſühnen;
„Dañ werden ihm die Völker dienen,
„Wir ſind die Beute ſeines Kriegs.
„Nun werden wir wieder den Himmel bewohnen;
„Uns, weñ wir nur kämpfen, erwarten auch Kronen!
„Wie herlich iſt der Sieger Lohn!
„O kämpfet, o kämpfet, uns krönet der Sohn!"

Aus der Ode über das Leiden Jeſu.

„Ich, ewig hab' ich es begehret,
„Ich habe, Vater, dich verkläret;
„Verklären will ich dich noch mehr.
„Ich hatte, tief in Qual verſunken,
„Schon mehr als einen Kelch getrunken.
„Ach wie iſt die Hand ſo ſchwer!
„Allein ich will ſie ganz verſühnen,
„Laß ſie in dieſen Wunden ruhn!
„Vergib, vergib, o Vater, ihnen,
„Sie wiſſen, Herr, nicht, was ſie thun."

Aus der Ode auf den Geburtstag des Königs.

„Da ſie dem Throne nahe kamen,
„Ertönt auf einmal ihr Geſang,
„Und alle nañten Friedrichs Namen,
„Und alle nañten ihn voll Dank.
„Uns hat Jehovah ſein Leben
„In einer der gnädigſten Stunden gegeben.

„Fleug, unſer Dank, fleug weit umher!
„Er, der ihn gab, gedenke ſeiner!
„Wer liebt nicht ſeine Beherſcher? Doch keiner
„Wird billiger geliebt, als er.“

Können Sie ſich des Lachens enthalten? Dieſe Strophen ſollen beweiſen, daß Herr Cramer ein Poet iſt, und ich ein Verläumder bin? Bald bewieſen ſie, daß ich ein Schmeichler wäre. Deñ weñ nicht in ſehr vielen crameriſchen Oden ſehr viele viel ſchönere Strophen wären: ſo wäre ich es wirklich, und ich würde mir es nimmermehr vergeben, daß ich einen ſolchen Sänger den vortreflichſten Verſificateur genañt hätte. In dieſen Strophen iſt er kaum ein leidlicher.

Ich habe geurtheilet: Viele Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitſchweifende Redensarten aufſchwellen; labyrinthiſche Perioden flechten, bei welchen man dreimal Athem holen muß, ehe man einen ganzen Siñ faſſen kañ: das ſei überhaupt die vorzügliche Geſchiklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dem nordiſchen Aufſeher, der die meiſten Stüke geſchrieben zu haben ſcheine. Soll ich mein Urtheil widerrufen, weil es Herr Baſedow für eine Verläumdung ausſchreit? Es iſt wahr, ich habe es mit keinen Beiſpielen beſtätiget. Aber mit wie vielen will er es noch beſtätiget haben? — Mit unzähligen? — Ich darf das Buch nur auffallen laſſen, wo es auffallen will. — Aber, wer wird mir abſchreiben helfen? Und, o des armen Papiers, das ich ſo verſchwenden muß! — Was hilft's? Herr Baſedow hat einen ſo ſtarken Trumpf darauf geſezt. Ich muß, liebe Hand. Alſo z. B.

„Groſe Beiſpiele der Frömmigkeit und Tugend

„ unter denen, welche ſich durch Geburt und Wür„ den über andere Menſchen erheben, ſind nicht „ allein ſo rührend, ſondern auch ſo unterweiſend „ und lehrreich, daß nach meinem Urtheile ſelbſt „ die, welche ſie nicht nach ihrer ganzen Größe „ kennen, aus Ehrfurcht und Liebe gegen die Re„ ligion das Andenken derſelben zu erhalten und „ fortzupflanzen verbunden ſind, und von der blo„ ßen Furcht, nicht genug von ihnen ſagen zu kön„ nen, nie zurükgehalten werden dürfen, öffent„ lich auszubreiten und zu rühmen, was ſie davon „ wiſſen, weñ ſich zumal alle Stimmen zu ihrem „ Ruhme vereinigen ꝛc.“

„ Die Trunkenheit iſt eine ſo ſchändliche Belei„ digung der Tugend; ſie erniedriget den Menſchen „ ſo tief; die Vernachläßigung und Übertretung „ der edelſten Pflichten iſt bei ihren Ausſchweifun„ gen ſo unausbleiblich, und ſie hat ſo viel nach„ theilige und unglükſelige Einflüſſe, nicht allein „ auf die Wohlfahrt derjenigen, welche ſich da„ durch der ſchönſten Vorzüge unſerer Natur berau„ ben, ſondern auch auf das öffentliche und ge„ meine Beſte, daß ſowohl der Menſchenfreund, „ als der Patriot unter einer dringenden Ver„ bindlichkeit ſtehet, für ſichre und zuverläßige Mit„ tel beſorgt zu ſein, einem ſo gefährlichen Laſter „ Gränzen zu ſezen, und den ausſchweifenden Ge„ brauch berauſchender Getränke zu verhindern ꝛc.“

Wie gefallen Ihnen dieſe Perioden? — Aber ſie köñten noch länger ſein. — O Geduld, ich will Sie auch nur erſt in Athem ſezen. Da ſind ſchon etwas längere. Z. B.

„ So ſorgfältig ſich auch Eltern in der Erzie„ hung ihrer Kinder beſtreben mögen, ſie von ih„ rer erſten Kindheit an zur Tugend zu bilden, „ und alles zu verhindern, was ihr Herz verderben,

„ oder die angeborne Unordnung deſſelben unter„ halten und vermehren kañ; ſo nothwendig es auch „ iſt, ſehr frühzeitig mit denſelben, als mit ver„ nünftigen Weſen umzugehen, die des Nachdenkens „ und der Überzeugung fähig ſind: ſo iſt es den„ noch beinahe unmöglich, dieſe wichtigen Endzwe„ ke ohne allen Gebrauch ſchmerzhafter Mittel „ zu erreichen, ob es gleich eine eben ſo unläug„ bare Erfahrung bleibt, daß, nach den von Natur „ ſehr verſchiedenen Charaktern der Kinder, einige „ der Züchtigung mehr, und andere derſelben weni„ ger bedürfen.“ — Oder:

„ So oft ich mich zurük erinnere, wie ſorgfäl„ tig mein Vater ſchon in meiner früheſten Jugend „ den Geiſt der Frömmigkeit und eine lebhafte Nei„ gung, aus Gehorſam und Liebe gegen das höchſte „ Weſen, tugendhaft zu ſein, in meine Seele zu „ pflanzen ſuchte, und weñ mir mein Gedächtniß „ ſagt, vor welchen Ausſchweifungen, zu denen ich, „ gleich andern, ſtarke Reizungen und Verſuchun„ gen gehabt habe, dieſe Neigung mich bewahret „ hat: ſo fühle ich mich allezeit von den zärtlichen „ Empfindungen der Dankbarkeit durchdrungen, „ ob ich ſie gleich durch nichts beweiſen kañ, als „ nur dadurch, daß ich das Andenken ſeiner Geſin„ nungen erhalte, und durch ſein Beiſpiel ande„ re Väter aufmuntere, Kinder, die ſie glüklich „ zu machen wünſchen, auf eine ähnliche Weiſe zu „ erziehen.“

Wie nun? — Welcher Schwall von Worten! Welche Theurung an Gedanken! Gedanken? „ Daß „ man der ſchändlichen Trunkenheit ſteuren müße; „ daß man die Kinder auch manchmal züchtigen „ müße ꝛc.“ Kañ man abgedroſchene Wahrheiten mit aufgeblaſenern Baken predigen? — Mit dieſen vier Perioden fangen ſich vier verſchiedene Stü-

ke an. Und weñ ich Ihnen verſichere, daß ſich dreiſſig andere nicht viel erträglicher anfangen; daß in allen Mitte und Ende dem Anfange vollkommen gemäß ſind; daß der Verfaſſer ſehr oft mitten in ſeiner Materie noch weit ſchlepender, langweiliger, verworrener wird: werden Sie mir auf mein Wort glauben? — Nicht? Ich begehre es auch nicht. Aber Ihr Athem ſoll es empfinden. Leſen Sie; nehmen Sie dabei alle ihre Gedanken zuſammen: und ſagen Sie mir am Ende, was Sie geleſen haben.

„Da ſich, hebt das dreiſſigſte Stük an, in „unſern Zeiten die Beſtreitung und Verachtung „der Religion ſo weit ausbreitet, daß ſie auch „die Geſpräche des Umganges vergiftet; ſo iſt es „für diejenigen, welche ſich nach ihren äuſſerlichen „Umſtänden in die Geſellſchaften der größern Welt „eingeflochten ſehen, nicht genug, mit den Wahr„heiten ihres Glaubens bekañt zu ſein, und die „Gründe einzuſehen, die einen vernünftigen Bei„fall wirken. Wer Anfälle zu befürchten hat, der „muß ſeine Feinde; er muß ihre Stärke, ihre „Waffen, und die Art wie ſie ſtreiten, kennen, „damit er ſich zur Zeit des Kampfes deſto glük„licher vertheidigen könne. Es ſcheinet zwar, daß „man von den Einwendungen wider die Wahrheit „nicht unterrichtet zu ſein brauche, ſo bald man „ſie nicht aus Vorurtheil und Gewohnheit an„nimt; ſobald man ſie bekeñt, weil es richtige, „überwiegende und unumſtößliche Beweiſe waren, „die uns überredeten. Allein weñ man dieſe Wiſ„ſenſchaft beſizt, und die Schwäche, die Rich„tigkeit, und beſonders auch die Strafbarkeit der „Einwürfe keñt: ſo hat man weniger zu be„fürchten, daß die Ruhe unſers Verſtandes in der „Wahrheit eine unerwartete und gewaltſame Er-

„ſchütterung leiden werde; unſre Vernunft iſt
„ſelbſt vor einer plözlichen Unordnung und Ver=
„dunklung ſichrer; man iſt vorbereiteter und ge=
„übter zu widerſtehen; und iſt der rechtſchaffene
„Mañ, der ſeinen Glauben liebt, nicht verbun=
„den, denen zu widerſtehen, welche die großen
„Grundſäze deſſelben angreifen, und entweder
„durch künſtliche und verblendende Schlüſſe, oder
„durch Einfälle, welche voll Wiz zu ſein ſcheinen,
„ihrer Würde und zugleich ihres Nuzens zu be=
„rauben ſuchen? Vielleicht iſt ſeine Überzeugung
„ſo gewiß und unbeweglich, daß ihn keine Ein=
„würfe irren können; aber weñ er in irgend ei=
„nem geſellſchaftlichen Geſpräche, durch ſolche
„Zudringungen aufgefordert, welche ihn verbin=
„den, beleidigte Wahrheiten zu vertheidigen, auf
„gewiſſe Einwürfe nicht antworten kañ; weñ er
„nicht fähig iſt, ihnen ihren falſchen Schimmer
„von Wahrheit und Vernunft zu nehmen, und
„das Falſche in feindſeligen Beſchuldigungen zu
„entdeken: ſo wird er wider ſeinen Willen die
„ſtolzen Verächter ſeines Glaubens in der Ein=
„bildung beſtärken, daß ſie diejenigen, die ſich für
„verbunden achten, Religion zu haben, weit über=
„ſehen; ſie werden ſein Stillſchweigen und die
„Verwirrung, worein ſie ihn brachten, für einen
„Triumph über ſie ſelbſt halten; und den Schwä=
„chern können ſie vielleiche mit geringerer Mühe
„zur Gleichgültigkeit gegen Wahrheiten verführen,
„die er nicht genug ſchäzet, weil er ſie nicht genug
„unterſucht hat ꝛc.“

Was plaudert der Mañ? Sie werden ihn
ſchon noch einmal leſen müßen. Und weñ Sie
deñ nun ſein bischen Gedanken weg haben; woll=
ten Sie ſich nicht getrauen, es mit dem ſiebenten

Theile ſeiner Worte eben ſo ſtark und ſchöner vorzutragen?

Nun frage ich Sie, weñ dergleichen labyrinthiſche Perioden, bei welchen man dreimal Athem holen muß, ehe ſich der Siñ ſchließet; weñ dergleichen Perioden, die man, geſchrieben oder gedrukt, durch alle ihre verſchränkte und verſchraubte Glieder und Einſchiebſel, kaum mit dem Auge verfolgen kañ, ohne drehend und ſchwindlicht zu werden; weñ dergleichen Perioden uns von der bedächtlichen langſamen Ausſprache eines Kanzelredners Wort für Wort zugezählet würden: ob wohl die feurigſte Aufmerkſamkeit, das beſte Gedächtniß ſie in ihrem ganzen Zuſammenhange faſſen, und am Ende auf einmal überſehen köñte? Nimmermehr. Was habe ich deñ alſo für ein Verbrechen begangen, weñ ich geſagt habe, „der Stil „dieſes Verfaſſers im nordiſchen Aufſeher ſei „der ſchlechte Kanzelſtil eines ſeichten Homileten, „der nur deßwegen ſolche Pneumata herpredige, „damit die Zuhörer, ehe ſie ans Ende derſelben „kommen, den Anfang ſchon mögen vergeſſen ha„ben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn „im geringſten zu verſtehen?“ Habe ich etwas anders als die ſtrengſte Wahrheit geſagt? Freilich iſt das nicht der einzige ſchlechte Kanzelſtil; freilich predigen nicht alle ſeichte Homileten ſo: ſondern nur die ſeichten Homileten predigen ſo, die in Mitternachts Rhetorik das Kapitel von den zuſammengeſezten Perioden nicht ohne Nuzen ſtudirt haben.

Welche invidiöſe Wendung aber Herr Baſedow dieſer meiner Kritik gibt, das iſt ganz unbegreiflich. Alles nämlich, was ich wider dieſen vornehmſten Verfaſſer des nordiſchen Aufſehers ſage, ſoll ich wider den Herrn Hofprediger

Cramer geſagt haben. Von dieſem, dem Herrn Hofprediger Cramer, ſoll ich mit ſchamloſer Dreiſtigkeit, ohne den geringſten Beweis, geſagt haben: „ſein Stil ſei der ſchlechte Kanzelſtil „eines ſeichten Homileten ꝛc.“ — Träumt Herr Baſedow? O, ſo träumt er ſehr boshaft.

Was habe ich deñ mit dem Herrn Cramer zu thun? Iſt Herr Cramer jener vornehmſte von mir getadelte Verfaſſer des nordiſchen Aufſehers: ſo ſei er es immerhin. War ich deñ verbunden, es zu wiſſen? — Doch nein: das will ich nicht einmal für mich anführen. Ich will es gewußt haben. — Geht deñ das wider den Herrn Cramer überhaupt, was wider den Herrn Cramer als nordiſchen Aufſeher geht? Muß die Kritik, die einzelne Blätter von ihm trift, alle ſeine Schriften treffen? Weñ ich zum Exempel zu dem Herrn Baſedow ſagte: Mein Herr, in dieſer Ihrer Ausdehnung meines Tadels, iſt eben ſo wenig Billigkeit als Verſtand! — habe ich damit geſagt: in allen baſedowiſchen Schriften ſei eben ſo wenig Billigkeit als Verſtand?

Ich habe immer geglaubt, es ſei die Pflicht des Kritikus, ſo oft er ein Werk zu beurtheilen vornimt, ſich nur auf dieſes Werk allein einzuſchränken; an keinen Verfaſſer dabei zu denken; ſich unbekümmert zu laſſen, ob der Verfaſſer noch andere Bücher, ob er noch ſchlechtere, oder noch beſſere geſchrieben habe: und nur aufrichtig zu ſagen, was für einen Begrif man ſich aus dieſem gegenwärtigen allein, mit Grund von ihm machen könne. Das, ſage ich, habe ich geglaubt, ſei die Pflicht des Kritikus. Iſt ſie es deñ nicht?

Hätte ich zu verſtehen geben wollen, daß der Vorwurf, den ich dem vornehmſten Verfaſſer des nordiſchen Aufſehers, wegen ſeiner unleidlichen

Schreibart mache, auch allen andern Schriften des Herrn Hofpredigers Cramer zu machen ſei: ſo würde ich es gewiß ausdrüklich geſagt haben; ich würde den Herrn Cramer dabei genañt haben, ſo wie ich es ohne die geringſte Zurükhaltung bei dem allgemeinen Urtheile über ſeine Oden gethan habe. Aber wie koñte ich das hier thun, da ich mir deutlich bewußt war, daß Herr Cramer in ſeinen moraliſchen Abhandlungen, die in den bremiſchen Beiträgen und den vermiſchten Schriften zerſtreuet ſind, dieſe Schreibart nicht habe; daß er dieſe Schreibart von ſeinem Chryſoſtomus und Boſſuet nicht könne gelernt haben? Ob er ſie in ſeinen Predigten hat, daß weiß ich nicht; deñ dieſe habe ich nie geleſen. So viel aber weiß ich, weñ er dieſe Schreibart in ſeinen Predigten hat, daß ich den Herrn Hofprediger bedaure; daß ich ſeine Zuhörer bedaure. Aber es kañ nicht ſein: es muß in ſeinen Predigten mehr Licht, mehr Ordnung, mehr nachdrükliche Kürze herſchen; oder er verkennet die geiſtliche Beredſamkeit ganz. Welcher Prophet, welcher Apoſtel, welcher Kirchenlehrer, hat je das Wort des Herrn in ſolchen ciceroniſchen Perioden verkündiget? In Perioden, die Cicero ſelbſt nur alsdañ flocht, weñ er die Ohren einer unwiſſenden Menge kizeln, weñ er gerichtliche Ränke brauchen, weñ er mehr betäuben, als überzeugen wollte?

Und im Grunde ſind das nichts weniger als ciceroniſche Perioden, die Arthur Ironſide macht. Man ſuche mit Fleiß die allerlängſten aus den Reden des Römers, und ich will verloren haben, weñ man einen einzigen findet, in welchem alle Symmetrie ſowohl unter den Worten, als unter den Gedanken, ſo gewaltig vernachläßigt iſt. Und nur dieſe Symmetrie, von welcher Arthur gar nichts

weiß, macht die langen zuſammengeſezten Perioden erträglich, beſonders weñ ſie eben ſo ſelten eingeſtreuet werden, als es die kurzen und einfachen bei ihm ſind.

Unterdeſſen muß bei dem Herrn Baſedow Cicero doch derjenige ſein, deſſen Beredſamkeit noch größere Armſeligkeiten des Arthur Ironſide deken, und weñ Gott will, gar in Schönheiten verwandeln muß. Sie eriñern ſich der ekelhaften Ausdehnung des Gleichniſſes von einem Menſchen, der ein kurzes und blödes Geſicht hat. 1) Herr Baſedow geſteht zwar ſelbſt, daß dieſes Gleichniß um fünf bis ſechs Zeilen kürzer ſein köñte; aber können Sie ſich einbilden, was er gleichwohl davon ſagt?

„Ich geſtehe es, ſagt er, einige große Schrift„ſteller, die mehr demoſtheniſch als tullianiſch ſind, „würden hier ein ſo ausführliches Gleichniß nicht „gewählt haben. Aber wer war größer, Tullius „oder Demoſthenes? Viele gute Schriftſteller wür„den dies Gleichniß nicht ſo haben ausführen kön„nen, weñ ſie auch gewollt hätten. Aber dieſe „würden auch dadurch gezeigt haben, daß ihnen „eine gewiſſe Art der Größe in der Beredſamkeit „fehle, die man an einem Cramer mit Ehrerbie„tung bewundert.“

Da haben wir's! Nun will ich gern nicht ſtärker in den Herrn Baſedow dringen; nun will ich ihn gern nicht auffordern, mir doch ein ähnliches ſo ausgerektes Gleichniß bei dem Tullius zu zeigen. Deñ weñ er geſtehen müßte, daß auch bei dem Tullius keins anzutreffen wäre, was hätten wir nach der einſichtsvollen Frage: „Aber wer war „größer, Tullius oder Demoſthenes?“ anders zu erwarten, als die zweite Frage: „Aber wer iſt

1) Man ſehe oben S. 266.

„ größer, Tullius oder Cramer?“ — Lieber will ich bewundern, mit Ehrerbietung bewundern und ſchweigen.

Welche verrätheriſche Blike Herr Baſedow in das menſchliche Herz ſchießt! Auch meines liegt ſo klar und aufgedekt vor ſeinen Augen, daß ich darüber erſtaune. — Sie errinnern ſich, daß mir das Blatt, in welchem der nordiſche Aufſeher beweiſen will, „ ein Mañ ohne Religion könne kein recht„ ſchaffener Mañ ſein,“ mißfiel. Ich glaubte, es mißfiele mir deßwegen, weil darin von einem unbeſtim̃ten Saze unbeſtim̃t raiſonnirt werde. Aber nein; mein Mißfallen hat einen andern Grund. Herr Baſedow weiß, daß es mir deßwegen mißfallen habe, „ weil in demſelben einigen, die ich ſelbſt „ für rechtſchaffene Männer halte, dieſer beliebte „ Name abgeſprochen wird.“ Ich erſchrak, als ich dieſe Worte zum erſtenmale las. Ich las ſie noch einmal, um zu ſehen, ob ich wenigſtens nicht ein Vielleicht dabei überhüpft hätte. Aber da war kein Vielleicht. Was Herr Baſedow weiß, daß weiß er ganz gewiß. Allwiſſender Mañ! rief ich aus; Sie kennen mein Herz ſo vollkommen, ſo vollkommen, daß — daß mir das Ihrige ganz Finſterniß, ganz Räthſel iſt. — Mag ich es doch auch nicht kennen!

Die vornehmſte Erinnerung, die ich dem Aufſeher gegen ſeine Erhärtung eines ſo ſtrengen Ausſpruchs machte, war dieſe, daß er das Wort: ein Mañ ohne Religion, in dem Beweiſe ganz etwas anders bedeuten laſſe, als es in dem zu beweiſenden Saze bedeute. Und dieſe Zweideutigkeit habe ich eine Sophiſterei genañt. Der Text iſt luſtig, den mir Herr Baſedow darüber lieſet.

„ Geſezt, ſagt er, daß es mit dieſem Vorwurfe „ auch ſeine Richtigkeit hätte: iſt es nicht ein menſch-

„ licher Fehler der größten Philoſophen, ſich ſelbſt
„ durch eine unvermerkte Zweideutigkeit der Worte
„ zu hintergehen? Niemand hat noch eine Metha-
„ phyſik ohne Fehler geſchrieben, und ich getraue mir
„ zu ſagen, daß die Fehler in dieſer Wiſſenſchaft
„ mehrentheils aus der Zweideutigkeit der Worte
„ entſtehen. Wer nur ſolche Zweideutigkeiten nicht
„ mit Fleiß braucht, um andere zu verblenden, wer
„ in ein ſolches Verſehen nicht oft verfällt, wer ſich
„ nicht, weñ man ihm ſeinen Fehler entdekt hat,
„ durch neue Zweideutigkeiten hartnäkig vertheidi-
„ get: der kañ allemal ein großer und verehrungs-
„ würdiger Mañ ſein, und dem kañ man, ohne Luſt
„ an gelehrten Scheltworten, nicht Sophiſtereien
„ und Fechterſtreiche vorwerfen. Sonſt müßte kein
„ Leibnitz, Wolf, Mosheim, ja kein großer Mañ
„ von ſeinen Beurtheilern mit Recht verlangen kön-
„ nen, daß er mit ſolchen unhöflichen Vorwürfen
„ möchte verſchont bleiben.“

Ich verſtehe von der Höflichkeit nichts, die Herr Baſedow hier prediget. Er nennet gelehrte Scheltworte, was nichts weniger als Scheltworte ſind. Weñ ein groſer Mañ eine Sophiſterei begehet, und ich ſage, daß er eine begangen hat; ſo habe ich das Kind bei ſeinem Namen genañt. Ein anderes wäre es, weñ ich ihn deßwegen einen Sophiſten neñte. Man kañ ſich einer Sophiſterei ſchuldig machen, ohne ein Sophiſt zu ſein: ſo wie man eine Unwahrheit kañ geſagt haben, ohne darum ein Lügner zu ſein: ſo wie man ſich betrinken kañ, ohne darum ein Trunkenbold zu ſein. Herr Cramer iſt ein großer und verehrungswürdiger Mañ. Nun ja; und er ſoll es auch bleiben. Aber was verbindet mich deñ, von einem großen und verehrungswürdigen Manne in dem Tone eines kriechenden Clienten zu ſprechen? Und iſt das der Ton, der einem großen und verehrungswürdi-

gen Manne gefällt? Ein ſolcher Mañ ſieht auf die Wahrheit, und nicht auf die Art, wie ſie geſagt wird; und hat er ſich wo geirrt, ſo iſt es ihm unendlich lieber, weñ man ohne Umſtände ſagt: das und das dünkt mich eine Sophiſterei: als weñ man viel von menſchlichen Fehlern der größten Philoſophen präliminiret, und ihn um gnädige Verzeihung bittet, daß man es auch einmal ſo gemacht hat, wie er es macht, daß man auch einmal ſeinen eigenen Verſtand gebraucht hat.

So viel von der Höflichkeit meiner Erinnerung. Nun hören Sie, wie Herr Baſedow beweiſen will, daß mein Tadel auch ungegründet und falſch ſei. Er angliſiret in dieſer Abſicht das ganze Blatt; und es iſt nöthig, daß ich Ihnen das Skelet, welches er davon macht, vor Augen lege.

„Saz. Keine Rechtſchaffenheit iſt ohne „Religion.“

„Erſter Beweis. Ein Rechtſchaffener ſucht „die Pflichten, die aus ſeinen Verhältniſſen ge„gen andere folgen, alleſamt getreu und ſorgfältig „zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen „Gott, welche ein Menſch ohne Religion „nicht zu erfüllen trachtet.“

„Erſter Zuſaz. Polidor, deſſen uner„ſchöpflicher Wiz über Lehren ſpottet, die er „niemals unterſucht hat, und Lehren lächerlich „macht, ohne ſich darum zu bekümmern, ob ſie „es verdienen, iſt alſo kein rechtſchaffener Mañ, „ob er gleich ſeine Zuſage hält, und zuweilen „mitleidig iſt, welches vielleicht noch eine Wir„kung des in der Jugend gelernten Katechismus „ſein kañ, den er nunmehr verachtet.“

„Zweiter Zuſaz. Der Menſch hat eine „natürliche Neigung zu denen Handlungen, die, „weñ ſie aus dem rechten Grunde geſchehen,

„ rechtſchaffen heiſſen. Aber dieſe Neigung iſt in „ hohem Grade ſchwach und unzuverläßig.“

„Zweiter Beweis. Ein Rechtſchaffener muß „ eine gründliche Erkeñtniß von den Gegenſtänden „ haben, gegen welche man rechtſchaffen handeln „ muß. Indem er zu dieſer Erkeñtniß kömt, ge„ langt er auch zur natürlichen Erkeñtniß Gottes; „ und durch dieſe zum Wunſche einer Offenbarung. „ Alsdañ hat er die Pflicht, eine vorgegebene Offen„ barung ohne ſorgfältige Unterſuchung nicht zu „ verwerfen, viel weniger zu verſpotten. Thut er „ es, ſo iſt er (vermöge des erſten Beweiſes) nicht „ rechtſchaffen.“

„Dritter Beweis. Wegen der Macht der „ Leidenſchaften iſt nicht zu erwarten, daß ein „ Menſch, der weder geoffenbarte noch natür„ liche Religion hat, die geſellſchaftlichen Pflichten „ zu erfüllen geneigt ſei, und alſo in dieſer einge„ ſchränkten Bedeutung ein rechtſchaffener Mañ ſein „ köñte. Man hat aber beſſern Grund, es zu hoffen, „ weñ er die Religion in ſeinem Verſtande für wahr „ hält, und ſein Herz zur Ausübung derſelben ge„ wöhnt.“

Was für eine kleine, unanſehnliche, gebrechliche Schöne iſt der nordiſche Aufſeher, weñ man ihm ſeine rauſchende Einkleidung, ſeinen rhetoriſchen Flitterſtaat, ſeine Kothurnen nimt! Eine ſolche Venus kañ nicht ſagen: ich bin nakend mächtiger, als gekleidet. Gegen ſie darf Minerva nur ihre Eule zu Felde ſchiken. — Doch lieber keinen Wiz! Herr Baſedow iſt ein Todfeind von allem Wize. Er erwartet Gründe; und wie können Gründe bei Wiz beſtehen?

Erlauben Sie mir alſo, eine ganz trokene Prüfung der drei Beweiſe, wie ſie Herr Baſedow ausgezogen hat, anzuſtellen. — Vor allen Dingen

muß ich wegen der Bedeutung des Worts: ein Mañ ohne Religion, mit ihm einig werden. Ein Mañ ohne Religion alſo heißt entweder ein Mañ, der kein Chriſt iſt, der diejenige Religion nicht hat, die ein Chriſt vorzüglicher Weiſe die Religion nennet: das iſt die erſte Bedeutung. Oder es heißt ein Mañ, der gar keine geoffenbarte Religion zugibt; der weder Chriſt, noch Jude, noch Türke, noch Chineſer ꝛc. weiter als dem Namen nach iſt, der aber eine natürliche Religion erkeñt, und die Wahrheiten derſelben auf ſich wirken läßt: das iſt die zweite Bedeutung. Oder es heißt ein Mañ, der ſich weder von einer geoffenbarten, noch von der natürlichen Religion überzeugen kañ; der alle Pflichten gegen ein höheres Weſen läugnet: das iſt die dritte Bedeutung. Mehr als dieſe drei Bedeutungen ſollte das Wort: ein Mañ ohne Religion, nicht haben. Allein, ich weiß nicht wie es gekommen iſt, daß man ihm auch eine vierte gibt, und einen Mañ — ich will ſogleich den rechten Ausdruk brauchen — einen Narren oder Böſewicht darunter verſtehet, der über alle Religion ſpottet.

Nun laſſen Sie uns ſehen, auf welche von dieſen vier Bedeutungen der erſte Beweis paſſet. „Ein „Rechtſchaffener ſucht die Pflichten, die aus ſeinen „Verhältniſſen gegen andere folgen, alleſamt getreu und ſorgfältig zu erfüllen. Und man hat „auch Pflichten gegen Gott, welche ein Menſch „ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet.“ Gut. Aber was für ein Menſch ohne Religion? In der erſten Bedeutung? Nein. Deñ iſt er ſchon kein Chriſt, ſo erkennet er doch als Türke oder Jude ꝛc. Pflichten gegen Gott, und trachtet dieſe Pflichten zu erfüllen. In der zweiten Bedeutung? Auch nicht. Deñ auch dieſer erkennet

Pflichten gegen Gott, die er zu erfüllen trachtet, obgleich nur aus der Vernunft erkañte, und nicht geoffenbarte Pflichten. Ob es bei jenem die rechten Pflichten ſind; ob ſie bei dieſem hinlänglich ſind: das iſt hier die Frage nicht. Genug, jener glaubt, daß es die rechten ſind; dieſer glaubt, daß ſie hinlänglich ſind. Alſo wird der Beweis wohl auf die dritte Bedeutung paſſen? Auf einen Menſchen, der gar keine Pflichten gegen ein höchſtes Weſen erkennet? Eben ſo wenig. Deñ gegen dieſen iſt der gegenwärtige Beweis ein offenbarer Zirkel? Man ſezt nämlich das, was er läugnet, als bewieſen voraus, und bringt in die Erklärung der Redlichkeit Pflichten, die er für keine Pflichten erkennet. Sollte dieſer Beweis gelten, ſo mag ſich der Herr Hofprediger Cramer in Acht nehmen, daß ihn ein Papiſt nicht gegen ihn ſelbſt kehret, und in der nämlichen Form von ihm erhärtet, daß er kein guter Chriſt ſei. Der Papiſt dürfte nämlich nur ſagen: „Ein guter Chriſt ſu„chet die Pflichten, die ihm ſeine Religion auf„legt, alleſamt getreu und ſorgfältig zu erfüllen. „Nun legt ihm dieſe auch Pflichten gegen den Pabſt „auf, die Pflicht nämlich, dieſes Oberhaupt der „Kirche für untrüglich zu halten, welche Herr Cra„mer nicht zu erfüllen trachtet.“ Der Beweis wäre lächerlich; aber köñte Herr Cramer im Ernſt etwas anderes darauf antworten, als was der Mañ ohne Religion in unſerer dritten Bedeutung, zu ſeiner Vertheidigung vorbringen würde? Das iſt unwiderſprechlich, ſollte ich meinen. Alſo zur vierten Bedeutung. Gilt der Beweis gegen einen Mañ, der über alle Religion ſpottet? Hier gibt es zu unterſcheiden. Entweder er ſpottet darüber, weil er von der Falſchheit aller Religion überzeugt iſt; oder er ſpottet darüber, ohne dieſe Überzeugung zu

haben. In dem erſten Falle trift ihn der Beweis eben ſo wenig, als den Mañ ohne Religion in der dritten Bedeutung. In dem andern Falle aber iſt er ein Raſender, dem man ſchlechterdings die geſunde Vernunft, und nicht blos die Religion abſprechen muß. Gegen dieſen hat Herr Cramer Recht; vollkommen Recht: ein Raſender, ein Mañ ohne geſunde Vernunft, kañ kein rechtſchafner Mañ ſein.

Und das hat Herr Cramer mit ſeinem erſten Beweiſe bewieſen! Doch die Wahrheit iſt mir zu lieb, als daß ich ihm hier nicht mehr einräumen ſollte, als er bewieſen hat. Aus ſeinem Beweiſe erhellt es zwar nicht, daß derjenige, der über die Religion ſpottet, weil er von der Falſchheit derſelben überzeugt iſt, kein rechtſchafner Mañ ſei; aber dennoch iſt es wahr: er iſt keiner. Allein er iſt nicht deßwegen kein rechtſchafner Mañ, weil er keine Religion hat, ſondern weil er ſpottet. Wer gibt ihm das Recht, über Dinge zu ſpotten, die unzählige Menſchen für die heiligſten auf der Welt halten? Was kañ ihn entſchuldigen, weñ er durch Spöttereien arme Blödſinnige um ihre Ruhe, und vielleicht noch um ein mehreres bringt? Er verräth Liebloſigkeit, wenigſtens Leichtſiñ; und handelt unrechtſchaffen an ſeinen Nächſten. Deñ auch ſogar ein Chriſt, der gegen Mahometaner über den Mahomet ſpotten, weiter nichts als ſpotten wollte, würde kein rechtſchafner Mañ ſein. Er lehre, weñ er glaubt, daß ſeine Lehren anſchlagen werden; und ſei überzeugt, daß jede Unwahrheit, die er aufdekt, ſich ohne ſein Zuthun von ſelbſt verſpotten wird.

Bei dem allen ſcheinet es, als habe es Herr Cramer ſelbſt empfunden, daß er hier nicht eigentlich mit einem Manne ohne Religion, ſondern mit einem Religionsſpötter zu thun ha-

be; und zwar auch nur mit dieſem, in ſofern er ſpottet, und nicht in ſofern er keine Religion hat. Den̄ was iſt ſein Polidor, den er in dem erſten Zuſaze ſeines Beweiſes zu einem Exempel eines Mannes ohne Religion macht, anders, als ein Religionsſpötter? Und zwar noch dazu einer von den allerdüm̄ſten, dem man unmöglich einen Funken Menſchenverſtand zugeſtehen kan̄; „den̄ er „ſpottet über Lehren, die er niemals unterſucht „hat, und macht Lehren lächerlich, ohne ſich darum „zu bekümmern, ob ſie es verdienen.“ Und das heißt ein Man̄ ohne Religion? Es gemahnt mich nicht anders, als wen̄ man einen Lahmen beſchreiben wollte: „ein Lahmer ſei ein Menſch ohne Flügel.“

Ich wende mich zu dem zweiten Beweiſe.

„Ein Rechtſchaffener muß eine gründliche Er„ken̄tniß von den Gegenſtänden haben, gegen welche „man rechtſchaffen handeln muß. Indem er zu „dieſer Erken̄tniß köm̄t, gelangt er auch zur natür„lichen Erken̄tniß Gottes; und durch dieſe zum „Wunſche einer Offenbarung. Alsdan̄ hat er die „Pflicht, eine vorgegebene Offenbarung, ohne ſorg„fältige Unterſuchung, nicht zu verwerfen, viel we„niger zu verſpotten. Thut er es; ſo iſt er (ver„möge des erſten Beweiſes) nicht rechtſchaffen.“

Das iſt ein Beweis? und ein zweiter Beweis? Wen̄ doch Herr Baſedow ſo gut ſein wollte, ihn in eine ſyllogiſtiſche Form zu bringen. Doch er fühlt es ſelbſt, daß dieſes Geſchwäz auf den erſten Beweis hinausläuft; daß es weiter nichts iſt, als der erſte Beweis auf den Religionsſpötter näher eingeſchränkt. Und in wiefern der Saz von dieſem gilt, darüber habe ich mich erklärt. Er gilt von ihm, nicht in ſofern er keine Religion hat, ſondern in ſofern er ſpottet.

Alſo der dritte Beweis:

„ Wegen der Macht der Leidenſchaften iſt nicht „ zu erwarten, daß ein Menſch, der weder geoffen= „ barte, noch natürliche Religion hat, die geſell= „ ſchaftlichen Pflichten zu erfüllen geneigt ſei, und „ alſo in dieſer eingeſchränkten Bedeutung ein recht= „ ſchafner Mañ ſein könne. Man hat aber beſſern „ Grund es zu hoffen, weñ er die Religion in ſei= „ nem Verſtande für wahr hält, und ſein Herz zur „ Ausübung derſelben gewöhnt. “

Auch dieſes Raiſonnement iſt kein Beweis unſers Sazes. Herr Baſedow hat für gut befunden, meine Einwendung dagegen gar nicht zu verſtehen. Ich ſage nämlich: hier iſt die ganze Streitfrage verändert; anſtatt zu beweiſen, daß ohne Religion keine Rechtſchaffenheit ſein könne, ſucht man nur taliter qualiter ſo viel zu erſchleichen, daß es wahrſcheinlicher ſei, es werde eher ein Mañ von Religion, als ein Mañ ohne Religion, rechtſchaffen handeln. Aber weil jenes wahrſcheinlicher iſt, iſt dieſes darum unmöglich? Und von der Unmöglichkeit iſt gleichwohl in dem Saze die Rede: „ es kañ keine „ Rechtſchaffenheit ohne Religion ſein. “ Herr Baſedow ſagt ſelbſt: „ es ſolle dieſem Beweiſe der „ zweite Zuſaz zur Einleitung dienen. “ Und wie lautet der zweite Zuſaz?

„ Der Menſch hat eine natürliche Neigung zu „ denen Handlungen, die, weñ ſie aus dem rech= „ ten Grunde geſchehen, rechtſchaffen heiſſen. Aber „ dieſe Neigung iſt in hohem Grade ſchwach und „ unzuverläßig. “

Warum iſt ſie ſo ſchwach und unzuverläßig? „ Wegen der Gewalt der Leidenſchaften. “ Und dieſe zu bändigen, das lehrt uns nur die Religion? Oder haben wir nicht auch hinlängliche Gründe, unſere Leidenſchaften der Vernunft zu un=

terwerfen, die mit unſern Verhältniſſen gegen ein höchſtes Weſen in gar keiner Verbindung ſtehen? Ich ſollte es meinen. Haben wir nun dergleichen; ſo kañ jene natürliche Neigung zu rechtſchaffenen Handlungen, ſo ſchwach und unzuverläßig ſie wegen der Leidenſchaften immer ſein mag, weñ wir dieſe ihre Hinderniſſe aus dem Wege räumen, auch ohne Religion ſtark und zuverläßig werden. Und kañ ſie das, wie ſteht es um den cramerſchen Beweis? Iſt es nicht offenbar, daß er ihn durch dieſen Zuſaz ſelbſt untergraben hat? Herr Baſedow ſage nicht: „aber die Religion gibt uns noch mehr „Gründe, unſere Leidenſchaften zu bemeiſtern ꝛc.“ Das gebe ich zu.

Allein, habe ich damals ſchon erinnert, kōmt es deñ bei unſern Handlungen blos auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Intenſion derſelben? Kañ nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernſtlich nachgedacht habe, eben ſo viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigſten Theil von jenem Nachdenken geſchenkt habe? Weñ Herr Baſedow das nicht verſteht, ſo kañ ich ihm freilich nicht helfen; und man muß ihm erlauben, ſo lange zu ſchwazen als er will.

Und wahrhaftig, ſein Geſchwäz erregt Mitleiden. Er räumt es ein, daß ein Mañ ohne Religion ein ſehr unbeſtim̄tes Wort ſei; aber doch meinet er, habe Herr Cramer nicht nöthig gehabt, es zu beſtimmen. Und warum nicht?

„Der Herr Hofprediger, ſagt er, trägt im nor„diſchen Aufſeher kein Syſtem vor, und hat die Ab„ſicht nicht, allen möglichen Chikanen eines Widerſa„chers auszuweichen. Sonſt hätte er allerdings aus„drüklich anzeigen müßen, ob er unter einem Manne

„ ohne Religion einen ſolchen verſtehe, der gar „ keine hat, oder nur denjenigen ꝛc.“

Kañ man eine gröſſere Abſurdität ſagen? Deſswegen, weil der Herr Hofprediger kein Syſtem ſchreibt, darf er unter ebendemſelben Worte bald das, bald jenes verſtehen? Herr Baſedow wird nie ein Syſtem ſchreiben; ich wette darauf.

„ In dem erſten Beweiſe, fährt er fort, meinet Herr Cramer einen Mañ ohne alle Religion; in dem zweiten einen leichtſinnigen Spötter der Religion; und in dem „ dritten wieder einen Mañ ohne alle Religion. Als dem Verfaſſer eines Wochenblatts, „ verſichert er, ſei ihm dieſe Vertauſchung erlaubt „ geweſen; und ich verdiene den Abſcheu der „ Welt, und habe das ſchwärzeſte Laſter „ begangen, weil ich Böſewicht geglaubt habe: „ der nordiſche Aufſeher müße und wolle in dieſer „ ganzen Abhandlung den Saz: ohne Religion „ iſt keine Rechtſchaffenheit, in einer und „ derſelben Bedeutung verſtehen.“

Das habe ich leider geglaubt. Ja, ich habe ſogar geglaubt, daß Herr Cramer unter einem Mañ ohne Religion blos einen Mañ verſtehe, der die chriſtliche Religion in Zweifel ziehet. Deñ ich Böſewicht ſezte voraus, Herr Cramer werde doch etwas haben ſagen wollen; er werde doch lieber etwas falſches, das ihm aber wahr ſcheine, als gar nichts habe ſagen wollen. Nun aber, da uns Herr Baſedow ſein Wort gibt, daß Herr Cramer wirklich gar nichts habe ſagen wollen; muß ich mich freilich auf den Mund ſchlagen. Sie glauben nicht, wie ſehr ich mich ſchäme! Wollte doch der Himmel, „ daß ich mich vor den Augen der Welt verbergen „ kõnte.“

Herrn Cramer muß es alſo hier gegangen ſein, wie es allen geht, die ihre Gedanken unter der Feder reif werden laſſen. Man glaubt eine große Wahrheit erhaſcht zu haben; man will ſie der Welt in's Licht ſezen: indem man damit beſchäftiget iſt, fängt man ſelbſt an, ſie deutlicher und beſſer einzuſehen; man ſieht, daß ſie das nicht iſt, was ſie in der Entfernung zu ſein ſchien; unterdeſſen hat man sein Wort gegeben; das will man halten: man dreht ſich jezt ſo, jezt anders; man geht unmerklich von ſeinem Ziele ab, und ſchließt endlich damit, daß man etwas ganz anders beweiſet, als man zu beweiſen verſprach: doch immer mit der Verſicherung, daß man das Verſprochene bewieſen habe.

Amphora coepit
Institui, currente rota — urceus exit.

„Ohne Religion kañ keine Rechtſchaf„fenheit ſein!“ Dieſen großen Saz wollte Herr Cramer beweiſen, um alle Gegner der Religion, wo nicht auf einmal in die Enge zu treiben, doch wenigſtens ſo zu brandmarken, daß ſich keiner ſeiner Entfernung von der Religion mehr öffentlich rühmen dürfte. Der Vorſaz war vortreflich, und eines eifrigen Gottesgelehrten würdig. Schade nur, daß ſich die Wahrheit nicht immer nach unſern guten Abſichten bequemen will. Nicht will? O, ſie wird müßen: wir verſtehen uns auf's Beweiſen.

„Deñ, ſagt Herr Cramer, ein Menſch, welcher „ſich rühmet, daß er keine Pflicht der Rechtſchaffen„heit vernachläßige, ob er ſich gleich von demjeni„gen befreit achtet, was man unter dem Namen „der Frömmigkeit begreift, iſt — ein Lügner, „muß ich ſagen, weñ ich nicht ſtrenge, ſondern „nur gerecht urtheilen will; weil er ſelbſt geſtehet, „kein rechtſchaffener Mañ gegen Gott zu „ſein.“

Da ſtehet der Beweis; und er iſt noch dazu ſchön geſagt. Nun will Herr Cramer weiter gehen. Aber indem überlegt er ſeinen Beweis noch einmal: „Ein Rechtſchaffener ſucht alle Pflichten zu erfül„len, auch die Pflichten der Religion; nun ſucht „ein Mañ ohne alle Religion dieſe nicht zu erfül„len, ergo“ — „Deñ er hält ſie für keine Pflich„ten:“ fällt ihm ein, ehe er ſein Ergo ausdenkt. „Er hält ſie für keine? das iſt etwas anders. So „fällt mein Beweis in die Brüche. Ich ſtriche ihn „gern aus, weñ ich nicht alles ausſtreichen müßte: „Ich muß ſehen, wie ich mir helfe.“

Geſchwind ſchlägt er alſo die Volte, und ſchiebt uns für einen Mañ ohne alle Religion, einen Religionsſpötter, einen Dum̃kopf unter, der über Lehren ſpottet, die er niemals unterſucht hat. — „Und ſo einer „kañ doch kein rechtſchafner Mañ ſein? — Kein „Menſch wird ihn dafür erkennen. — Kein Menſch? „Ja, nun habe ich zu wenig bewieſen. Vorhin zu „viel, jezt zu wenig: wie werde ich es noch ma„chen, daß ich mich mit meinem frommen Paro„doxo durchbringe?“

So denkt er, und ſchleicht ſich ſtillſchweigend aus dem Paradoxo in die angränzende Wahrheit. Anſtatt zu beweiſen, daß ohne Religion keine Rechtſchaffenheit ſein könne, beweiſet er, daß da, wo Religion iſt, eher Rechtſchaffenheit zu vermuthen ſei, als wo keine iſt. Das, ſage ich, beweiſet er; verſichert aber, jenes bewieſen zu haben, und ſchließt. — Nun ihr Herrn Baſedows:

Jovis summi causa clare plaudite!

Wie geſagt: ſo muß es Herrn Cramer hier gegangen ſein. Er verſprach, etwas zu beweiſen, wobei wir alle die Ohren ſpizten, und currente calamo

bewies er etwas, was keines Beweiſes bedarf. Ich aber, der ich mir dieſes von Herrn Cramer nicht ſogleich einbilden konte, that ihm dabei Unrecht, blos weil ich ihm nicht gern Unrecht thun wollte. Ich glaubte nämlich: er verſtehe unter einem Manne ohne Religion, einen Mañ ohne Chriſtentum; ich hielt ihn für einen übertriebenen Eiferer, um ihn für keinen Mañ zu halten, der ſo ſchreibt, als es in der Hize des Diſpüts kaum zu reden erlaubt iſt.

Die Verlegenheit, in die mich Herr Baſedow in Anſehung des zweiten Mitarbeiters an dem nordiſchen Aufſeher, des Herrn Klopſtock, mit aller Gewalt ſezen will, hat mich von Grund des Herzens lachen gemacht.

„Auch das 25 Stük, von einer dreifachen „Art über Gott zu denken, deſſen Verfaſſer „der Herr Klopſtock iſt, wird von dem Herrn Jour„naliſten ſehr feindſelig angegriffen. Er muß ver„muthlich das klopſtockiſche Sigel nicht darauf „geſehen haben, wie auf andern Stüken deſſelben „Verfaſſers, von welchem er mit Hochachtung „redet.“

Herr Baſedow will vermuthlich hier ſpotten. Vermuthlich aber wird der Spott auf ihn zurükfallen. Deñ geſezt, ich hätte allerdings das klopſtockiſche Sigel darauf erkañt: was weiter? Hätte ich es blos deßwegen, ohne fernere Unterſuchung, für gut, für vortreflich halten ſollen? Hätte ich ſchließen ſollen: weil Herr Klopſtok dieſes und dieſes ſchöne Stük gemacht hat, ſo müßen alle ſeine Stüke ſchön ſein? Ich danke für dieſe Logik.

„Herr Klopſtock, heißt es an einem andern „Orte, ſo gewogen der Kritikus ſich demſelben „auch anſtellt ꝛc.“ Anſtellt? Warum deñ anſtellt? Ich kenne den Herrn Klopſtock von Per=

ſon nicht; er wohnt in Kopenhagen, ich in **; ich kañ ihm nichts ſchaden, er ſoll mir nichts helfen: was hätte ich deñ alſo nöthig, mich gegen ihn anzuſtellen? Nein, ich verſichere den Herrn Baſedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopſtock in allem Ernſte gewogen bin; ſo wie ich allen Genies gewogen bin. Aber deßwegen, weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, muß er überall bei mir Recht haben? Mit Nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige mit ſamt ſeinem Reiter den Hals brechen kañ, über welchen der bedächtige Eſel, ohne zu ſtraucheln, gehet.

Wer heißt den Herrn Klopſtock philoſophiren? So gewogen bin ich ihm freilich nicht, daß ich ihn gern philoſophiren hörte. Und können Sie es glauben? Herr Baſedow ſelbſt iſt in dem gedachten Stüke nicht ganz mit ihm zufrieden! Sie wiſſen, was ich dagegen erinnert habe. Erſtlich, daß er uns mit ſeiner dritten Art über Gott zu denken nichts neues ſage; das Neue müßte deñ darin liegen, daß er das denken nennet, was andere empfinden heiſſen. Das räumet Herr Baſedow ein, und fragt blos:

„Ob man deñ über alle Dinge etwas neues ſagen müße? Und ob deñ Herr Klopſtock nicht das „Recht gehabt habe, das Wort denken anders zu „nehmen, als es in der üblichen Sprache einiger „Syſteme genommen werde?“

Ich ſelbſt habe ihm dieſes Recht zugeſtanden, und nur wider den Irrtum, auf welchen er dadurch verfallen iſt, proteſtiret; als worin mein zweiter Einwurf beſtand. Er ſagt nämlich, daß man durch die dritte Art über Gott zu denken auf neue Wahrheiten von ihm kommen köñte, weñ

die Sprache nicht zu arm und ſchwach wäre, das, was wir dabei dächten, auszudrüken. Ich ſage: keine neue Wahrheiten! Und was ſagt Herr Baſedow?

„Ich geſtehe, es wäre vielleicht nicht ganz ab„zurathen geweſen, den Ausdruk: neue Wahr„heiten, zu vermeiden, oder ihn vielmehr zu „erklären.“

Das geſteht Herr Baſedow, und doch zankt er mit mir. Ja freilich; weñ es erlaubt iſt, allen Worten einen andern Verſtand zu geben, als ſie in der üblichen Sprache der Weltweiſen haben: ſo kañ man leicht etwas neues vorbringen. Nur muß man mir auch erlauben, dieſes Neue nicht immer für wahr zu halten.

Aber wieder auf das Vorige zu kommen: Hätte ich wirklich das klopſtockiſche Sigel auf dem gedachten Stüke nicht geſehen? O nur allzu deutlich; und ich dächte, ich hätte es auch nur allzu deutlich zu verſtehen gegeben. Ich ſchrieb nämlich: „Ich ver„denke es dem Verfaſſer ſehr, daß Er ſich bloß ge„geben, ſo etwas auch nur vermuthen zu können.“ Dieſes Er war nicht umſonſt in dem Manuſcripte unterſtrichen; ward nicht umſonſt mit Schwabacher gedrukt. Dieſes Er war Herr Klopſtock. Deñ Herr Baſedow wird wohl wiſſen, wofür die Gottſchede und Hudemanne Herrn Klopſtock halten. Dieſer Leute wegen that es mir im Ernſt leid, daß Er eine Theorie verrathen habe, die ihren kahlen Beſchuldigungen auf gewiſſe Weiſe zu Statten komme.

Und ſo wenig ich aus des Herrn Klopſtocks Philoſophie mache, eben ſo wenig mache ich aus ſeinen Liedern. Ich habe davon geſagt: „ſie wären „ſo voller Empfindung, daß man oft gar nichts „dabei empfinde.“ Herr Baſedow hingegen ſagt

von dem Liede, von welchem damals vornehmlich die Rede war: „Es iſt, wie mich dünkt, ganz ſo „gedankenreich und ſchön, wie die folgende Strophe:

„Jeſus, Gott, wird wiederkommen.
„Ach, laß uns dan̄ mit allen Frommen
„Erlöſt zu deiner Rechten ſtehn!
„Ach, du müßeſt, wen̄ in Flammen
„Die Welt verſchmilzt, uns nicht verdammen!
„Laß alle kämpfen, dich zu ſehn!
„Dan̄ ſez auf deinen Thron
„Die Sieger, Gottes Sohn,
„Hoſianna!
„Zur Seligkeit
„Mach uns bereit,
„Durch Glauben, durch Gerechtigkeit.“

Das nen̄t Herr Baſedow gedankenreich? — Iſt das der Dichter, der jenen Traum von Sokrates gemacht hat? — Damit aber Herr Baſedow und Seinesgleichen nicht etwa meinen mögen, daß mein Urtheil über die klopſtockiſchen Lieder ein bloßer wiziger Einfall ſei, ſo will ich ihnen ſagen, was ich dabei gedacht habe. Es kan̄ wahr ſein, dachte ich, daß Herr Klopſtock, als er ſeine Lieder machte, in dem Stande ſehr lebhafter Empfindungen geweſen iſt. Weil er aber blos dieſe ſeine Empfindungen auszudrüken ſuchte, und den Reichtum von deutlichen Gedanken und Vorſtellungen, der die Empfindungen bei ihm veranlaßt hatte, durch den er ſich in das andächtige Feuer geſezt hatte, verſchwieg, und uns nicht mittheilen wollte: ſo iſt es unmöglich, daß ſich ſeine Leſer zu eben den Empfindungen, die er dabei gehabt hat, erheben können. Er hat alſo, wie man im Sprichworte zu ſagen pflegt, die Leiter nach ſich gezogen, und uns dadurch Lieder geliefert, die, von Seiten ſeiner, ſo

voller Empfindungen ſind, daß ein unvorbereiteter Leſer oft gar nichts dabei empfindet. Der hamburgiſche Anzeiger ſagt, es ſei ihm dieſes mein Urtheil eben ſo vorgekommen, „als ob je„mand von Leſſings ſchönen Fabeln urtheilen „wollte, ſie wären ſo wizig, daß ſie oft ganz aber„wizig darüber würden.“ Der Herr verſuche nunmehr, ob er in ſeine Inſtanz eben den richtigen Siñ legen kañ, der in meinem Urtheile liegt. Deſto ſchlimmer aber für Leſſingen, weñ ſeine Fabeln nichts als wizig ſind!

(Gegen Hermann Axel, den ſchweizeriſchen Fabuliſten.)

Sie kennen doch den äſopiſchen Zahnſchreier, Herman̄ Axel, [1]) den die ſchweizeriſchen Kunſtrichter vor einigen Jahren mit ſo vieler zujauchzenden Bewunderung austrommelten? Er unterſchied ſich von andern Zahnſchreiern beſonders dadurch, daß er ſehr wenig redete. Wen̄ er aber ſeinen Mund aufthat, ſo geſchah es allezeit mit einer Fabel. Der ſchnakiſche Man̄ war in der Schweiz überall willkommen; er durfte ungebeten bei den Tafeln und Gaſtmälern vornehmer und geringer Perſonen erſcheinen; man hielt dafür, daß ſeine Zeche durch die Fabeln, die er unter die Geſpräche miſchte, überflüſſig bezahlt ſei. Unter andern wußte er ſehr viel von Gauchlingen zu erzählen: „wie die „Gauchlinger über ihre böſe Bach rathſchlagen; „wie die Gauchlinger nicht Spizhoſen anſtätt „Pluderhoſen tragen wollen; wie die Gauchlin„ger ꝛc.“ Alle dieſe Gauchlingiana haben ſeine Freunde zu Papiere gebracht, und ſie in den freimüthigen Nachrichten, in den kritiſchen Briefen, in der Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln, zum erſten, zweiten, dritten, und der Himmel gebe, leztenmale druken laſſen.

Das alles wiſſen Sie. Aber wiſſen Sie auch, daß Herman̄ Axel noch lebt? daß er nunmehr auf ſeine eigene Hand ein Autor geworden iſt? Seine allzu gutwilligen Zuhörer hatten ihn und den Äſopus ſo oft zuſammen genan̄t, bis er ſich wirklich für einen zweiten Patäkus, ὅς εφασκε την Αισωπȣ

1) (In Bodmers neuen kritiſchen Briefen, welche 1749 zuerſt herauskamen, war der launig ſein ſollende Charakter eines Fabelmachers unter dieſem Namen angeführt, und hernach mehrmals gebraucht worden.)

ψυχην εχειν, [1]) gehalten. Nun fiel Leſſingen vor kurzem ein, an dieſer Seelenwanderung zu zweifeln, und verſchiedenes wider die axeliſche Fabeltheorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer beſſer kennen ſollen. Er hätte wiſſen ſollen, daß ſie den geringſten Widerſpruch mit der plumpſten Schmähſchrift zu rächen gewohnt ſind. Hermañ Axel ſpricht zwar wenig; aber er kañ deſto mehr ſchreiben. Er wird eine Sündfluth von Fabeln wider ihn ausſchütten. Er wird mit Stopen und Kräuterbündeln um ſich werfen. Er wird — alles thun, was er wirklich im folgenden Buche gethan hat: Leſſingiſche unäſopiſche Fabeln: enthaltend die ſiñreichen Einfälle und weiſen Sprüche der Thiere. Nebſt damit einſchlagender Unterſuchung der Abhandlung Herrn Leſſings von der Kunſt, Fabeln zu verfertigen. [2])

Dieſes Buch, welches um die Hälfte ſtärker iſt, als die leſſingiſchen Fabeln ſelbſt, hat ſo viel ſonderbare Seiten, daß ich kaum weiß, von welcher ich es Ihnen am erſten bekañt machen ſoll. So viel läßt ſich gleich aus dem Titel abnehmen, daß es aus Fabeln und Abhandlungen beſtehet. Jene ſollen ſpöttiſche Parodien auf Leſſings Fabeln ſein; und in dieſen ſoll die leſſingiſche Theorie von den Fabeln mit Gründen beſtritten werden. Hermañ Axel dünkt ſich in Schimpf und Ernſt Maître passé: er will nicht blos die Lacher auf ſeiner Seite haben, ſondern auch die denkenden Köpfe; er fängt mit Frazengeſichtern an, und hört mit Runzeln auf. Aber woher weiß ich es, werden Sie fragen, daß Hermañ Axel der Verfaſſer von dieſen leſſingiſchen unäſopiſchen Fabeln iſt? Woher? Er hat ſich ſelbſt

1) Plutarch im Leben des Solons. 2) Zürich. 8.

dazu bekañt, indem er verſchiedene von den Fabeln, die ihm in den kritiſchen Briefen beigelegt werden, hier wieder aufwärmt, und zum viertenmale druken läßt. Mit was für Recht köñte er das thun, weñ nicht dieſe ſowohl als jene ſeine wären; weñ er nicht beide für Geburten von ihm erkañt wiſſen wollte?

Leſen Sie nur gleich die erſte Fabel, um alle die Beſchuldigungen auf einmal zu überſehen, die er ſeinem wizigen Antagoniſten macht. Wizig iſt hier ein Schimpfwort, muß ich Ihnen ſagen. Deñ mit allem würde Leſſing vor ihm noch eher Gnade finden, als mit ſeinem Wize. Den kañ er durchaus nicht leiden.

Die neue Fabeltheorie.

„Ich ſaß an einem murmelnden Bache auf ei„nem glatten Steine, und rief die Muſe an, die „den Äſopus ſeine Fabeln gelehrt hatte. Indem „kam mit ſeltſamen Bokſprüngen eine Geſtalt wie „eines Faunus aus dem nahen Walde hervor, er „kam gerade auf mich zu, und ſagte: die Muſe „hört dich nicht; ſie iſt jezo beſchäftiget, einem „Poeten beizuſtehen, der den Tod Sauls und Jo„nathans ſingt. Ich will ſtatt ihrer dir bei dei„ner Geburt helfen. Ich bin von dem Gefolge „der Muſen, und diene den Poeten und Malern „nicht ſelten bei ihrer Arbeit; ſie nennen mich „Capriccio; ich bin jener Geiſt:

— — ille ciens animos et pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus.

„Die Deutſchen haben mir noch keinen Namen ge„geben, und nur wenige von ihnen kennen mich. „Ich machte eine tiefe Verneigung, und ſagte, „daß ich bereit wäre, mit ihm auf die Fabeljagd

„zu geben. Dieſe Mühe, ſagte er, können wir
„uns ſparen; dafür wollen wir im Alian und Sui-
„das und Antonius Liberalis jagen. Weñ wir ihre
„Geſchichten bald eher abbrechen, bald weiter fort-
„führen, bald einzelne Umſtände herausnehmen,
„und eine neue Fabel darauf bauen, oder eine
„neue Moral in eine alte Fabel legen, werden wir
„an Fabelwildbrät niemals Mangel haben. Jede
„Folge von Gedanken, jeder Kampf der Leiden-
„ſchaften, ſoll uns eine Handlung ſein. Warum
„nicht? Wer denkt und fühlt ſo mechaniſch, daß
„er ſich dabei keiner Thätigkeit bewußt ſei? Zu
„derſelben brauchen wir auch die innere Abſicht der
„aufgeführten Perſonen nicht; es iſt genug an un-
„ſerer Abſicht. Nur laßt uns nicht vergeſſen, un-
„ſrer Fabel die Wirklichkeit zu geben, mit dem:
„Es war einmal — Ich erlaſſe dir auch die
„kleinen ſonderbaren Züge in den Sitten der Thiere.
„Du haſt genug an den allgemeinen bekañten, und
„dieſe magſt du erhöhen, ſo weit du willſt, und ſie
„ſo nahe zur menſchlichen Natur bringen, als du
„willſt. Der müßte ein Dumkopf ſein, der deine
„Fabeln leſen wollte, um die Naturgeſchichte darin
„zu ſtudiren.

„Gewiß, ſagte ich, werden wir ſo Fabeln be-
„kommen; aber es werden wohl ſtoppiſche ſein. Um
„Vergebung, verſezte er, nicht ſtoppiſche ſondern
„leſſingiſche. In dieſen lezten Tagen iſt Leſſing
„den Menſchen geſchenkt worden, Stoppens unver-
„daute Fabeltheorie zu verdauen, zu verbeſſern,
„und unter die ſcientifiſche Demonſtration zu brin-
„gen. Wir können ihm die Verantwortung über-
„laſſen. Er kañ ſich mit Wiz aushelfen, weñ es
„ihm an Natur fehlt, und er hat Unverſchämt-
„heit übrig, den Mangel an Gründlichkeit zu er-
„ſezen.

„Laſſet uns, ſagte ich, das Werk ohne Verzug „angreifen. Hilf mir, muntrer Capriccio, zu Reimen oder Hexametern, zu Gemälden, zu Zeichnungen der Örter, der Perſonen, der Stellungen, zu Gedanken, die hervorſtechen, zu Anſpielungen. Fort mit dem Plunder, verſezte er; „den können wir gänzlich entbehren. Wozu braucht „die Fabel Anmuth? Willſt du das Gewürze würzen? Kurz und troken; mehr verlangt unſer „Lehrer nicht: gute Proſa —

„Entſchuldige dich deñ mit deinem Unvermögen, „gib deine Grillen für Orakel; du wirſt weder der „erſte noch der lezte ſein, der das thut.

„Alles, was er mir ſagte, dünkte mich ſeiner „ſatyriſchen Geſtalt und ſeinem bokſmäßigen Namen „zu entſprechen. Indeſſen folgte ich ihm, und verfertigte auf einem Stein folgende Fabeln ꝛc.“

Wie gefällt Ihnen das! Die Schnake iſt ſchnurrig genug; aber laſſen Sie uns doch ſehen, auf wie viel Wahrheit ſie ſich gründet. Erſt eine kleine Anmerkung über den Capriccio. Der arme Capriccio! Hat der es nun auch mit den Schweizern verdorben? Noch im Jahr 1749, als ſie uns die Gedichte des Pater Ceva bekañt machen wollten, ſtand Capriccio bei ihnen in ſehr großem Anſehen. 1) Da war er der poetiſche Taumel; da war er der muntere Spürhund, der in einer ſchallenden Jagd, die das Hüfthorn bis in den abgelegenſten, dunkelſten Winkel der menſchlichen Keñtniſſe ertönen läßt, das ſeltſamſte Wild aufjagt; da war er Musis gratissimus hospes; da hatte er dem Pater ſein Gedicht auf den K n a b e n J e ſ u s machen helfen; da hatte er auch deutſchen Dichtern die vortreflichſten Dienſte gethan; den einen hatte er in einer zärtlichen Elegie

1) S. Bodmers neue kritiſche Briefe, den 42 und 43 Brief.

ſeine Liebe derjenigen erklären laſſen, „ die ihm das „ Schikſal zu lieben auferlegt, und ihm ihre Ge„ genliebe geordnet, die er aber noch nicht kañte, „ noch niemals geſehen hatte ;“ der andere war durch ihn in einer choriambiſchen Ode „ bis in die „ Tiefen jener Philoſophie gelangt, in welchen er „ ſich mit ſeinen Freunden noch als Atomos, die „ allererſt aus der Hand der Natur kamen, erblikte, „ bevor ſie noch geboren waren, doch ſich nicht ganz „ unbewußt.

„ Klein, wie Theilchen des Lichts, ungeſehen ſchwärmten ;
„ — wie ſie — auf einem Orangeblatt
„ Sich zum Scherzen verſammelten,
„ Im wohllüſtigen Schooß junger Aurikelchen
„ Oft die zaubernde Zeit ſchwazend beflügelten. “

Das alles war und that Capriccio bei den Schweizern 1749. Und was laſſen ſie ihn 1760 thun? Schlechte leſſingiſche Fabeln machen. Welche Veränderung iſt mit ihm vorgegangen? Mit ihm keine, aber eine deſto größere mit den Schweizern. Capriccio iſt der Gefährte der Fröhlichkeit.

Laetitia in terras stellato ex aethere venit,
Cui comes ille ciens animos et pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus ;

und ſeit 1749 fanden die Schweizer für gut, mit der Fröhlichkeit, und zugleich mit ihrem ganzen Gefolge zu brechen. Sie waren fromme Dichter geworden, und ihr poetiſches Intereſſe ſchien ein ernſtes, ſchwermüthiges Syſtem zu fordern. Sie hatten ſich andächtige Patriarchen zu ihren Helden gewählt; ſie glaubten ſich in den Charakter ihrer Helden ſezen zu müßen; ſie wollten es die Welt wenigſtens gern überreden, daß ſie ſelbſt in einer pa-

triarchaliſchen Unſchuld lebten; ſie ſagten alſo zu der Fröhlichkeit: was machſt du? und zu dem Capriccio: du biſt toll! — Vielleicht zwar lief auch ein kleiner Groll gegen dieſen mitunter. Er war ihnen in dem Noah nicht munter genug geweſen; er hatte ihnen da nicht genug ſeltſames poetiſches Wild aufgejagt. Deñ wer weiß, ob nicht Capriccio einer von den Spürhunden iſt, die nicht gern ins Waſſer gehen; und beſonders nicht gern in ſo gefährliches Waſſer, als die Sündfluth. Da dachten die Schweizer: willſt du uns nicht, ſo wollen wir dich auch nicht; lauf! Man hört es zum Theil aus ihrem eigenen Geſtändniſſe. Einer von ihren Poeten ſingt jezt den Tod Sauls und Jonathans. Iſt Capriccio bei ihm? Nein. Die Muſe nur iſt bei ihm; und Capriccio ſchwärmt indeſſen, ich weiß nicht wo herum, ob es gleich von ihm weiter heißt:

— — — pictoribus ille
Interdum assistens operi, nec segnius instans
Vatibus ante alios, gratissimus hospes.

Ich ſorge, ich ſorge, die Muſe folgt ihrem Capriccio nach. Noch eine Meſſe Geduld, und wir werden es ſehen. Weñ ſie ſich doch ja mit ihm wieder ausſöhnten! Da war es mit den Schweizern noch auszuhalten, als Capriccio ihr Freund war. Da durfte Lemene ungeſcheut vor ihnen ſingen:

Vorrei esser ne l'Inferno
Ma con Tantalo nel rio,
Ma che 'l rio fosse Falerno
Ma non fuggisse mai dal labro mio.

Es war ein allerliebſter Einfall! Deñ der Einfall kam vom Capriccio. Seitdem kam der Einfall:

„Es donnert! Trink und ſieh auf mich!
„Zeus iſt gerecht: er ſtraft das Meer:
„Sollt' er in ſeinen Nektar ſchlagen?“

allem Anſehen nach zwar auch vom Capriccio; allein Capriccio ſteht nicht mehr bei ihnen in Gnaden, und Leſſing iſt ein profaner Böſewicht.

Aber zur Sache! „Laß uns, muß Capriccio „ſagen, im Älian und Suidas und Antonius Libe„ralis jagen.“ Was will Herman̄ Axel damit zu verſtehen geben? Offenbar, daß Leſſing ſeine Fabeln nicht erfunden, ſondern aus dieſen alten Schriftſtellern zuſammengeſtopelt habe. Es iſt wahr, er führet ſie in ſeinem Verzeichniſſe an; allein wer dieſe Anführungen unterſuchen will, wird finden, daß nichts weniger als ſeine Fabeln darin enthalten ſind. Kaum daß ſie einen kleinen Umſtand enthalten, auf welchen ſich dieſer oder jener Zug in der Fabel beziehet, und den er dadurch nicht ohne Autorität angenommen zu haben erweiſen will. Die Wahrheit zu ſagen, hätte ich es ſelbſt lieber geſehen, wen̄ uns Leſſing dieſe kleinen gelehrten Broken erſpart hätte. Wem iſt daran gelegen, ob er es aus dem Älian oder aus der Acerra philologica hat, daß z. E. das Pferd ſich vor dem Kameele ſcheuet? Wir wollen nicht die Genealogie ſeiner Ken̄tniß von dergleichen bekan̄ten Umſtänden, ſondern ſeine Geſchiklichkeit, ſie zu brauchen, ſehen; zudem ſollte er gewußt haben, daß der, welcher von ſeinen Erfindungen, ſie mögen ſo groß oder ſo klein ſein als ſie wollen, einige Ehre haben will, die Wege ſorgfältig verbergen muß, auf welchen er dazu gelangt iſt. Nicht den geringſten Anlaß wird er verrathen, wen̄ er ſeinen Vortheil verſtehet: den̄ ſehr oft iſt die Bereitſchaft, dieſen Anlaß ergriffen zu haben, das ganze Verdienſt des Erfinders; und es würden tauſend andere, wen̄ ſie den nämlichen Anlaß gehabt

hätten, weñ ſie in der nämlichen Diſpoſition, ihn zu bemerken, geweſen wären, das Nämliche erfunden haben. Unterdeſſen kömt es freilich noch darauf an, ob die Stellen, welche Leſſing anführt, dergleichen Anläſſe ſind. Z. E. Sie erinnern Sich ſeiner Fabel:

Die Furien.

„Meine Furien, ſagte Pluto zu dem Boten „der Götter, werden alt und ſtumpf. Ich brauche „friſche. Geh alſo, Merkur, und ſuche mir auf „der Oberwelt drei tüchtige Weibsperſonen da„zu aus. Merkur ging. — Kurz hierauf ſagte „Juno zu ihrer Dienerin: Glaubteſt du wohl, „Iris, unter den Sterblichen zwei oder drei voll„kommen ſtrenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber „vollkommen ſtrenge! Verſtehſt du mich? Um „Cytheren Hohn zu ſprechen, die ſich das ganze „weibliche Geſchlecht unterworfen zu haben rüh„met. Geh immer, und ſieh, wo du ſie auftreibſt. „Iris ging. — In welchem Winkel der Erde ſuchte „nicht die gute Iris! Und dennoch umſonſt! Sie „kam ganz allein wieder, und Juno rief ihr ent„gegen: Iſt es möglich? O Keuſchheit! O Tu„gend! — Göttin, ſagte Iris, ich hätte dir wohl „drei Mädchen bringen können, die alle drei voll„kommen ſtreng und züchtig geweſen; die alle drei „nie einer Mañsperſon gelächelt; die alle drei „den geringſten Funken der Liebe in ihren Herzen „erſtikt: aber ich kam leider — Zu ſpät? ſagte „Juno. Wie ſo? — Eben hatte ſie Merkur für „den Pluto abgeholt. — Für den Pluto? Und „wozu will Pluto dieſe Tugendhaften? — Zu „Furien.“

Dieſe Fabel iſt die einzige, bei welcher Leſſing

den Suidas anführet. Und was ſtehet im Suidas davon? Dieſes: daß αειπαρθενος, immerjungfer, ein Beiname der Furien geweſen ſei. Weiter nichts? Und doch ſoll dem Suidas mehr als Leſſingen dieſe Fabel gehören? So jagte er in dem Suidas, um dieſe Fabel zu finden? Ich kenne den Suidas auch; aber wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen. Ohne Zweifel hatte er alſo einen ganz andern Anlaß, dieſe Fabel zu machen; und ſein Capriccio war nur munter genug, das αειπαρθενος auszuſtöbern, und es in dieſem gelegenen Augenblike bei ihm vorbei zu jagen.

Ich wüßte auch kaum zwei bis drei Exempel anzuführen, wo Leſſing ſeinen alten Währmännern mehr ſchuldig zu ſein ſchiene, als er dem Suidas in dieſer Fabel von den Furien ſchuldig iſt. Hingegen köñte ich ſehr viele nennen, wo er ſie ganz vor langer Weile citirt, und man es ihm zu einem Verdienſte anrechnen müßte, weñ er ſeine Erdichtungen wirklich aus den angeführten Stellen herausgewikelt hätte. Hermañ Axel muß es nach der Hand auch wohl ſelbſt gemerkt haben, daß es ſo leicht nicht iſt, in den alten Claſſikern zu jagen, ohne ein gelehrter Wilddieb zu werden. Deñ ſein Capriccio verſpricht es zwar zu thun; am Ende aber ſieht man, daß er weder im Suidas, noch im Älian, ſondern in den Schriften des Genfer Rouſſeau, in Browns Estimate, in Popens Briefen gejagt hat. Nun habe ich zwar alle Hochachtung gegen dieſe Männer, und ſie ſind unſtreitig größer, als jene ſtaubige Compilatoren: allein dem ungeachtet iſt es weniger erlaubt, ſich aus ſolchen Männern, als aus jenen Alten, zu bereichern. Deñ dieſes neñt das Publicum, welches ſich nicht gern ein Vergnügen zweimal in

Rechnung bringen läßt, verborgene Schäze graben; und jenes, mit fremden Federn ſtolziren.

Doch damit ich Axeln nicht verläumde: eine einzige Fabel (weil er es doch einmal Fabel neñt) finde ich, die er einem Alten zu danken hat; und zwar dem bekañten Schulbüchelchen des Plutarchs, „wie man mit jungen Leuten die „Dichter leſen ſoll.“ Ich ſage: zu danken hat; deñ jagen hat er ſie nicht dürfen; das Thier war zahm genug, ſich mit der Hand greifen zu laſſen. Es heißt bei dem Plutarch: ὁτι μεν, ὡς Φιλοξενος ὁ ποιητης ελεγεν, των κρεων τα μη κρεα ἡδιϛα εϛι, και των ιχθυων ὁι μη ιχθυες, εκεινοις αποφαινεσθαι παρωμεν, ὡς ὁ Κατων εφη, της καρδιας την ὑπερωαν ευαισθητοτεραν ὑπαρχειν. Ὁτι δε τῶν εν Φιλοσοφιᾳ λεγομενων, ὁι σφοδρα νεοι τοις μη δοκȣσι Φιλοσοφως, μηδε απο σπȣδης λεγεσθαι, χαιρȣσι μαλλον, και παρεχȣσιν ὑπηκοȣς ἑαυτȣς και χειροηθεις, δηλον εϛιν ἡμιν.

„Ob es wahr iſt, was der Dichter Philoxen „ſagt, daß das angenehmſte Fleiſch das iſt, was „nicht Fleiſch iſt, und die angenehmſten Fiſche „die, die nicht Fiſche ſind: das wollen wir denen „zu entſcheiden überlaſſen, die, mit dem Cato „zu reden, allen ihren Verſtand im Gaumen ha„ben. Das aber iſt unſtreitig, daß junge Leute „diejenigen, philoſophiſchen Lehren am liebſten an„hören, am willigſten befolgen, die in keinem „ernſthaften, philoſophiſchen Tone vorgetragen „werden.“ — Nun, was meinen Sie, daß hieraus für eine Fabel geworden? Folgende:

Der Reiz der Zubereitung.

„Cinna der Poet bat Kleander den lekerhaf„ten Eſſer auf ein wirthſchaftliches Mittagsmal.

„ Eine Schüſſel mit Speiſen ward aufgetragen;
„ Kleander aß mit bedachtſamer Mine und ſagte:
„ das angenehmſte Fleiſch iſt, was nicht Fleiſch
„ iſt. Hernach kam eine Schüſſel mit Fiſchen;
„ dañ ſagte er: der angenehmſte Fiſch iſt, der kein
„ Fiſch iſt. Cinna gab ihm zu erkennen, daß er
„ dieſe räthſelhafte Sprache nicht verſtünde. Klean=
„ der verſezte: Soll ein Mañ, der den Geſchmak
„ nur in der Kehle hat, den hierüber belehren,
„ der ihn in dem Verſtande hat? Der Gedanke
„ kañ dir nicht fremd ſein, daß die Menſchen die=
„ jenige philoſophiſche Schrift am liebſten haben,
„ und mit dem meiſten Vergnügen leſen, die nicht
„ philoſophiſch noch im Ernſt geſchrieben ſcheinet.
„ Sie wollen in dem Vortrage und den Vorſtel=
„ lungen eine ſchmakhafte und niedliche Zuberei=
„ tung haben. Ich dächte, daß wir dieſer Betrach=
„ tung deinen Phaeton, deine Verwandlungen, und
„ deine Kaze in Elyſium ſchuldig wären.“

Und das neñt Axel eine leſſingiſche Fabel? Weñ er uns doch nur eine einzige anführte, wo dieſer Verfaſſer ein ſo kahler Ausſchreiber iſt, und eine ſchöne Stelle eines Alten ſo jämmerlich zu ſeinem Nuzen verarbeitet! Was hat Axel hier hinzu erfunden? Was hat er anderes, was hat er mehr hineingelegt, als nicht ſchon darin liegt? Weñ er, als ein Schweizer, wenigſtens nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre, und den leker=haften Eſſer zum dritten hätte ſagen laſſen: „der an=„ genehmſte Käſe iſt der, der kein Käſe iſt;“ ſo wäre es doch noch etwas geweſen. Aber auch das hat er nicht gethan: und er ſcheinet mir ganz der Poet Cinna ſelbſt geweſen zu ſein, der hier die Ehre hat, gegen den Freſſer eine ſehr alberne Perſon zu ſpielen.

Nicht Leſſing, ſondern Axel ſelbſt, iſt ſeit langer

Zeit als ein Zuſammenſchreiber bekañt, der ſeine Beleſenheit für Erfindungskraft zu verkaufen weiß. Z. E. Als ihn der Verfaſſer der neuen kritiſchen Briefe ſein Probeſtük machen ließ, und ihm verſchiedene Aufgaben zu Fabeln vorlegte, befand ſich auch dieſe darunter: „auf einen, der „ſich rühmte, er kenne das Gedicht: der Meſ„ſias, ſehr wohl, es wäre in Hexametern ver„faſſet, und er hätte den Vers aus demſelben „behalten

„Alſo verſammelten ſich die Fürſten der Hölle
zu Satan.“

Geſchwind beſañ ſich Axel auf ein anderes Schulbüchelchen, und erzählte folgendes:

Der Palaſt des Prinzen Eugens.

„Man redete in einer Geſellſchaft von dem Pa„laſte des Prinzen Eugen, der in dem preußi„ſchen Überfall ſollte niedergeriſſen werden. Man „war ſehr bemühet, ſein Ebenmaß, ſeine Abthei„lungen und ganze Form zu unterſuchen. Ein „Menſch, der große Reiſen gethan hatte, ſchwieg „lange ſtille; endlich fing er an: Dieſer Palaſt iſt „mir ſo gut bekañt, als irgend jemanden. Ich „war in Wien, als er gebauet ward, und ich habe „das Glük ein Stükchen von dem Marmor zu „beſitzen, woraus er gebauet iſt. Zugleich zog er „das Stükchen aus der Taſche, und betheuerte, „daß er's von dem Marmor herunter geſchlagen „hätte, von welchem der Palaſt erbaut worden.“

Was iſt das anders, als das Märchen des Hierokles von dem Scholaſtiker, welcher ſein Haus verkaufen wollen? Σχολαςικος οικιαν πωλων, λιθον απ' αυτης εις δειγμα περιεφερε...

Ich habe oben die leſſingiſche Fabel von den Furien angeführt. Um keine andere abſchreiben zu dürfen; erlauben Sie mir, Ihnen an dieſer zu zeigen, wie glüklich Axel parodirt, weñ er ſeinen Gegner von der Seite der Moral verdächtig machen will. Erſt frage ich Sie: was hat Leſſing wohl mit ſeinen Furien haben wollen? Was anders, als daß es eine Art von wilden Spröden gibt, die nichts weniger als liebenswürdige Muſter der weiblichen Zucht genañt zu werden verdienen? So offenbar dieſes iſt, ſo wenig will es ihm doch Axel zugeſtehen, ſondern glaubt dieſe Moral erſt durch nachſtehende Fortſezung hinein zu legen.

Unempfindlichkeit iſt nicht ſtrenge Zucht.

„Haſt du die drei ſtrengen, züchtigen Mädchen „noch nicht gefunden, Iris, die ich dir befahl zu „ſuchen, damit ich der Venus Hohn ſprechen „köñte? Alſo fragte Juno die Botſchafterin des „Himmels. Ich fand ſie, antwortete Iris, aber „ſie waren ſchon vergeben; Mercurius hatte ſie „zum Pluto geführt, der ſie für Furien brauchen „will. Für Furien, dieſe Tugendhaften? ſprach „Juno. O, verſezte Iris, vollkommen ſtrenge; „alle dreie haben den geringſten Funken in ihren „Herzen erſtiket, alle dreie haben niemals einer „Mañsperſon gelächelt. Die Göttin machte große „Augen, und verſezte: du haſt mir diesmal einen „ſchlechten Begrif von deinem Verſtande gemacht, „und deine Moral iſt mir verdächtig, indem du „Tugend, Keuſchheit und Zucht mit Menſchenhaß „und Unempfindlichkeit vermiſcheſt. Gellert ſoll „mir die ſuchen, die ich verlange.“

Der ſeltſame Axel! Alſo muß man dem Leſer nichts zu denken laſſen? Und das Compliment, das

Gellert hier bekömt! Er, den die Schweizer ehedem, wie Leſſingen, mit Stoppen in eine Claſſe ſezten!

So ſehr unterdeſſen Herr Leſſing von Axeln gemißhandelt worden, ſo weiß ich doch nicht, ob es ihn eben ſehr verdrießen darf, ſeine Fabeln ſo gefliſſentlich parodirt zu ſehen. Er mag ſich erinnern, was der Abt Sallier zu dem erſten Requiſito einer Parodie macht:

Le sujet qu'on entreprend de parodier, doit toujours être un ouvrage connu, célèbre et estimé. La critique d'une pièce mediocre ne peut jamais devenir interessante, ni piquer la curiosité. Quel besoin de prendre la peine de rélever des défauts, qu'on n'apperçoit que trop sans le secours de la critique? Le jugement du public previent celui du censeur: ce seroit vouloir apprendre aux autres ce qu'ils savent aussi bien que nous, et tirer un ouvrage de l'obscurité où il merite d'être enseveli. Une pareille parodie ne sauroit ni plaire ni instruire; et l'on ne peut parvenir à ce but que par le choix d'un sujet qui soit en quelque façon consacré par les éloges du public.

Und wen̄ es ja wahr wäre, was man uns mehr als einmal zu verſtehen gegeben hat, daß Herman̄ Axel niemand anders als unſer berühmter Bodmer ſei: wie eitel kan̄ er darauf ſein, dieſen kritiſchen Vejanius,

Spectatum satis et donatum jam rude,

noch eins bewogen zu haben,

antiquo se includere ludo.

(Gebauers Geſchichte Portugals.)

Ich kan̄ Ihnen kein Unrecht geben, wen̄ Sie behaupten, daß es um das Feld der Geſchichte in dem ganzen Umfange der deutſchen Literatur noch am ſchlechteſten ausſehe. Angebauet zwar iſt es genug; aber wie? — Auch mit Ihrer Urſache, warum wir ſo wenige, oder auch wohl gar keinen vortreflichen Geſchichtſchreiber aufzuweiſen haben, mag es vielleicht ſeine Richtigkeit haben. Unſere ſchönen Geiſter ſind ſelten Gelehrte, und unſere Gelehrte ſelten ſchöne Geiſter. Jene wollen gar nicht leſen, gar nicht nachſchlagen, gar nicht ſammeln; kurz, gar nicht arbeiten; und dieſe wollen nichts als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und dieſen an der Geſchiklichkeit, ihrem Stoffe eine Geſtalt zu ertheilen.

Unterdeſſen iſt es im Ganzen recht gut, daß jene ſich gar nicht damit abgeben, und dieſe ſich in ihrem wohlgemeinten Fleiſſe nicht ſtören laſſen. Den̄ ſo haben jene am Ende doch nichts verdorben, und dieſe haben wenigſtens nüzliche Magazine angelegt, und für unſere künftigen Livios und Tacitos Kalk gelöſcht und Steine gebrochen.

Doch nein, laſſen Sie uns nicht ungerecht ſein; verſchiedene von dieſen haben weit mehr gethan. Es iſt eine Kleinigkeit, was einem Bünau, einem Maſcov, zu vollkommenen Geſchichtſchreibern fehlen würde, wen̄ ſie ſich nicht in zu dunkle Zeiten gewagt hätten. Wem kan̄ hier, wo die Quellen oft gar fehlen, oft ſo verderbt und unrein ſind, daß man ſich aus ihnen zu ſchöpfen ſcheuen muß; hier, wo man erſt hundert Widerſprüche zu heben, und hundert Dunkelheiten aufzuklären hat, ehe man ſich nur des kahlen, trokenen Factums vergewiſſern

kañ; hier, wo man mehr eine Geſchichte der ſtreitigen Meinungen und Erzählungen von dieſer oder jener Begebenheit, als die Begebenheit ſelbſt vortragen zu können hoffen darf: wem kañ hier auch die gröſste Kunſt zu erzählen, zu ſchildern, zu beurtheilen, wohl viel helfen? Er müſste ſich deñ kein Gewiſſen machen, uns ſeine Vermuthungen für Wahrheiten zu verkaufen, und die Lüken der Zeugniſſe aus ſeiner Erfindung zu ergänzen. Wollen Sie ihm das wohl erlauben? O, weg mit dieſem poetiſchen Geſchichtſchreiber! Ich mag ihn nicht leſen; Sie mögen ihn auch nicht leſen, als einen Geſchichtſchreiber wenigſtens nicht; und weñ ihn ſein Vortrag noch ſo leſenswürdig machte!

Überhaupt aber glaube ich, daſs der Name eines wahren Geſchichtſchreibers nur demjenigen zukömt, der die Geſchichte ſeiner Zeiten und ſeines Landes beſchreibt. Deñ nur der kañ ſelbſt als Zeuge auftreten, und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein ſolcher geſchäzt zu werden, weñ alle andere, die ſich nur als Abhörer der eigentlichen Zeugen erweiſen, nach wenig Jahren von Ihresgleichen gewiſs verdrängt ſind. Ich bedaure daher oft den mühſamen Fleiſs dieſer leztern; beſonders derjenigen von ihnen, die ſich, vermöge ihres Amtes, einer ſo undankbaren Arbeit unterziehen, und Gebauers bleiben müſsen, weñ ſie Thuani werden köñten. Die ſüſse Überzeugung von dem gegenwärtigen Nuzen, den ſie ſtiften, muſs ſie allein wegen der kurzen Dauer ihres Ruhmes ſchadlos halten. Und kañ ein ehrlicher Mañ mit dieſer Schadloshaltung auch nicht zufrieden ſein?

Genug dieſer allgemeinen Betrachtungen! Ich komme auf das neue Werk ſelbſt, welches ſie eigentlich veranlaſſet hat. Seinen Verfaſſer habe ich bereits genañt. Es iſt der verdiente Gelehrte,

den Sie ſchon aus ſeiner Geſchichte des Kaiſers Richard kennen müßen. Jezt hat er uns eine portugieſiſche Geſchichte geliefert. 1)

Sie würden mich auslachen, weñ ich meinen Brief mit einem umſtändlichen Auszuge derſelben anfüllen wollte. Was kõnten Sie neues daraus lernen? Und iſt Ihr Gedächtniß nicht ſo glüklich, daß es auch nicht einmal darf aufgefriſchet werden? Kaum verlohnet es ſich der Mühe, Ihnen von dem Werke überhaupt nur ſo viel zu ſagen, daß es aus den akademiſchen Vorleſungen des Verfaſſers über ſeinen: Grundriß zu einer umſtändlichen Hiſtorie der vornehmſten europäiſchen Reiche und Staaten, entſtanden iſt.

Aber das würde Ihnen vielleicht nicht unangenehm ſein, weñ ich Sie mit dieſer oder jener einzeln Begebenheit, auf die unſer Verfaſſer einen vorzüglichen Fleiß gewendet hat, unterhielte. Es wäre der nächſte Weg, Sie zugleich ſelbſt von ſeinem Vortrage, und von der ſorgfältigen Art in ſeinen Unterſuchungen zu Werke zu gehen, urtheilen zu laſſen. — Und kenne ich nicht auch Ihren Geſchmak? Kühne Unternehmungen; ſonderbare Unglüksfälle, die einen großen Mañ treffen ꝛc.

O, ich müßte mich ſehr irren, oder Sie haben ſich, als Sie nun auf die portugieſiſche Hiſtorie kamen, bei der Geſchichte des unglüklichen Königs Sebaſtian am längſten, am liebſten verweilet. — Der junge Sebaſtian, wie Sie ſich erinnern wer=

1) Gebauers portugieſiſche Geſchichte, von den älteſten Zeiten dieſes Volks bis auf die jezigen Zeiten, mit genealog. Tabellen und vielen Anmerkungen verſehen, in denen die Belege und allerhand Unterſuchungen der hiſtoriſchen Wahrheiten anzutreffen ſind. Leipzig, 1759. 4.

den, brañte vor Begierde, ſich mit den Ungläubigen in Afrika zu verſuchen. Er ließ ſich nicht lange bitten, dem vertriebenen Könige von Marocco, Muley Mahomet, in eigener Perſon beizuſpringen. Er ging mit einem anſehnlichen Heere, ſo ſehr es ihm auch ſeine Freunde, ſo ſehr es ihm auch der eben am Himmel drohende Komet zu widerrathen ſchienen, am Johannistage 1578 unter Segel; ſezte das Heer bei Arzilla an's Land, und ging auf l'Arache los. Auf dieſem Wege kam es in der Ebene von Alcaſſarquivir mit dem feindlichen Heere des Muley Mulocco zur Schlacht. Sebaſtian und ſeine Portugieſen erlitten die ſchreklichſte Niederlage, und er ſelbſt — blieb. So ging wenigſtens die gemeine Rede.

Aber wie, weñ er da nicht geblieben wäre? Wie, weñ ein weit empfindlicheres Schikſal auf ihn gewartet hätte? — Sie erinnern ſich doch noch auch, daß nach und nach vier Pſeudo-Sebaſtiane aufſtanden, als Spanien bereits das Königreich Portugal an ſich geriſſen hatte? Die erſten drei waren offenbare Betrüger, und erhielten ihren verdienten Lohn.

„Der vierte hingegen, welcher im Jahr 1598 „in Venedig zum Vorſcheine kam, ſagt unſer „Scribent, wußte ſein Thun ſo ſcheinbar zu ma„chen, daß es wohl zweifelhaft bleiben wird, ob „er nicht der wahre Sebaſtian geweſen.“ 1)

Unſer Verfaſſer ſtellt eine umſtändliche Unterſuchung darüber an, welche ein Meiſterſtük in ihrer Art iſt. Es kom̃t hierbei, ſagt er, auf zwei Fragen an:

„ob der Tod des Königs Sebaſtian dergeſtalt „in der Gewißheit beruhe, daß man keine Urſache

1) Seite 19 des zweiten Theils.

„ habe, daran weiter zu zweifeln; und weñ dieſe „ erſte Frage ſollte nicht können bejahet werden, „ ob jedoch der vierte Sebaſtian unter diejenigen „ billig gezählt werde, welche unter einem falſchen „ Namen in der Welt eine große Rolle ſpielen wol= „ len, oder ob auch dies im Zweifel beruhe.“

Kañ man das erſte mit Zuverläßigkeit erweiſen; iſt Sebaſtian bei Alcaſſar gewiß geblieben, ſo iſt das zweite zugleich entſchieden. Aber, leider, kañ man jenes nicht, und aus allen Zeugniſſen erhellet wei= ter nichts, als daß man den König eine Wunde in den Kopf bekommen und von ſeinem Pferde herab ſinken ſehen. Die Leiche, die man für die königliche, den Tag nach der Schlacht, aufgehoben, iſt viel zu zerfezt und verunſtaltet geweſen, als daß ſie hätte keñbar ſein können. Und haben ſie gleich verſchiedene von des Königs Leuten, beſonders ein Sebaſtianus Reſendius, in Gegenwart des Muley Hamet wirklich dafür erkañt, ſo läßt ſich doch mit unſerm Gebauer ſehr wohl darauf antworten:

„ Es war wohl nichts natürlicher, als dieſer „ Beifall. Wer hätte in des barbariſchen Königs „ Gegenwart mit dem Reſendio darüber wollen „ einen Streit anfangen, da nachdenkliche Leute „ leicht begreifen koñten, daß es dem Könige, „ weñ er ſollte der Gefahr entflohen, oder auch „ unter den übrigen geringeren Gefangenen annoch „ verborgen ſein, allemal zuträglicher ſei, daß man „ auf mohriſcher Seite ſeinen Tod glaube, als „ daß ihm nachgeſezt, oder ſonſt weiter nachgeſpüret „ werde.“

Es iſt auch nicht zu läugnen, daß ſogleich ein Ruf entſtanden: der von der Wahlſtatt aufgehobe= ne Körper ſei nicht der wahre Körper des Seba= ſtians, ſondern der Körper eines Schweizers. Die Märchen übrigens, welche, nach dem Ferreras

und Thuanus, die Vermuthung, als ob der König aus der Schlacht entkommen ſei, fälſchlich veranlaßt haben ſollen, ſind ohne alle Wahrſcheinlichkeit.

Und folglich läßt ſich aus dieſem Punkte der anmaßliche Sebaſtian nicht verdammen. Aber weñ man ihn ſelbſt näher betrachtet, findet ſich da auch keine Spur des Betruges? Keine; und hundert auſſerordentliche Umſtände ſind alle für ihn. — Er iſt in den Händen der Dieci, oder der Zehnherren, zu Venedig. Sie kennen dieſen ſtrengen peinlichen Gerichtshof, dieſes erſchrekliche Vehmgericht, deſſen erſte Regel es iſt: correre alla pena, prima di esaminar la colpa. Dieſes Gericht läßt ihn drei ganze Jahr ſizen; kañ in drei ganzen Jahren nichts auf ihn bringen, obgleich die Spanier während der Zeit es nicht werden haben ermangeln laſſen, ihm alles an die Hand zu geben, wodurch ſich, hinter die Bosheit eines ſo liſtigen Feindes kommen zu können, nur einigermaßen hoffen ließ. Und da man es ihm endlich ſo nahe legt, daß es ſeinen Urtheilsſpruch nicht länger verweigern kañ, was erkennet es? Eigentlich nichts: es will aber den Unglüklichen los ſein, und befiehlt ihm, binnen acht Tagen das venetianiſche Gebiet zu räumen. Binnen acht Tagen!

„Das ſieht, ſagt unſer Hiſtoricus, eher einem „Verfahren ähnlich, mit dem man verunglükten „Staatsdienern, oder unangenehmen Geſandten „begegnet, als der Weiſe, nach welcher man mit „ſchuldig erkañten Miſſethätern verfähret, die „man durch die Gerichtsfolge an die Gränzen brin„gen, und von da in die weite Welt laufen läßt.“

Es war den Venetianern hernach auch gar nicht gleichgültig, daß der Großherzog von Florenz ihren Verwieſenen anhielt und an die Spanier aus=

lieferte; deñ der Cardinal von Oſſat ſchreibt in einem ſeiner Briefe ausdrüklich, daß ſie es für eine ſtarke Beleidigung aufgenommen haben. — Nun iſt er in Neapel. Aber auch da muß man ihn nicht haben überführen können; deñ warum wäre man ſonſt glimpflicher mit ihm umgegangen, als mit den drei vorhergehenden Betrügern, die man alle eines ſchimpflichen Todes ſterben ließ!

Ich würde Sie ermüden, weñ ich unſerm Verfaſſer durch alle kleinen Umſtände dieſer Unterſuchung folgen wollte; ſo intereſſant ſie auch bei ihm ſelbſt iſt. Es iſt wahr, er hätte ſie ungleich intereſſanter machen können, weñ er nur ein klein wenig beſſer zu ſchreiben wüßte, und nicht überall den docirenden Profeſſor ſo ſehr hören ließe. Aber ſind wir nicht darüber ſchon einig geworden, daß wir unſern Gelehrten überhaupt daraus keinen Vorwurf machen wollen? Genug, daß er ſich überall als den beleſenſten, als den ſorgfältigſten und unparteiiſchſten Mañ zeigt.

Als den unparteiiſchſten? Was köñte einen Deutſchen auch wohl bewegen, in einer portugieſiſchen Geſchichte parteiiſch zu ſein? — Das köñten Sie mir nun wohl einwerfen! Aber doch glaube ich, daß ſich ein Mañ, der parteiiſch ſein kañ, auch in gleichgültigen Dingen verräth. Er iſt immer geneigt, ſich geradezu zu erklären, und urtheilet da allezeit ſelbſt, wo er blos ſeine Leſer ſollte urtheilen laſſen. — Auch gebe ich das noch nicht zu, daß in der portugieſiſchen Geſchichte gar nichts vorkomme, wobei ein Deutſcher, aus dieſem oder jenem Vorurtheile, ſollte es auch nur die Liebe zu ſeinem Volke ſein, zur Parteilichkeit gereizet werden köñte.

Z. E. Weñ er von des Königs Johannes des Zweiten eifrigen Bemühungen zur Aufnahme der

Schiffahrt redet, gedenket er des bekanten Martin Beheims, der ihm ſehr erſprießliche Dienſte dabei geleiſtet habe. Nun wiſſen Sie, was verſchiedene patriotiſche Gelehrte von dieſem nürnbergiſchen Geſchlechte behaupten wollen, daß nämlich er der erſte wahre Entdeker der neuen Welt zu nennen ſei. Sie ſtüzten ſich dabei vornehmlich auf die Zeugniſſe des Ricciolus und Benzonus. Jener gibt zu verſtehen, daß Beheim dem Columbus vielleicht auf die Spur geholfen habe; und dieſer ſagt mit ausdrüklichen Worten, [1]) daß Magellanus die in der Folge nach ihm genante Meerenge aus einer Seecharte des Beheims habe kennen lernen. Iſt es alſo einem Deutſchen wohl zu verdenken, daß er hier einem Stüven und Doppelmayer beitritt, und mit dem Verfaſſer der Progrès des Allemands Triumph ruft, daß ſeine Landsleute nicht allein die Drukerei und das Pulver, ſondern auch die neue Welt entdekt haben? Aber hören Sie, was deſſen ungeachtet unſer Hiſtoricus hiervon ſagt: [2])

„Ob übrigens Martin Beheim die neue Welt „entdekt habe, ja gar das Fretum Magellanicum „gekant, wie jenes Joh. Bapt. Ricciolus, [3]) die-

1) Hujus freti observatio Magellano tribuenda est; nam reliquarum navium praefecti fretum esse negabant, et sinum duntaxat esse censebant. Magellanus tamen fretum istic esse norat, quia, ut fertur, in charta marina adunctatum viderat, descripta ab insigni quodam nauclero, cui nomen Martinus Bohemus, quam Lusitaniae rex in suo museo adservabat. — Benzonus de India occidentali, T. 4. Americae Theodori de Bry.

2) Erſter Band, S. 124. in der Anmerkung.

3) Herr Gebauer hätte nicht ſagen ſollen, daß es Ricciolus bejahe. Er läßt es ſehr ungewiß. Die Stelle iſt dieſe: Christophorus Columbus — cum prius in Ma-

„ ſes aber Hieron. Benzonus bejahet, dünket mich
„ eine ſehr ungewiſſe Sache zu ſein. Weñ Hart=
„ mañ Schedel in ſeiner lateiniſchen Chronik ſchrei=
„ bet, daß er und Jakobus Canus, der Congo ent=
„ dekt hat, über die Äquinoctiallinie hinaus und
„ ſo weit gefahren, daß ihr Schatten, weñ ſie ge=
„ gen Oſten zu geſehen, ihnen zur rechten Hand
„ gefallen: mag daraus noch nicht geſchloſſen wer=
„ den, daß ſie bis nach Amerika gekommen. Das
„ erfährt jederman, der nur über die Linie hinaus
„ iſt. Die alten Urkunden, welche Wülfer, Wa=
„ genſeil, Stüven und Doppelmayer angezogen,
„ ſprechen davon nichts; und die größte Schwierig=
„ keit finde ich in der Anno 1492 von Beheim ver=
„ fertigten Weltkugel, in welchem Jahre Columbus
„ ſchon auf der Fahrt geweſen. Der Herr Doppel=
„ mayer hat dieſe Erdkugel in Kupfer vorgeſtellet,
„ und je länger ich ſie betrachte, je weniger finde
„ ich, daß er den obbemeldeten großen Erfindern,
„ Chriſtophoro Columbo und Ferdinando Magellan,
„ ihren bisher gehabten Ruhm zweifelhaft machen
„ können."

Und an einem andern Orte [1]) fügt er noch die=
ſes hinzu:

„ Columbus hat alſo die neue Welt, Veſpuccius
„ aber das eigentliche Amerika entdekt, oder doch

dera Insula, ubi conficiendis ac delineandis chartis geographicis vacabant, sive suopte ingenio, ut erat vir Astronomiae, Cosmographiae et Physices gnarus, sive indicio habito a Martino Bohemo, aut ut Hispani dictitant, ab Alphonso Sanchez de Helua nauclero, qui forte inciderit in insulam postea Dominicam dictam, cogitasset de navigatione in Indiam occidentalem etc. Geographiae et Hydograph. Reform. L. 3. c. 22. p. 93.

1) Erſter Band, S. 139.

„ in der alten Welt zuerſt recht bekañt gemacht.
„ Wir Deutſchen, die wir ſonſt recht große Erfin-
„ der ſind, haben hier keinen Theil, nachdem Mar-
„ tin Beheims Verdienſte hier nicht zulangen wol-
„ len, und müßen dieſe Ehre den Genueſern und
„ Florentinern überlaſſen; es wäre deñ, daß wir
„ dieſes für unſere Ehre rechnen wollten, daß die-
„ ſer vierte Theil der Welt dennoch einen deutſchen
„ Namen führet. Amerigo oder Americus iſt nichts
„ anders als der deutſche Name Emrich; und
„ Amerika folglich ſo viel als Emrichsland.“

Nach dieſer unſtreitigen Probe einer rühmlichen Unparteilichkeit erlauben Sie mir, Ihnen auch noch eine Probe zu geben, wie weit unſer Verfaſſer auch in Kleinigkeiten ſeine ſorgfältige Unterſuchung treibt. Ich wähle aber eine Stelle dazu, wo er deſſen ungeachtet nicht auf den rechten Grund gekommen iſt. Sie enthält die Geſchichte eines Bon-mot.

Herr Gebauer erzählt in dem Texte von dem Vater des jezt regierenden Königs von Portugal, Johañ dem Fünften, daß er gegen ſeinen Adel vielmals geſagt:

„ König Johañ der Vierte liebte euch, Don
„ Pedro fürchtete ſich vor euch; allein ich, der ich
„ Herr bin de jure et heredad, fürchte mich nicht
„ vor euch; und werde euch nicht lieben, als in ſo
„ fern euch eure Aufführung meiner königlichen
„ Achtbarkeit würdig machet.“

In einer Note aber fügt er folgendes hinzu:

„ Da ich neulicher Zeit die Mémoires pour servir
„ à l'histoire de Madame de Maintenon, die voller
„ ſonderlichen Nachrichten ſind, wieder durchlaufe,
„ bemerke ich eine Stelle, deren ich hierbei geden-
„ ken muß. Es wird (T. 3. c. 4.) von der Wider-
„ rufung des berühmten Edicts von Nantes gehan-

„ delt und gemeldet, daß der Erzbiſchof zu Paris,
„ de Harley, der Biſchof zu Meaux, Boſſuet, und des
„ Königs Beichtvater, der Pater de la Chaiſe, König
„ Ludwig dem XIV. in Frankreich, nachdem er ange-
„ fangen from̃ zu werden, die Ausrottung des Un-
„ geheuers, das ſechs ſeiner Vorfahren niederzule-
„ gen nicht vermocht hätten, dergeſtalt angeprie-
„ ſen, daß er ſich endlich beredet habe, das wahre
„ Mittel, ſeine Sünden zu tilgen, ſei, weñ er
„ ſein ganzes Reich katholiſch mache. Das ſei ſo
„ weit gegangen, daß er gegen den Monſieur de Ru-
„ vigni eines Tages ſich herausgelaſſen habe: er
„ wolle zufrieden ſein, daß eine ſeiner Hände die
„ andere abhaue, weñ die Kezerei dadurch könne
„ ausgerottet werden. Dieſer Monſieur de Ruvigni
„ iſt der berühmte Marquis von Ruvigni, Heinrich,
„ der bei der hernach entſtandenen Verfolgung mit
„ einigen wenigen Perſonen erlanget, daß er mit
„ ſeinem Hauſe das Königreich hat verlaſſen und
„ ſich nach England begeben dürfen. (Histoire de l'edit
„ de Nantes, par Benoit. T. 3. P. 2. p. 898.) Er
„ hat ſich hernach in dem irländiſchen und ſpani-
„ ſchen Succeſſionskriege unter dem Namen des
„ Grafen von Galloway hervorgethan, zu welcher
„ Würde ihn König William III. erhoben. Eben
„ dieſer Herr ſoll dem König Ludwig XIV. die Vor-
„ ſtellung gethan haben, daß König Heinrich IV.
„ oberwähntes Edict gegeben, Ludwig XIII. ſolches
„ erhalten, er ſelber es beſtätiget habe, und den-
„ noch daſſelbe alle Tage durch die Erklärungen des
„ königlichen Raths gebrochen werde; worauf der
„ König ſoll geantwortet haben: Mon grand-père vous
„ aimoit, mon père vous craignoit; pour moi, je ne
„ vous crains, ni ne vous aime. (Mein Großvater liebte
„ euch, mein Vater fürchtete euch; aber ich, ich
„ fürchte euch nicht, und liebe euch nicht.) Wobei

„ unten die geſchriebenen Mémoires des Biſchofs von
„ Agen angezogen werden, und der lateiniſche Vers
„ beigefüget wird:

„ Vos dilexit avus, metuit pater, at ego neutrum.

„ Es wäre doch was ſonderliches, weñ zwei ſo große
„ Könige einerlei Einfall gehabt hätten. Die Ehre
„ der erſten Erfindung hätte König Ludwig: deñ
„ er ſoll das noch vor der Aufhebung des Edicts
„ von Nantes geſprochen haben, in welcher Zeit
„ König Johannes von Portugal noch nicht gebo=
„ ren war. Daß aber dieſer das ſollte gewußt
„ haben, was König Ludwig in Frankreich ſo lan=
„ ge Zeit vorher dem Marquis von Ruvigni ſoll
„ gleichſam in das Ohr geſprochen haben, und ſol=
„ ches ſollte auf ſeine Umſtände angewandt haben,
„ iſt ſchlechterdings unglaublich. Und bei reiferer
„ Überlegung wird man bald merken, daß das
„ Bon-mot ſich beſſer auf König Johañ und ſeine
„ Großen, als auf König Ludwig und ſeine Huge=
„ notten ſchike. Es braucht alſo dies einen beſſern
„ Beweis, als noch vorhanden, zumal da bekañt,
„ daß den franzöſiſchen Scribenten nicht ungewöhn=
„ lich iſt, bei einem artigen Einfall über die hiſto=
„ riſche Wahrheiten weg zu ſchreiten. Wenigſtens
„ hat König Ludwig XIV. den lateiniſchen Vers
„ nicht gebraucht, viel weniger gemacht, da er kein
„ Wort Latein gekoñt, wie die Beweistümer davon
„ in eben dieſen Mémoires de Maintenon anzutreffen
„ ſind ꝛc.“

Ich bin im Stande, einen Theil von den Schwierigkeiten zu löſen, die ſich unſer Hiſtoricus hier macht, und die er ſich gewiß nicht würde gemacht haben, weñ er gewußt hätte, daß Johañ V. und Ludwig XIV. ihren ſiñreichen Einfall beide aus einer Quelle haben ſchöpfen können. Leſen

Sie nämlich, was ich von Heinrich IV. zufälliger Weiſe gefunden habe. Quelques uns se plaignoient que le roi ne tiendroit point ce qu'il avoit promis aux Huguenots, savoir, ne feroit publier les edits faits en leur faveur, là où le roi Henry le troisième son predecesseur leur avoit toujours tenu parole: il leur repondit: c'est autre chose; le roi Henry vous craignoit et ne vous aimoit pas: mais moi je vous aime et ne vous crains pas. Dieſe Stelle ſtehet unter den Apophthegmes de Henry le Grand, ſo wie ſie Zinkgräf dem zweiten Theile ſeiner denkwürdigen Reden beigefügt und überſezt hat. Was erhellet aber unwiderſprechlicher daraus, als daß Ludwig XIV. zu dieſer wirklich königlichen Rede ſeines Großvaters auf's höchſte nur den elenden Schwanz erfunden hat? Heinrich der Vierte ſagte: „Mein „Vorfahr fürchtete euch, und liebte euch nicht; „ich aber liebe euch, und fürchte euch nicht:“ und Ludwig XIV. fühlte ſich groß genug — keines von beiden zu thun; und from̃ genug — die ſein Großvater geliebt hatte, zu haſſen. Ein großer Verſtand, ein in der Familie vom Vater auf den Sohn geerbtes Sprüchelchen ſo zu erweitern! Dazu hat er es auch noch verfälſcht. Deñ das iſt zwar wahr, daß ſein Vater Ludwig XIII. einfältig genug war, ſich ſowohl vor allem, als vor nichts zu fürchten; gleichwohl aber waren unter ſeiner Regierung die Hugenotten nichts weniger als gefährlich, und ſie ſpielten die große Rolle bei weitem nicht mehr, die ſie unter dem dritten Heinrich geſpielt hatten, von welchem ſein Nachfolger mit Recht ſagen koñte, daß er ſie fürchten müßen. — Und was hindert, daß auch Johañ V. dieſe Rede des großen Heinrichs nicht ſollte geleſen haben?

Ich lief das ſehr anſehnliche Verzeichniß der

Schriften durch, die Herr Gebauer alle bei ſeinem Werke gebraucht oder angezogen hat; und vermißte von ungefähr eine Kleinigkeit, von welcher ich gleichwohl gewünſcht hätte, daß ſie ihm bekañt geworden wäre.

Sie wiſſen, welche Unruhen in Portugal auf die Nachricht von dem Tode des Sebaſtians folgten. Der Cardinal Heinrich war zu alt, war zu blödſinnig, und regierte zu kurze Zeit, als daß er das Königreich bei ſeinem Tode nicht in der äuſſerſten Verwirrung hätte laſſen ſollen. Unter denen, welche Anſprüche auf den erledigten Thron machten, war Don Antonio einer der vornehmſten, und, wie Sie ſich erinnern werden, der einzige, welcher ſich der Uſurpation des Königs von Spanien auf eine thätliche Weiſe widerſezte. Dieſen Herrn hat unſer Hiſtoricus nun zwar nicht unter die Zahl der wirklichen Könige von Portugal gerechnet, wie es wohl die franzöſiſchen und engliſchen Geſchichtſchreiber zu thun pflegen; er ſcheinet aber doch alles ſorgfältig genug geſammelt zu haben, um uns auch dieſen durchlauchtigſten Unglüklichen ſo kennen zu lehren, als er von der unparteiiſchen Nachwelt gekañt zu werden verdienet.

Nun hat des Don Antonio Leben unter andern auch die Frau Gillot de Sainctonge beſchrieben; und dieſe kleine Lebensbeſchreibung iſt es, von welcher ich mich wundere, daß ſie dem Herrn Gebauer entwiſchen können. Der amſterdamer Nachdruk, den ich davon vor mir habe, iſt 1696 an's Licht getreten, und das pariſer Original kañ, vermuthe ich, nicht viel älter ſein. — Ich kenne dieſe Verfaſſerin ſonſt aus einigen mittelmäßigen Gedichten, und würde eine hiſtoriſche Geburt von ihr ſchwerlich eines Anbliks gewürdiget haben, weñ ſie ſich nicht, gleich auf dem Titel derſelben, einer beſondern

Quelle und eines Währmannes rühmte, der alle Achtung verdienet. Sie verſichert nämlich, „ſich „der Memoires des Gomes Vaſconcellos de Figue„redo bedienet zu haben.“ 1) Von dieſem Manne iſt es bekañt, daß er und ſein Bruder die allergetreueſten Anhänger des Don Antonio geweſen ſind. Den leztern erkennet Herr Gebauer ſelbſt dafür. Nur möchte er vielleicht fragen: aber wie kommen dieſe Memoires in die Hände der von Sainctonge? Sie wäre nicht die erſte Nouvellenſchreiberin, die ſich dergleichen geheimer Nachrichten fälſchlich gerühmt hätte. Ich ſelbſt würde der bloßen Verſicherung einer ſchreibſüchtigen Franzöſin hierin wenig trauen; aber überlegen Sie dieſen Umſtand: eben der Gomes Vaſconcellos de Figueredo, auf welchen ſich die Frau von Sainctonge beruft, war ihr Großvater. Warum ſoll man einer Enkelin nicht glauben, weñ ſie gewiſſe Handſchriften von ihrem Großvater geerbt zu haben vorgibt? Und weñ das, was ſie daraus mittheilet, an und für ſich ſelbſt nicht unglaublich iſt, noch mit andern unverdächtigen Zeugniſſen ſtreitet: was kañ ein Hiſtoricus wider ſie einwenden?

Erlauben Sie mir alſo, Ihnen in dieſem Briefe verſchiedenes daraus ausziehen zu dürfen, was dieſe oder jene Stelle bei unſerm Gebauer berichtigen oder in ein größeres Licht ſezen kañ.

Vorher aber ein Wort von der Parteilichkeit der Frau von Sainctonge. Die eheliche Geburt des Don Antonio iſt bei ihr auſſer Zweifel. Ihr zufolge hatte ſein Vater, der Herzog Ludwig von Beja, es ausdrüklich in ſeinem Teſtamente bekañt, daß die Mutter des Antonio ihm wirklich, obgleich

1) Histoire de Dom Antoine Roi de Portugal; tirée des Mémoires de Dom Gomes Vasconcellos de Figueredo, par Mad. de Sainctonge. 12.

heimlich, angetraut geweſen ſei. (S. 81.) Gleichwohl ſagt ſie an einem andern Orte, daß ſich Antonio ſelbſt, bis zu ſeiner Zurükkunft aus Afrika, blos für einen natürlichen Sohn des Herzogs Ludwig gehalten habe. (S. 26.) Weñ dieſes ſeine Richtigkeit hat, ſo kañ jenes nicht wahr ſein. Herzog Ludwig ſtarb 1555, und die Zurükkunft des Antonio fällt in das Jahr 1568. Sollte Antonio ganzer dreizehn Jahre von dem Teſtamente ſeines Vaters nichts erfahren haben? Kurz, dieſer Umſtand iſt falſch. Ludwig ſezte den Antonio zwar zu ſeinem völligen Erben ein; aber dieſe Einſezung beweiſet für ſeine eheliche Geburt ſo viel als nichts. Wäre in dem Teſtamente ihrer gedacht geweſen, ſo würde man keinen weitern Beweis gefordert haben, den die Freunde des Antonio doch hernach umſtändlich führen mußten. — Was meine Geſchichtſchreiberin von dem Tode des Cardinals Heinrich ſagt, beweiſet ihre unbedachtſame Parteilichkeit noch mehr. Der Cardinal ſtarb in ſeinem 68 Jahre, und ſie ſagt ſelbſt; il étoit vieux et usé, c'en devoit être assez pour faire juger qu'il n'iroit pas loin. Warum läßt ſie es alſo nicht dabei? Warum läßt ſie uns, auſſer dem Alter und der Krankheit, noch eine andere Urſache ſeines Todes argwohnen? Doch was argwohnen? Sie ſagt mit trokenen Worten: Quelques historiens disent que Philippe trouva le secret de l'empêcher de languir. (S. 31. 32.) Philippus erbarmte ſich des kranken Heinrichs, und ließ ihn aus der Welt ſchaffen. Weñ ſie doch nur einen von den Geſchichtſchreibern genañt hätte, die dieſes ſagen! Herr Gebauer wenigſtens führt keinen an, dem dieſe grauſame Beſchuldigungen eingekommen wäre; und ich ſorge, die Frau von Sainctonge wird die unſelige Urheberin derſelben bleiben.

So etwas macht ihr nun zwar keine Ehre; doch muß ſie auch darum nicht lauter Unwahrheiten geſchrieben haben. Das, worin man ihr am ſicherſten trauen kañ, ſind ohne Zweifel die Nachrichten, die ſie uns von dem Bruder ihres Großvaters gibt, und die Herr Gebauer bei folgender Stelle ſehr wohl würde haben brauchen können.

„In den azoriſchen Inſeln, ſonderlich auf „Tercera, hatte ſich ein Ruf ausgebreitet, König „Sebaſtian ſei nicht erſchlagen, ſondern entkom„men, und werde ſich bald ſeinen treuen Untertha„nen wieder zeigen. Als hierauf Antonius des „Königs Heinrich Tod und ſeine Erhebung denen „auf Tercera wiſſen ließ, waren ſie deſſen wohl „zufrieden; und ob ſie gleich durch ihre Abgeord„neten des Antonii Niederlage bei Alcantara und „Flucht erfuhren, blieben ſie doch in der Treue „gegen ihren angebornen König beſtändig, zumal „da Cyprian von Figueredo, ein ſtandhafter Die„ner von dem unglükſeligen Antonio, ſie bei „dieſen Gedanken erhielt, und Petrus Valdes „mit ſeinen Spaniern in einer Landung unglüklich „war.“ 1)

Herr Gebauer iſt hier, wider ſeine Gewohnheit, ſehr conciſ, und führet auch, welches er ſehr ſelten zu thun pflegt, ganz und gar keinen Währmañ an. Er würde aber ohne Zweifel die Frau von Sainctonge hier angeführt haben, weñ er ſie gekañt hätte. Wenigſtens würde er ihr in dem Vornamen des Figueredo gefolget ſein, welches eben der obgedachte Bruder ihres Großvaters war. Deñ dieſe Kleinigkeit hat ſie, aller Wahrſcheinlichkeit nach, richtiger wiſſen müßen, als alle andere Scribenten. Sie nennet ihn Scipio

1) Seite 4 und 5 des zweiten Bandes.

Vaſconcello de Figueredo; und nicht Cyprian. Er war, ſagt ſie, [1]) Gouverneur auf Tercera, und hatte ſich für den Antonio erklärt, ohne im geringſten auf die Vorſchläge, die ihm der König von Spanien durch den Prinzen von Eboly, Rui Gome, thun ließ, hören zu wollen. Philip II. brauchte alſo gegen ihn Ernſt, und bemächtigte ſich für's erſte aller Güter, die er in Portugal hatte. Die Expedition aber, die er hierauf dem Petrus Valdes wider ihn auftrug, war nicht die einzige, welche Figueredo durch ſeinen ſtandhaften Muth fruchtlos machte. Valdes, oder wie ihn die Frau von Sainctonge ohne Zweifel nicht ſo richtig nennet, Valde, war ein von ſich ſelbſt ſo eingenommener Mañ, daß er glaubte, der Sieg könne ihm gar nicht fehlen. Er koñte ſich nicht einbilden, daß man einen Augenblik gegen ihn beſtehen könne, und behauptete doch, als es zur That kam, die Ehre ſeiner Nation ſehr ſchlecht. Er ward gänzlich geſchlagen, und kam, mit Schande und Verwirrung überhäuft, nach Portugal zurük. Philippus ließ ihn noch dazu in Verhaft nehmen, weil er ihm zur Laſt legte, daß er ſich ohne ſeinen Befehl in's Treffen eingelaſſen habe; und Valdes bedurfte der kräftigſten Vorſprache aller ſeiner Freunde, um der ihm drohenden Gefahr zu entkommen. — Das Jahr darauf wurde ein zweiter Verſuch auf Tercera unternommen, welcher noch unglüklicher ablief. Herr Gebauer ſcheinet von dieſem gar nichts zu wiſſen; die Frau von Sainctonge aber erzählet folgendes davon: „Der „Gouverneur (Figueredo) habe ſo wenig Soldaten übrig gehabt, daß ein minder unerſchrokener Mañ, als er, eher an eine vortheilhafte „Capitulation, als an die Vertheidigung würde

1) Seite 60 und 63.

„ gedacht haben. Seinen Muth aber habe nichts „ erſchüttern können; und er ſei auf eine Liſt ge„ fallen, die von ſehr guter Wirkung geweſen. „ Er habe nämlich eine große Anzahl Ochſen aus „ dem Gebirge kommen, und ſie an dem Tage der „ Schlacht, mit brennenden Lunten auf ihren Hör„ nern, mitten unter dem kleinen Haufen ſeiner „ Trupen forttreiben laſſen. Die Spanier, die „ einen ſehr ſchwachen Feind vor ſich zu finden ge„ glaubt hätten, wären durch den Schein betro„ gen worden; ſie hätten mit einer überlegenen „ Macht zu thun zu haben vermeint, und daher mit „ ſo weniger Ordnung geſtritten, daß auch eine „ gemeine Tapferkeit zureichend geweſen ſein wür„ de, ſie zu überwinden. Das Mezeln ſei er„ ſchreklich geweſen; von allen ſpaniſchen Solda„ ten wären nur zwei entkommen, die ſich in ein „ paar hohle Weiden verkrochen gehabt. Dieſe „ zwei hätten looſen müßen, und der, den das „ glükliche Loos getroffen, habe die Nachricht von „ dieſer ſchreklichen Niederlage nach Portugal über„ bringen müßen.“ (S. 75. 76.)

So glüklich nun aber Figueredo in Tercera war, ſo hielt es doch Antonio für noch vortheilhafter, weñ er einen ſo tapfern Mañ beſtändig um ſich haben köñte. Er ließ ihn folglich nach Frankreich überkommen, und vertraute Tercera dem Emanuel von Sylva an. Die Frau von Sainctonge beklagt ſich, daß verſchiedene Geſchichtſchreiber aus dieſer Veränderung geſchloſſen hätten, Antonio müße mit dem Scipio nicht zufrieden geweſen ſein; und führet dagegen eine Stelle aus einem Briefe des Antonio an den Pabſt Gregorius XIII. an, worin er ſeiner Treue und Tapferkeit völlige Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Nach den Erzählungen des Herrn Gebauer muß man glauben, daß ſich Antonio, nachdem er ſein Portugal verlaſſen müßen, beſtändig in Frankreich aufgehalten habe. Der Frau von Sainctonge zufolge aber hat er ſich weit öfter und länger in England aufgehalten. Seine erſte Reiſe dahin that er ſogleich nach ſeiner glüklichen Entkommung aus dem Reiche von Calais aus, wohin ihn das enkhuyſiſche Schif gebracht hatte. Sie fällt in das Jahr 1581, und ich finde, daß Camden in ſeinem Leben der Königin Eliſabeth, wie auch, aus ihm, Rapin, ihrer unter dieſem Jahre gedenken. Zu ſeiner zweiten Reiſe nach England brachten ihn die Nachſtellungen, welchen er von Seiten des Königs von Spanien, während der Unruhen der Ligue, in Frankreich ausgeſezt war. Sie muß in dem Jahre 1585 geſchehen ſein, und die Frau von Sainctonge erzählet uns einen merkwürdigen Umſtand davon, den ſie aus den eigenhändigen Memoires des Don Antonio gezogen zu haben verſichert.

„Die Königin Eliſabeth, ſagt ſie, lud ihn auf „das inſtändigſte ein, zu ihr nach England zu „kommen. Er that es alſo, und ward auf eine „ſehr galante Weiſe daſelbſt empfangen. Die Kö„nigin hatte eine große Anzahl von den Edelleu„ten ihres Hofes ſich in Schäfer verkleiden laſſen, „und ſchikte ſie ihm, bis auf die Höhe von Sa„lisbury entgegen, mit dem Vermelden, daß er „ſich von der großen Schäferin des Landes allen „möglichen Beiſtand zu verſprechen habe. In allen „Städten, wo er durch mußte, hielt man ihm den „prächtigſten Einzug, ſo daß man ihn eher für „einen Sieger, als für einen ſeiner Länder be„raubten König hätte anſehen ſollen.“

Dieſer ſein zweiter Aufenthalt in England dau-

erte bis in das Jahr 1590. Die Angelegenheiten von Frankreich hatten durch den Tod Heinrichs III. eine andere Geſtalt gewonnen, und Don Antonio glaubte ſich nunmehr von Heinrich IV. einen nachdrüklichen Beiſtand verſprechen zu dürfen. Heinrich war damals zu Dieppe, und Don Antonio kam zu ihm herüber. Allein der König dünkte ſich ſelbſt auf ſeinem Throne noch nicht befeſtiget genug, daß er ſich mit fremden Händeln abgeben köñte. Don Antonio kehrte alſo zwar unverrichteter Sache, aber doch mit vielen Verſprechungen auf eine bequemere Zukunft, wieder nach England, wo er bis ins Jahr 1594 blieb, da ihm Heinrich IV. durch ſeinen Geſandten, den Herrn Beauvais la Nocle, verſichern ließ, daß er, weñ er nach Frankreich kommen wollte, nunmehr ſehr willkommen ſein werde. Er ging alſo nach Calais über, und von da zu dem Könige nach Chartres. Heinrich bezeigte ſich ungemein willig, ihm zu dienen; ließ ihm auch durch den Marſchall de Matignon ſagen, daß, weñ er bei ſeiner (Heinrichs) Krönung mit gegenwärtig ſein wollte, man ihm nicht allein den Vortritt dabei laſſen, ſondern ihn auch mit allem, was er zu dieſer Ceremonie brauchen würde, verſehen wollte. Don Antonio ließ ſich aber mit ſeinem kurzen Athem entſchuldigen, der ihm keinen Augenblik Ruhe gönne, und ging nach Paris, wohin ihm auch der König bald darauf folgte. Hier lag Antonio dem König ſehr an, ihm mit einer Summe von 26000 Thalern beizuſpringen; weil aber Heinrich ſein baares Geld gegenwärtig ſelbſt brauchte, ſo erlaubte er ihm, auf ſeinen Namen Geld zu borgen, und verſprach, es das folgende Jahr wieder zu geben. Clermont d'Amboiſe war bereits ernañt, die Trupen zu commandiren, die der König dem Antonio geben woll-

te. Doch das Schikſal hatte es anders beſchloſſen, und der unglükliche Antonio ſtarb. — Alles dieſes erzählet die Frau von Sainctonge, und es kañ zu einer guten Ergänzung des Herrn Gebauer dienen, bei dem man, wie geſagt, auch nicht die geringſte Spur findet, daß ſich Antonio in England aufgehalten habe. — Was meinen Sie aber, ob es wohl Heinrich dem IV. jemals ein wahrer Ernſt geweſen iſt, dem Antonio zu helfen, oder ob auch er eitel genug war, ihn blos deßwegen aus England kommen zu laſſen, um ſeine Krönung durch die Gegenwart einer ſolchen Perſon glänzender zu machen?

Das Beſonderſte, was ich ſonſt bei der Frau von Sainctonge finde, ſind verſchiedene Anekdoten, die Nachkommen des Don Antonio betreffend. Vornehmlich erzählt ſie ein Liebesabenteuer, welches Don Ludwig, des Antonio Enkel, in Italien gehabt, ſehr weitläuftig. Die Dame aber, mit welcher er es gehabt, weil er ſie endlich geheiratet, kañ keine andere ſein, als die Prinzeſſin von Monteleone, mit der er ſich, zufolge der Histoire genealogique de la maison royale de France, verbunden hat; wobei es mich aber wundert, daß ſie die Frau von Sainctonge ſchlechtweg une Dame Italienne nennet, und von ihrem Stande ſehr kleine Begriffe erwekt. Damals muß ſich Don Ludwig auch dem ſpaniſchen Gehorſam noch nicht unterworfen gehabt haben; deñ der Vicekönig von Neapel war ſehr erfreut, ſeiner habhaft zu werden. Er muß ſeine Anſprüche erſt ſpät, mit ſeinem Vater dem Don Emanuel, aufgegeben haben, von welchem leztern die Frau von Sainctonge auch meldet, daß er ein Capuciner geweſen, ehe er dieſen ſchimpflichen Schritt gethan habe.

Denn das Schickſal hatte es anders beſchloſſen, und der unglückliche Antonio hatte — Unter dieſes erzählet die Frau [illegible], und es läßt zu einer andern Ergänzung des Ganzen Gedanken bleiben, daß dem auch, was erzählt, auch nicht die geringſte Vermuthung [illegible], daß [illegible] Antonio [illegible] gehalten habe. — Was meines Erachtens, ob es nicht [illegible] dem [illegible] damals ein [illegible] Schickſal [illegible] dem Antonio zu [illegible], daß er auch [illegible] genug war, ihn [illegible] zu [illegible] und [illegible] und ſeine [illegible] durch die Gegenwart einer ſolchen Perſon [illegible] zu machen?

Nach Chrouſter, was ich nicht der die Frau von [illegible] habe, und [illegible] der Nachkommen der Dom [illegible] betreffend. Der [illegible] erzählt [illegible] ein [illegible], welcher Den Ludwig, des Antonio Enkel, in [illegible] ſehr [illegible]. Der Dame aber, mit welcher er [illegible], weil er ſie [illegible], [illegible] eine andere ſeit, als die [illegible] von [illegible], mit der er ſich, infolge der [illegible], de la [illegible]. [illegible] war es mich aber [illegible], daß ſie die Frau von [illegible] und [illegible] und von ihrer [illegible]. [illegible] und [illegible] nicht [illegible] der [illegible], was [illegible] zu [illegible] — [illegible], [illegible] Zeit, ihr [illegible], [illegible] haben, [illegible] Frau von [illegible], [illegible] er [illegible] [illegible] worden.

Leſſings einzige Recenſion

in der

Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften.

(Die Idyllen Theokrits, Moſchus, und Bions, aus dem Griechiſchen überſezt (von Lieberkühn.) Berlin, 1757. 8.)

Eine Überſezung aus dem Griechiſchen! Eine Überſezung eines griechiſchen Dichters! Eine poetiſche Überſezung eines griechiſchen Dichters! — Mehr gutes köñten wir unſern Leſern wohl ſchwerlich auf einmal ankündigen. Allein wir müßen ſie, leider! erſuchen, ihre Freude noch einige Augenblike zurükzuhalten; und weñ ſie es alsdañ noch für gut finden, ihren Landsleuten zu dieſem deutſchen Theokrit Glük zu wünſchen; ſo — Doch das ſollte uns ſehr wundern.

Der Überſezer hat eine Einleitung vorgeſezt, die aus neun Abſchnitten beſteht. Er handelt darin von dem Leben der drei griechiſchen Dichter, von den Idyllen überhaupt, von der Schreibart der Idylle, von dem Silbenmaße der Idylle, von dem Charakter der drei Dichter, von den kleinen Gedichten derſelben, von den Bilderverſen, die man bei den meiſten Ausgaben derſelben findet, und endlich von ſeiner gegenwärtigen Überſezung ſelbſt. Unter dieſen Überſchriften köñte viel brauchbares, ſchönes und neues ſtehen: wir haben aber in der That nichts gefunden, was des Auszeichnens werth ſei, und wollen alſo ſogleich zu der Überſezung ſelbſt kommen, von der wir nur noch das im voraus erinnern müßen, daß ſie größtentheils in Hexametern abgefaßt iſt. Wir werden uns aber nur bei dem Theokrit aufhalten können.

1 Idyll. Wollen wir wohl unterſuchen, ob der Gaul nicht gleich über die Schwelle geſtolpert iſt? Hier iſt der Anfang.

Thyrſis.

„Lieblich iſt das Murmeln und jene Fichte, mein Hirte,
„Die zu den Quellen rauſcht! Auch lieblich ſind die Geſänge
„Deiner Flöte. Der nächſte Lohn nach dem Pane gebührt dir!
„Weñ er den ſtößigen Bok empfängt, ſo empfängſt du die Ziege.
„Wird die Ziege ſein Lohn, ſo beköm̃ſt du die ſaugende Ziege;
„Angenehm iſt ihr Fleiſch, bis der wartende Hirte ſie melket.“

Der Ziegenhirte.

„Lieblicher iſt dein Geſang, o Schäfer, als rie-ſelndes Waſſer,
„Das von obern Felſen widerſchallend hinabriñt.
„Nehmen die Muſen zum Lohn ein noch nicht waidendes Läm̃chen,
„So gebührt dir ein fettes Lam̃. Weñ ihnen gefalle,
„Sich ein Lam̃ zu wählen, ſo wird ein Schaf dein Geſchenke.“

Gleich in der erſten Zeile iſt aus dem Worte Murmeln, welches ſich nur von den Quellen ſagen läßt, und aus dem und deutlich zu erſehen, daß der Überſezer die wahre Conſtruction verfehlt hat. Theokrit ſagt:

Ἁδυ τι το ψιθυρισμα και ἁ πιτυς, αιπολε, τηνα,
Ἁ ποτι ταις παγαισι μελισδεται.

D. i. „Süß iſt das Flüſtern, das von der Fichte, „hier an den Quellen, lieblich ertönet.“ Dieſe

Überſezung rechtfertiget der alte Scholiaſt, der die Stelle ſo umſchreibt: ἡδυ μεν το της πιτυος ψιθυρισμα εκεινης της παρα ταις πηγαις λιγυρως αδουσης. Der Dichter ſagt nichts von murmelnden Quellen; er läßt blos die Fichte lieblich flüſtern, und zwar an den Quellen, und nicht zu den Quellen. Der deutſche Überſezer, Herr Lieberkühn, hat ſich ohne Zweifel von einer ſchlechten lateiniſchen Überſezung verführen laſſen, welcher die leztern Worte durch: quae ad fontes suaviter canit, gibt. Wen̄ προς (doriſch ποτι) mit dem Dativo zu bedeuten kön̄te, ſo müßte es eben dieſe Bedeutung auch im 107 Verſe dieſes erſten Idylls haben.

Ὧδε καλον βομβευντι ποτι σμανεσσι μελισσαι.

D. i. „Hier, wo die Bienen lieblich um ihre Körbe „ſummen." Auch in dieſer Zeile hat Herr Lieberkühn die Partikel ποτι verfehlt, und ſie zwar nicht durch zu, aber eben ſo unglüklich durch aus überſezt: „Lieblich murmeln aus weidenen Körben die „ſchwärmenden Bienen." Wir gehen weiter. „Wen̄ „Pan den ſtößigen Bok empfängt." Warum ſtößig? Theokrit ſagt blos κεραον τραγον, und der Scholiaſt ſagt ausdrüklich, daß κεραος und κερασφορος einerlei ſei. Stößig heißt κορυπτιλος (Id. 5. V. 147.) — „So bekom̄ſt du die ſaugende Ziege." Χιμαρος heißt eine jährige Ziege, und nicht eine ſaugende; ἡ ενιαυσιαια αιξ ἡ ἑνος χειμωνος ουσα, ſagt der Scholiaſt. Herr Lieberkühn hat den Unterſchied zwiſchen εριφος und χιμαρος nicht gewußt. Jenes würde man allenfalls durch eine ſaugende Ziege übeſezen können; hier aber iſt das ſaugende wegen des folgenden um ſo viel anſtößiger: „angenehm „iſt ihr (der ſaugenden Ziege) Fleiſch, bis der „wartende Hirte ſie melket." Alſo melkt man die ſaugenden Ziegen, oder melkt ſie doch ſogleich,

als ſie zu ſaugen aufgehört haben? Die Ungereimtheit iſt auf Theokrits Rechnung nicht zu ſchreiben. Noch bemerke man den Ausdruk wartender Hirt. Wie deutlich und beſtiṁt Herr Lieberkühn überall iſt! Heißt der wartende Hirt der ſorgende, der pflegende Hirt, oder der Hirt, der die Zeit zu melken nicht erwarten kañ? — „Als rieſelndes „Waſſer, das von obern Felſen widerſchallend „hinabriñt.“ Was für elende, holperichte anderthalb Zeilen, für die malende Harmonie der griechiſchen:

- - - η το καταχες
Την απο τας πετρας καταλειβεται ὑψοθεν ὑδωρ.

Im Griechiſchen faſt lauter reine, liebliche Daktyli: im Deutſchen faſt lauter ſchwerfällige, unangenehme Spondäi. „Das von | obern | Felſen | wieder | „Την απο | τας πε | τρας κατα- | λειβεται | „ὑψοθεν. | [1]) Und nun wird man auch die Feinheit einſehen, mit der Theokrit jedem von den wetteifernden Hirten eine eigene Vergleichung in den Mund legt. Thyrſis ſagt: „gleich dem ſüßen Säu„ſeln der ſanft flüſternden Fichte;“ und der Ziegenhirt erwidert: „lieblicher als das rieſelnde Waſ„ſer, das hoch vom Felſen herabfließt.“ Wo aber bleibt dieſe Feinheit, weñ man, mit dem Herrn Lie-

1) Es iſt freilich von einem ſchlechten Überſezer zu viel verlangt, daß er uns auch nicht einmal um den Wohlklang ſeines Originals bringen ſoll. Wir würden alſo dem Herrn Lieberkühn dieſe nimrodiſche Zeile nicht aufgemuzt haben, (wie wir ihm denn von Grund des Herzens gern alle übrigen von gleichem Schlage überſehen,) wenn er ſich nicht in dem fünften Abſchnitte ſeiner Einleitung das Anſehen geben wollte, als habe er über den deutſchen Hexameter mehr als andere nachgedacht, und könne daher etwas davon ſagen, „was vor „ihm noch niemand geſagt habe.“

berkühn, die Quellen ſogleich zur Fichte murmeln läßt? — „Nehmen die Muſen zum Lohn ein noch nicht „waidendes Lämchen; (ταν οϋδα ſagt Theokrit) ſo „gebührt dir ein fettes Lam̃ (αρνα σακιταν λα-„ψῃ)." Wie verkehrt! Sieht den̄ Herr Lieberkühn nicht, daß der Ziegenhirt dem Thyrſis gleichfalls weiter nichts, als τα δευτερεια των Μουσων zuerkennen will, ſo wie Thyrſis ihm τα δευτερεια του Πανος zuerkan̄t hatte? Und wen̄ dieſes iſt, müßen den̄ nicht οϋδες mehr ſein, als σηκιται αρνες? [1]) Sind aber noch nicht waidende Lämchen mehr, als fette Lämmer? „Wählen die Muſen ein Lam̃, ſo wird ein „Schaf dein Geſchenke." Immer verkehrter! Ein Schaf iſt ja wohl beſſer als ein Lam̃? Und alſo würde Thyrſis noch immer einen größern Preis erhalten, als die Muſen; iſt das aber Theokrits Meinung?

So ſehen die erſten eilf Zeilen der gegenwärtigen Überſezung aus. Es würde Sclavenarbeit ſein, alles folgende auf gleiche Weiſe durchzugehen. Wir wollen alſo nur hier und da einen Stein anzeigen, der ſeiner Unwiſſenheit zum Anſtoß geworden. — Theokrit läßt (V. 23 — 24) den Ziegenhirten ſagen:

αι δε κ' αειςῃς
Ὡς ποκα τον Λυβυαθε ποτι Χρομιν ᾳσας εριςδων

D. i. „Wen̄ du ſo ſingſt, wie du einſt mit dem „lybiſchen Chromis um die Wette ſangſt;" εαν δε

1) Was σηκιται αρνες ſind, zu erklären, ſezt der Scholiaſt hinzu: οὓς ετι γαλακτος δεομενους, οἱ νομεις των μητερων χωριζοντες, ιδιᾳ βοσκουσι, και εν ιδιῳ σηκῳ κλειουσιν. Der Verſtand erfordert nothwendig, daß man, anſtatt οὓς, ουκ leſe. Denn wenn ſie der Milch noch bedürfen, ſo iſt es ja wohl billig, ſie bei den Müttern zu laſſen? Gleichwohl finde ich in allen Ausgaben des Scholiaſten οὓς.

ᾳσης ὡσπερ ᾐσας ποτε εριζων προς τον Χρομιν τον Λιβυχαθεν, τουτεστι τον απο της Λιβυης, erklärt es der Scholiaſt. Herr Lieberkühn aber überſezt:

„Und du mir Lieder,
„Wie du einſt im Wettſtreit den Chromis lybiſch
beſungen.“

Man ſagt: εριζειν προς τινα, **mit einem ſtreiten**; aber wo hat Herr Lieberkühn ᾳδειν προς τινα, **einen beſingen**, gefunden? Und wie hat es ihm einkommen können, Λυβυαθε zu einem Adverbio zu machen? — Bei der 69 Zeile kañ man ſich unmöglich des Lachens enthalten: Ουδ' Αιτνας σκοπιαν, überſezt Herr Lieberkühn: „noch in der „Höhle des Ätna.“ Σκοπια heißt ein **erhabner Ort**, von welchem man ſich umſehen kañ; und alſo hätte überſezt werden müßen: „noch auf der „Höhe oder Spize des Ätna.“ Wie hat Herr Lieberkühn aber die **Spize** für eine **Höhle** anſehen können? Dieſes beantwortet die lateiniſche Überſezung, oder das Lexikon, wo er bei σκοπια das lateiniſche specula gefunden, welches er in ſeiner überſezeriſchen Eilfertigkeit für spelunca genommen. — Die 105 Zeile:

Ὁυ λεγεται ταν Κυπριν ὁ βωκολος, ἑρπε ποτ' Ιδαν.

überſezt Herr Lieberkühn:

„Und der Hirte ſagte zur Venus, begib dich
nach Ida.“

ὁ βωκολος λεγεται, **der Hirte ſagte**; das iſt allerliebſt! Und **nach Ida**; als ob Ida eine Stadt wäre! Solche grobe Fehler! Und gleichwohl hat uns der alte Scholiaſt wegen des wahren Verſtandes dieſer Zeile nicht einen Augenblik in Zweifel gelaſſen: ὁ, ſagt er, αντι του ὁπου. λειπει δε το

καταισχυναι ὁπȣ ὁ βȣκολος Αγχισης την Αφροδιτην κατισχυναι λεγεται. „Wo, wie man ſagt, der „Hirte die Venus —“ Die Beſcheidenheit befiehlt dem Theokrit, die Rede unvollendet zu laſſen. Anſtatt:

„Und der Hirte ſagte zur Venus, begib dich nach Ida —
„Eil' zum Anchiſes —“

hätte Herr Lieberkühn alſo ungefähr ſagen ſollen: „Geh nur auf deinen Ida, wo dich einſt der „Hirt — du weißt ſchon — geh nur zu deinem „Anchiſes.“

Aus dem 2 Idylle, das gleichfalls von Fehlern wimmelt, wollen wir nur die allergröbſten anzeigen. Aus dem Vogel Ιυγξ macht Herr Lieberkühn, durch das ganze Idyll, einen bezaubernden Trank. Φιλτρα ſind ihm bloße Säfte; und er weiß nicht, daß überhaupt alles darunter verſtanden wird, wodurch man Liebe zu erweken denkt. Auch die Lorbeern, welche Simätha verbreñt, auch das Wachs, das ſie am Feuer zerläßt, ſind Φιλτρα. — In der 48 Zeile ſagt der griechiſche Dichter:

Ἱππομανες φυτον εςι παρ Αρκασι —

und Herr Lieberkühn überſezt es:

„Bei den Arkadiern ward Hippomanes vormals geboren.“

Es iſt zwar nicht ganz ausgemacht, was Ἱππομανες heißt; ob es eine Pflanze, oder, nach dem Servius, virus ex equarum inguinibus defluens, quo tempore praecipites in Veneris libidinem et furorem feruntur, bedeute. Aber zu einer Perſon hat es doch noch niemand, als Herr Lieberkühn, gemacht. Theokrit nim̃t es

offenbar für eine Pflanze, ob wir gleich gar wohl wiſſen, daß Φυτον εϛι, ſo viel als Φυεται heiſſen kañ. Es muß in dem Kopfe unſers Überſezers ohne Zweifel ein wenig verwirrt ausſehen; deñ allem Anſehen nach hat er für Ἱππομανες, Ἱππομενης geleſen, der durch den Wettlauf mit der Atalanta bekañt iſt, und deſſen unſer Dichter in dem 3 Idyll, Zeile 40, gedenkt. — In der 88 Zeile läßt Theokrit die Simätha klagen:

Και μεν χρως μεν ὁμοιος εγινετο πολλακι θαψω.

Θαψος iſt ein gelbliches Holz, und ebendaſſelbe, welches die Griechen ſonſt χρυσοξυλον nennen: εϛι ξυλον τι ὁ καλειται σκυθαριον, ηγȣν σκυθικον ξυλον, ſagt der Scholiaſt. Weñ man aber in des Herrn Lieberkühn Überſezung lieſet:

„Oft glich ein bleiches Geſicht dem todtenfarbigen Thapſus;“

ſollte man nicht faſt vermuthen, er habe Thapſus für etwas ganz anders, als für ein Holz angeſehen; beſonders da er ihm das weibliche Geſchlecht nicht läßt, das es im Griechiſchen hat? — Der Fehler in der 146 Zeile iſt unwiderſprechlicher; er macht nämlich aus ἁ Μελιξους (der Mutter der Melixo; man merke wohl, daß Μελιξους der Genitivus iſt), eine Mañsperſon, die er Melixus neñt.

3 Idyll. „Die Scholaſtiker, ſagt Herr Lieberkühn in dem Inhalte, haben allerhand wizige „Muthmaßungen über die Perſon dieſes Gedichtes „geäuſſert.“ — Die Scholaſtiker? Welche? Die Scotiſten oder Thomiſten? Oder meint der gelehrte Überſezer etwa die Scholiaſten? — die er nicht geleſen hat. — In der 31 Zeile macht Herr Lieberkühn aus der Αγροιω einen Akermañ, Namens Agräos. In der 45 Zeile iſt ein gleicher

Fehler, wo er aus der klugen Alpheſiböa einen weiſen Alpheſibäus macht. Was für eine Luſt mag er wohl an ſolchen Verwandlungen haben?

In dem 4 Idyll wollen wir nur einen einzigen Fehler anmerken. Nur einen einzigen, der aber gut und gern ſein Duzend kleinerer werth iſt. Den Fluß Alpheus, der jedem bekañt ſein muß, dem die olympiſchen Spiele nicht etwas ganz unerhörtes ſind, macht er zu einer Stadt Alphe, und überſezt die 6 Zeile: αγων νιν επ' Αλφεον ωχετο Μιλων, durch: „ihn nahm ja Milo mit ſich nach Alphe.“

5 Idyll. In der 14 Zeile hat Herr Lieberkühn aus Λακων ὁ Καλλιϑιδος zwei verſchiedene Perſonen gemacht. — In der 117 Zeile iſt die ganze Ironie verloren gegangen; anſtatt: „du wendeſt lächelnd „den Naken,“ hätte es heiſſen ſollen: „du wendeſt „dich vortreflich!“ — In der 126 Zeile überſezt er ποτ' ορϑρον „am dämmernden Abend;“ und doch heißt ορϑρος die Morgendämmerung.

6 Idyll. Eins von den vortreflichſten Bildern im Theokrit hat Herr Lieberkühn ſchändlich verdorben; deñ in der 14 Zeile hat er das εξ αλος ερχομενας auf den Hund gezogen, da es doch auf das Mädchen geht, das der Hund anfangs nur im Waſſer ſieht, und es anbellt. „Ruf ihn zurük, will der „Dichter ſagen, ſonſt möchte er dem Mädchen in „die Beine fahren, weñ es nun aus dem Meere hervorgeht; das iſt, weñ er nicht mehr ihr bloßes „Bild im Waſſer, ſondern ſie ſelbſt am Ufer erblikt.“ Herr Lieberkühn ſagt dafür:

„Ruf ihn, ſonſt faßt er dem Mädchen in's Knie; er ſteigt aus dem Meere,
„Ruf ihn!“

In der 39 Zeile ſollte es anſtatt: „nezt' ich „mir dreimal die Schöße,“ heiſſen: „ſpukte ich

„ mir dreimal in den Schooß.“ Man kañ bei dem: „ nezt' ich mir die Schöße,“ an ganz etwas anders denken.

Aus dem 7 Idyll mögen ſich unſre Leſer nur mit einem Fehler begnügen. In der 31 Zeile macht Lieberkühn das Arntefeſt Θαλυσια zu einer Stadt, und überſezt ἁ δ' ὁδος ἁδε Θαλυσιας, durch: „ dies iſt der Weg, er geht nach Thalyſien.“

Deßgleichen aus dem 8 Idyll. Zeile 66 überſezt Lieberkühn μιτυλαν αιγα, durch: „ eine Ziege „ mit ſproſſenden Hörnern.“ Er hätte ſezen ſollen: mit verſtümmelten Hörnern; μιτυλαν αιγα Φησιν ακερων, ſagt der Scholiaſt. Den 70 Vers müßen wir doch auch noch anmerken.

Σιττα νεμεσθε, νεμεσθε; τα δ' ȣθατα πλησατε πασαι
Ὡς το μεν ωρνες εχωντι, το δ' ες ταλαρως αποθωμαι.

D. i. „ Waidet, waidet und füllet die Euter, da„ mit ein Theil den Lämmern werde, und ein Theil „ die Äſchen fülle.“ Oder, wie es Daniel Heinſius überſezt:

Paſcite, paſcite vos, atque ubera tendite cuncta,
Altera pars calathis, pars altera reſtet ut agnis.

Herr Lieberkühn aber überſezt:

„ Daß die Lämmer nicht darben, ſo pflük' ich in
Körben euch Kräuter.“

Wir haben ſchon vermuthet, ob er hier nicht vielleicht einer beſondern Lesart gefolgt ſei; aber welcher? und wo findet man ſie?

9 Idyll. Hier kommen wieder ein paar Zeilen vor, die Herr Lieberkühn unmöglich nach dem Griechiſchen kañ überſezt haben. Daphnis ſagt: „ den brennenden Sommer aber achte ich eben ſo „ wenig, als ein Verliebter die Reden des Vaters „ oder der Mutter:“

Τȣ δε θερȣς φρυχοντος εγω τοσσον μελεδαινω
Ὅσσον ερωντι πατρος μυθων και ματρος ακȣσιν.

Weñ er nur wenigſtens die Überſezung des Heinſius zu Rathe gezogen hätte:

Torridaque aestatis vix tantum frigora curo,
Quam patris praecepta sui, vel matris, amator.

Doch er hat lieber etwas hinſchreiben wollen, was kein Menſch, auch er ſelbſt nicht einmal, verſtehen kañ.

„Aber den brennenden Sommer bedenk' ich ſo ämſig, als Kinder,
„Die mit begierigem Ohr die lehrenden Eltern erwarten."

In dem 10 Idyll iſt gleich das erſte Wort ein Fehler; εργατινα Βȣκαιε, heißt nicht ämſiger Schnitter, und kañ es auch wegen des folgenden nicht heiſſen, wo von dieſem ämſigen Schnitter geſagt wird, daß er zurük bleibe. Es ſollte dafür heiſſen gedungener. — In der 19 Zeile verwechſelt der Überſezer den Plutus mit dem Pluto. Wo hat er geleſen, daß man den Pluto blind vorſtelle? — In der 27 Zeile ſagt der Dichter:

Συραν καλεοντι τυ παντες
Ισχναν, ἁλιοκαυστον εγω δε μονος μελιχλωρον.

D. i. „Alle nennen dich die ſchlanke, von der „Sonne verbrañte Syrerin; und nur ich nenne „dich die honigbraune." Wie gibt das ſein Überſezer?

„Die ſchlanke Syrerin neñt dich jeder,
„Von der Sonne gefärbt! Ich aber gleiche dem Honig!"

11 Idyll. Theokrit läßt den Cyklops, Zeile 54, ſeufzen:

Ω μοι ὁτ' ȣκ ετεκεν μ' ἁ ματηρ βραγχι' εχοντα
Ὡς κατεδυν ποτι, και ταν χερα τευ εφιλασα,
Αι μοι το ϛομα λῃς.

D. i. „O daß meine Mutter mich nicht mit Kiefern und Floßfedern gebar, damit ich in das „Waſſer zu dir herab köñte, und wenigſtens deine „Hand küßte, weñ du den Mund mir weigerſt.“ Dies iſt der Verſtand; und der Überſezer, der ein Dichter ſein wollte, müßte die Worte noch weit ſorgfältiger wählen, und zierlicher ſezen. Thut das Herr Lieberkühn?

„Ach, keine ſchupigte Mutter,
„Weh mir, gebar mich wie rudernde Fiſche, herunter zu ſchwimmen,
„Und dir die Hände zu küſſen, weñ du die Lipen nicht reichteſt.“

Was ſoll die ſchupigte Mutter? Was würde es helfen, weñ ſie ihn auch ſo geboren hätte, wie Fiſche gebären? — Doch wir wollen uns nicht mehr bei Stellen aufhalten, die nur ſchlecht überſezt ſind; wir können die nicht einmal alle bemerken, die falſch überſezt ſind. Darunter gehöret die 75 Zeile:

Ταν παρεοισαν αμελγε· τι τον φευγοντα διωκεις;

„Aber, will der Cyklope ſagen, warum verliere ich „meine Zeit bei der ſpröden Galathee? Warum „verfolge ich die einzige, die mich flieht, da mir „ſo viel andere Mädchen lächeln?“ Und dieſes drükt er durch ein Schäferſprichwort aus: „melke, „die vor dir ſteht, was verfolgeſt du den Fliehen„den?“ Der Scholiaſt erklärt es την αγαπωσαν

φιλει. Aber wo iſt dieſe feine Anſpielung/ wo iſt dieſer Siñ in Lieberkühns Überſezung?

„Melke dies Schaf! Was eilſt du nach dich fliehenden Schatten!“

12 Idyll. Was mag wohl o ſaturniſcher Vater heiſſen? Vielleicht ein Vater/ der wie Saturnus ſeine Kinder frißt? Vielleicht ein Vater/ deſſen Güter die Söhne bei ſeinen Lebzeiten unter ſich theilen? Nichts weniger als das. Der ſiñreiche Herr Lieberkühn überſezt/ Zeile 17/ Πατηρ Κρονιδη, (ω Ζευ γενοιτο υιε τȣ Κρονȣ) durch: ſaturniſcher Vater. — Daß die 13 und 14 Zeile falſch überſezt iſt/ wollen wir nicht einmal berühren; deñ Herr Lieberkühn köñte uns einwenden/ der wahre Siñ ſei im Deutſchen gar nicht auszudrüken. Heinſius hat ihn wenigſtens im Lateiniſchen ausgedrükt:

Atque aliquis, geminum, dicat, par vixit amantum,
Hic Lacedaemoniis Espnilus dictus in oris,
Alter erat tellus quem Thessala dicat Aiten.

Wie Herr Lieberkühn aber die vier lezten Zeilen dieſes Idylls verhunzt hat/ iſt gar nicht zu beſchreiben. Der Dichter bricht in das Lob der Megarenſer aus/ wegen ihrer beſondern Gaſtfreundſchaft gegen den attiſchen Diokles. „Noch jezt verſam„meln ſich im Frühlinge die Knaben um ſein Grab/ „und ſtreiten um den Preis des Kuſſes. Wer Li„pen auf Lipen am ſüßeſten drüket/ der kehret mit „Kränzen beladen zu ſeiner Mutter. O ſelig/ wen „ſein gut Geſchike über dieſe Küſſe der Knaben „zum Richter beſtimt! Sehnlich wird er den ſchö„nen Ganymedes flehen/ daß ſein Mund dem lydi„ſchen Steine gleiche/ auf dem der Künſtler die „Güte des Goldes erforſchet.“ — Das iſt der

Siñ; nun urtheile man, wie weit Herr Lieberkühn davon abweichet:

„ Selig lebe der erſte, der blühende Knaben geküßt hat,
„ Deñ vom reizenden Ganymedes verkündigt die Vorwelt,
„ Glatten Steinen gleiche ſein Mund, worauf man das Gold prüft.“

Er lerne nur das leichtere Griechiſche des Scholiaſten verſtehen, weñ ihm der Text zu ſchwer iſt: Οντως ὁ κριτις ευχεται τῳ Γανυμηδει ἱνα επιτηδειον εχῃ το στομα προς το δικαζειν τα φιληματα οὕτως, ὡς ἡ Λυδια λιθος δοκιμαζει τον χρυσον, ειτε καλος, ειτε και μη κ.τ.λ. Hier iſt zum Überfluſſe auch noch die Überſezung des Heinſius:

Hoc nimium felix, qui basia dividit illa:
Os sibi, Dii, quoties Ganymeden postulat ante
Indicis in morem lapidis: quo nescius olim
Aurifaber purum falso discriminat aurum.

13 Idyll. Haben Sie deñ niemals, mein Herr Lieberkühn, etwas von den Symplegaden gehört? Haben Sie niemals — ich verlange eben nicht bei dem Ovidius, oder Valerius Flaccus, ſondern etwa in einer Acerra philologica, in dem mythologiſchen Wörterbuche eines Klieters, oder in ſonſt ſo einem andern Werkchen — geleſen, daß die Argonauten durch dieſe ſich trennenden Klipen ihren Lauf nehmen müßen? (medios inter juga concita cursus rumpere. *Val. Flacc.*) Und daß dieſe Klipen, ſeit der glüklichen Durchfahrt, immotae perstant, ventisque resistunt? *Ovid.* Dieſe kleine Schulgelehrſamkeit hätten ſie freilich haben müßen, weñ ſie folgende Zeilen des Theokrits gehörig hätten verſtehen und überſezen wollen:

Συν δ' αυτῳ κατεβαινεν Υ'λας ευεδρον ες Αργω
Α'τις Κυανεων ȣχ ἥψατο συνδρομαδων ναυς,
Αλλα διεξαΐξε (βαθυν δ' εισεδραμε Φασιν)
Αιετος ὡς, μεγα λαιτμα· αφ' ȣ τοτε χοιραδες εϛαν.

„Mit ihm, will der Dichter ſagen, ſtieg zugleich „Hylas in die feſte Argo, die zwiſchen den zuſam= „menſtoßenden cyaneiſchen Klipen nicht verun= „glükte, ſondern, wie auf Adlers Flügeln, durch „den gräulichen Schlund ſtrich, bis zu dem tiefen „Phaſis drang, und die irrenden Klipen unbeweg= „lich, feſt an der Tiefe des Abgrunds, zurük= „ließ.“ — Nun will ich Sie, mein Herr Lieber=kühn, exponiren laſſen:

„Mit ihm ſtieg der reizende Hylas in's Argo,
„Wohl mit Rudern verſehen, doch landete nie=mals das Kriegsſchif
„An die cyaniſche Inſeln, es ſegelte furchtſam vorüber,
„Und begab ſich, wie rauſchende Adler zum tie=fen Phaſis
„Durch hochthürmende Wogen, aus welchen Fel=ſen hervorſtehn.“

Es landete niemals? Das hatten ſich auch die Argonauten niemals einkommen laſſen. Es ſegelte vorüber? Es ſegelte zwiſchen ihnen durch. Aus welchem Felſen hervor ſtehn? αφ' ȣ heißt nicht aus welchem, ſondern, ſeit welcher Zeit.

14 Idyll Ἱπποδιωκτας überſezt Herr Lieber=kühn in der 12 Zeile, durch Fuhrmañ. Weñ er aber des Ämilius Portus doriſches Wörterbuch nach=geſchlagen hätte, ſo würde er die Anmerkung gefun=den haben: (Lex. Graeco lat.) vertunt *auriga*, nullius tamen auctoris auctoritate res confirmatur. — Doch ich

eile zu einem Fehler, aus welchem es auf die allerunwiderſprechlichſte Weiſe erhellet, daß Herr Lieberkühn den Theokrit nicht aus dem Griechiſchen, ſondern aus der lateiniſchen Überſezung verdeutſcht hat, und daß er auch dieſe lateiniſche Überſezung nicht einmal verſtanden. Der Dichter ſagt zu Ende dieſes Idylls vortreflich:

απο κροταφων πελομεθα
Παντες γηραλεοι, και επισχερω ες γενυν ἕρπει
Λευκαινων ὁ χρονος.

D. i. wie es nach der wörtlichen lateiniſchen Überſezung heißt: A temporibus fieri incipimus senes, atque inde ordine in genas serpit aetas, quae canos facit. Wir ſchämen uns recht, daß wir hier einem Manne, wie unſer Ueberſezer ſein will, noch ſagen müßen, daß tempora nicht immer die Zeiten bedeute, daß es auch die Schläfe heiſſen könne. Weñ eben dieſe Zweideutigkeit auch bei dem griechiſchen Worte ſtatt fände, ſo wollten wir gern nichts ſagen; allein κροταφοι heiſſen einzig und allein das lezte, und der Siñ des Dichters iſt dieſer: „um die Schläfe „zeigt ſich das Alter zuerſt, und dañ ſchleicht es „die Wangen herunter.“ Wer kañ ſich alſo des bitterſten Spottes enthalten, weñ Lieberkühn dafür ſagt:

„Deñ die Zeit macht uns alle zu Alten! Dañ
irrt auf den Wangen
„Die begreiſende Stund'.“

Was iſt offenbarer, als daß er hier auch nicht einmal einen Blik in das Griechiſche kañ gethan haben?

15 Idyll. Die 8 und 9 Zeile ſind ſchlecht überſezt; deßgleichen auch die 48. — Warum überſezt er in der 60 Zeile αλα durch Saal? Er

glaubt vielleicht, daß es lange genug Hof geheiſſen habe? — Warum macht er in der 67 Zeile aus der Eutyches eine Mañsperſon, Namens Eutychides? Der Scholiaſt ſagt: εικος την Ευτυχιδα Γοργυς ειναι θεραπαιναν.

16 Idyll. Ιαονος ανδρος αοιδαι überſezt Herr Lieberkühn, die Lieder Jaons. Wer iſt der Jaon? Er hätte ſagen ſollen, des joniſchen Sängers; und nun verſteht man es, daß Homer darunter gemeint wird.

17 Idyll. Ανηρ ὑλητομος überſezt Herr Lieberkühn durch Waidmañ. Aber dieſes heißt ein Jäger, und das Griechiſche bedeutet einen Holzfäller. — Wie ſeltſam treñt er die 12 und 13 Zeile!

Οἱσι Θεοι τον αριςον ετιμησαν βασιληων,
Εκ πατερων.

D. i. „Mit welchen die Götter den vortreflichſten der Könige, von ſeinen Eltern an, ausgeſchmükt.“ Theokrit will alſo ſagen, daß die Götter zu der Größe und Güte des Ptolomäus ſchon in ſeinen Eltern den Grund gelegt. Wie elend aber ſagt Lieberkühn dafür:

„Womit die Götter den herlichſten König vor Kön'gen bezeichnen,
„Von den Vätern zuerſt!“

Erſtlich heiſſen hier πατερες nicht Väter, ſondern Eltern. Deñ der Dichter ſteigt nicht höher, als bis auf den Vater und die Mutter ſeines Helden hinauf. Zweitens kañ man das: von den Vätern zuerſt, nicht anders verſtehen, als ob Theokrit ſagen wolle: „Ich will alſo den Anfang zu „ſeinem Lobe mit ſeinen Vätern machen.“ Und das iſt, wie wir geſehen haben, ſeine Meinung doch

nicht. — Περσαισι βαρυς θεος αιλομητας, gibt unſer Verdeutſcher durch:

„Der den Perſern ſo ſchädliche Gott mit geſprenkeltem Helme.“

Αιολομητης heißt klug, verſchlagen. Doch Herr Lieberkühn ſcheint hier einer andern Lesart gefolgt zu ſein; welches wir nicht tadeln würden, weñ er nur dieſe andere Lesart richtig überſezt hätte. Er muß nämlich für αιλομητης, αιολομιτρης gefunden haben; ob ich gleich die Ausgabe nicht geſehen habe, wo man dieſe Lesart in den Text genommen hätte. Doch auch alsdañ würde αιολομιτρης nicht mit geſprenkeltem Helme, ſondern mit der bunten Binde bedeuten; deñ daß μιτρα eine Binde, ein Gürtel heiſſe, hätte er aus der 59 Zeile des 27 Idylls ſeines Dichters lernen können. — Κρονιδας iſt ihm in der 24 Zeile Saturn. Und Κρονος wird ihm alſo wohl Jupiter ſein? — Die 34 und folgende Zeilen überſezt Lieberkühn:

„Und wie unter den klügſten der Frauen ſich Berenice,
„Ihrer Eltern beſtändiger Ruhm, am erhabenſten zeigte:
„Alſo legteſt du, werthe Dione, Beherſcherin Cyperns,
„In den duftenden Schooß ihm deine liebkoſenden Arme.
„Und ſie ſagen: noch habe kein Mädchen dem Ehmañ gefallen,
„Wie Ptolemäus voll Inbrunſt ſich ſeinem Gemahle gewidmet.“

So wie zu Anfange dieſes Idylls Lieberkühn den Theokrit fragen läßt:

„Was beſing' ich zuerſt, wo tauſend Gaben mir
winken?“

ſo möcht' ich bei dieſer Stelle fragen:

Was bemerk' ich zuerſt, wo tauſend Fehler mir
winken?

Alles iſt falſch! Nirgends ein Funken Verſtand! Der Grieche ſagt ungefähr; „Und o wie ſtrahlet „unter den edelſten Frauen die edlere Berenice, „der Stolz ihrer Eltern! Ihr hat den duftenden „Schooß Dionens erhabene Tochter, Cyperns Beherſcherin, mit zarten Händen geſtrichen. Daher „ſagt man auch, daß nie eine Gattin ihrem Gemahle ſo liebenswürdig geſchienen, als dem Ptolomäus die ſeine.“ — Findet man auch nur die geringſte Spur von dieſen Gedanken, von dieſer ſchmeichelnden Erdichtung, in den lieberkühniſchen Verſen? Er machte die Dione zur Venus, die Mutter zur Tochter; er macht den Schooß der Berenice, zum Schooße des Ptolomäus; er macht — kurz er macht alle Fehler, die ein nachläßiger Überſezer machen kañ. Der kinderleichte Scholiaſt hätte ſie ihm alle können vermeiden helfen: ἡ Αφροδιτη, φησιν, αυτης εις τον κολπον απεμαξατο τας χειρας, τουτεστιν επαφροδιτον εποιησεν αυτην, διο και ηγαπατο ὑπο του ανδρος — Wie manches köñten wir nicht noch bei der 3, 25, 55, 63, 99, 133 Zeile erinnern! Doch wir müßen mit dieſer verdrießlichen Arbeit zu Ende eilen.

18 Idyll. Die 17 Zeile iſt abermals ohne Verſtand überſezt:

„Glüklicher Bräutigam, dir hat, da du nach Sparta gekommen,
„Jemand glüklich genießt: wo viele Große dir
beiſtehn.“

Theokrit will ſagen: „du mußt zu einer ſehr „glüklichen Stunde nach Sparta gekommen ſein, „wo du ſo viel edle Nebenbuhler fandeſt, und „doch zum Zweke kamſt;“ ὁποι ῳ πολλοι αριςεες, ὡς ανυσαιο. Das ὡς ανυσαιο gehört, dem Verſtande nach, zu dem vorher gehenden επεπταρεν. Grotius hat es ſehr wohl überſezt:

Sponse, tibi quis in hanc venienti sternuit urbem,
Totque inter proceres felix dedit omen amoris,

Und wie jämmerlich iſt die 20 und folgende Zeilen gerathen!

„O was großes wird ſie dir gebären, gebiert ſie ihr ähnlich!
„Sind wir alle nicht gleich an Jahren, wir gingen zuſammen,
„Wie der Jünglinge ſchönſte geſalbt, bei den Bädern Eurotens,
„Viermal ſechzig Mädchen, erleſner weiblicher Jugend.
„Keine von allen hat Mängel, vergleicht ihr ſie ſelber Helenen.“

Welche Worte, weñ ſie auch ein Sturmwind zuſammen gejagt hätte, köñten weniger Verſtand haben? Da Herr Lieberkühn doch einmal kein Griechiſch verſteht, ſo wollen wir ihn nur bitten, wenigſtens das Lateiniſche des Grotius dagegen zu halten.

Pignora magna dabit, referent si pignora matrem.
Namque eadem nobis aetas et more virili
Cursus ad Eurotan unctis fuit omnibus idem;
Viginti novies sumus aevi flore puellae,
Nec tamen est, Helenae, quae sese conferat, ulla.

Iſt es nicht, als weñ ſich Herr Lieberkühn mit

Fleiß vorgenommen hätte, von allem das Gegentheil zu ſagen?

Das 19 Idyll wollen wir ganz übergehen; es iſt nur acht Zeilen lang, und Herr Lieberkühn hat es gar in Reime überſezt.

20 Idyll. Was ſoll in der 3 und 4 Zeile heiſſen:

„Ich lernte nicht küſſen,
„Wie die Hirten es thun; ich weiß ſie artig zu nehmen.“

Was weiß ich deñ zu nehmen? Weñ Lieberkühn noch ungefähr geſagt hätte: „Ich habe nicht gelernt bäuriſch zu küſſen, wohl aber bürgerliche „Lipen zu drüken;“ ſo hätte er doch wenigſtens nicht den Siñ ſeines Dichters verfehlt. — Aus der 31 und 32 Zeile iſt es abermals klar, daß er blos aus der lateiniſchen Überſezung verdeutſcht hat. Warum hätte er ſonſt von vielen Mädchen aus der Stadt geſprochen, da in dem Griechiſchen nur van einer einzigen dir Rede iſt? Die gewöhnliche lateiniſche Überſezung hat den Pluralem; Herr Lieberkühn alſo auch. — Die 29 Zeile müßen wir noch mitnehmen:

Κην αυλῳ λαλεω, κην δωνακι, κην πλαγιαυλῳ.

Wer ſieht nicht, daß αυλος, δωναξ und πλαγιαυλος hier drei beſondere Inſtrumente ſind! Herr Lieberkühn aber macht das lezte Wort zu einem Verbo, und überſezt:

„Auch weñ ich das Haberrohr blaſe,
„Oder die Flöte ſpiele, ſo oft ich ſie ſeitwärts begreife.“

Die Anmerkung, die Ämilius Portus bei dem Worte πλαγιαυλος macht, iſt artig: unde gallicum

nomen derivatum *flagiolet*, quaſi dicas *plagiaulet.* Sie iſt artig, ſagen wir; aber nicht richtig, den πλαγιαυλος war eine Art von Querflöte.

21 Idyll. Warum hat Herr Lieberkühn die 36 und die 37 Zeile nicht mit überſezt? Vielleicht, weil er ſie nicht verſtanden? Als ob er ſonſt alles, was er überſezt hat, verſtanden hätte! Weñ er ſie noch will verſtehen lernen, ſo wollen wir ihn auf Joſeph Scaligers Emmendationes ad Theocriti etc. Idylia verweiſen.

22 Idyll. Die 43 und 44 Zeile.

Ανϑεα τ' ευωδη, λασιαις φιλα εργα μελισσαις,
'Οσσ' εαρος ληγοντος επιβρυει αν λειμωνας

überſezt Herr Lieberkühn:

„Duftende Blumen, der haarichten Bienen erquikende Wolluſt,
„Die, weñ der Frühling ſich neigt, auf Wieſen in Schwärmen dahinziehn."

Was iſt offenbarer, als daß er hier abermals nicht aus dem Griechiſchen überſezt hat? Deñ ſonſt würde er ja wohl geſehen haben, daß ὁσσα auf ανϑεα und nicht auf μελισσαι gehe. — Theokrit ſagt von dem Fechter Amykus vortreflich, daß er ein eiſernes Fleiſch gehabt, σφυρηλατος οἱα Κολοσσος, d. i. „ein Fleiſch, wie der gehämmerte Koloſſus." Und das überſezt Herr Lieberkühn:

„Fleiſch wie Eiſen, als hätten ihn Hammer Koloſſus gezimmert."

Wer kañ ſich rühmen dieſes zu verſtehen? „Die „Hammer Koloſſus! die Hammer zimmern!" Welcher Unſiñ. — Ferner ſagt Theokrit von eben demſelben Amykus, daß ihm eine Löwenhaut von dem Halſe über den Rüken herabgehangen, welche

mit den Klauen oben zuſammengebunden geweſen; δερμα λεοντος αφημμενον εκ ποδεωνων. Herr Lieberkühn aber macht die Klauen der Löwenhaut zu den Füßen des Amykus, und überſezt:

„Über den ganzen Rüken und Hals zu den Füßen herunter
„Hing ihm ein Löwenfell.“

Ehe der Kampf zwiſchen dem Pollux und Amkyus angeht, rufen ſich beide von ihren Landsleuten Zuſchauer; Amykus bläſt auf einer tiefen Muſchel ſeine Bebryker zuſammen, und Pollux läßt, durch ſeinen Bruder Kaſtor, alle Helden aus dem magneſiſchen Schiffe herbeiholen. Dieſes iſt der Sin̄ der 78 und 79 Zeile; Herr Lieberkühn aber macht aus dem magneſiſchen Schiffe, eine magneſiſche Schlacht, und ziehet beide Zeilen in dieſe eine:

„Wie zur magneſiſchen Schlacht die Helden Kaſtor hervorrief.“

Und wie falſch iſt noch die 8, 179, 218 Zeile dieſes Idylls überſezt!

23 Idyll. Da Herr Lieberkühn hier einmal aus dem Knaben ein Mädchen gemacht; ſo ſollte es auch in der 6 Zeile nicht heiſſen: er lärmt, ſondern ſie lärmt. Aber wie elend iſt dieſes lärmt! — In der 16 Zeile ſagt er abermals gleich das Gegentheil von dem, was Theokrit ſagt:

Λοισθιον ουκ ηνεικε τα συμφορα τας Κυθερειας.

Wir wollen uns jezt dabei nicht aufhalten, was die Kunſtrichter wegen des Wortes συμφορα erinnern; den̄ ſo viel iſt gewiß, Herr Lieberkühn hat nichts davon gewußt, ſondern iſt den lateiniſchen Überſezern gefolgt, welche, anſtatt συμφορα, δακρυα leſen, und die ganze Zeile durch:

tandem non continuit lacrimas Veneris, geben. Aber heißt dieſes auf deutſch:

„Endlich weint er nicht mehr die Thränen der Venus?“ —

Auch die gleich darauf folgenden Worte: αλλ' ελθων εκλαιε, hätten ihm ſeinen Irrtum zeigen können.

24 Idyll. Die Fabel von der Geburt des Herkules und Iphikles muß dem Herrn Lieberkühn ganz unbekañt ſein. Weñ er von dieſem Beiſpiele der Superfetation, wie es Bayle neñt, jemals das geringſte gehört hätte, ſo würde er gleich die erſten Zeilen:

῾Ηρακλεα δεκαμηνον εοντα ποχ' ἁ Μιδεατις
Αλκμηνα, και νυκτι νεωτερον Ιφικληα
Αμφοτερους λουσασα κ. τ. λ.

ſchwerlich ſo überſezt haben:

„Kaum war Herkul zehn Monat geboren, ſo wuſch ihn Alkmene
„Mit dem jungen Bruder Iphikles nächtlich im Fluſſe ꝛc.“

Νυκτι νεωτερον gehört hier zuſammen, und iſt als ein Beiwort des Iphikles anzuſehen, den der Dichter um eine Nacht jünger als den Herkules macht. Daß νυκτι hier nicht nächtlich heiſſen könne, erhellt auch weiter aus dem vorhergehenden ποχ' (ποκα) und dem και. Doch wer wird das läugnen wollen? Was alle Welt weiß, weiß Herr Lieberkühn nicht; er weiß aber auch vieles dafür, was ſonſt niemand in der Welt weiß: z. E. daß Alkmene ihre beiden Söhne im Fluſſe gewaſchen. Man muß ſcharfſichtige Augen haben, weñ man dieſes im Fluſſe bei dem Theokrit finden

will. — Der Fehler, den er in der 31 Zeile gemacht hat, fließt aus eben derſelben Quelle. Er muß nicht gewußt haben, wie das Beiwort ὀψιγονος, der ſpät oder ſchwer erzeugte, dem Herkules zukomme; und überſezt daher περι παιδα ὀψιγονον durch: um den jüngſten der Knaben. Allein der jüngſte der Knaben würde ja Iphikles, und nicht Herkules ſein. — Noch einen Fehler müßen wir mitnehmen, der abermals ein offenbarer Beweis iſt, daß Herr Lieberkühn aus dem Lateiniſchen überſezt, und das Latein nicht einmal verſtanden hat. Theokrit ſagt von dem Amphitrio:

Ὁ δ' ἐξ ευνας αλοχῳ κατεβαινε πιθησας.
Δαιδαλεον δ' ὡρμησε μετα ξιφος, ὁρρ' οἱ ὑπερθε
Κλιντηρος κεδρινω περι πασσαλῳ αιεν αωρτο.

Herr Lieberkühn überſezt es:

„Er ſtieg herunter vom Bette, gehorchte der Gattin,
„Eilte zum ſchön geſchmiedeten Degen. Er hing ihm zum Haupte
„Seines cedernen Bettes ſtets von der Keule herunter.“

Περι πασσαλῳ, von der Keule? πασσαλος heißt ein Nagel, ein Haken, an den man etwas aufhängen kan̄. Wie köm̄t aber Herr Lieberkühn auf die Keule? Es heißt in der lateiniſchen Überſezung a clavo suspensus erat; und er hat ſich eingebildet, clavus und clava ſei einerlei. Vielleicht hat er auch noch obendrein geglaubt, daß die Keule des Herkules ein Erbſtük von ſeinem Stiefvater Amphitryo geweſen.

Die Zeit wird uns bei dieſer Arbeit ſo lang, daß wir über die noch rükſtändigen Idyllen ge-

ſchwinder hingehen, und aus jedem nur einen Fehler, ſo wie er uns am erſten in die Augen fällt, anzeigen wollen. In dem 25 macht Herr Lieberkühn, Zeile 21, Απολλωνος νομιοιο ἱερον ἁγνον zu einem Prädicate des Ölbaums, und ſagt:

„Wo dem Winter trozende Fichten
„Wachſen, und grüner Ölbaum, des Phöbus, den Hirten verehren,
„Unverleztes Heiligtum ꝛc.“

Anſtatt, daß er hätte ſagen ſollen: „und dort, „wo die Fichten und der Ölbaum wachſen, erblikſt du des ſchäfriſchen Apollo unverlezliches „Heiligtum.“ Deñ das φαινεται aus der 19 Zeile muß ſowohl zu ἱερον ἁγνον als zu αυλις genommen werden.

26 Idyll. Die 13 Zeile, wo Autonoe, bei Erblikung des Pentheus in die heilige Wuth geräth:

Συν δ᾽ εταραξε ποσιν μανιωδεος οργια Βακχȣ.

überſezt Herr Lieberkühn:

„Sie zerſtörte die Feſte des taumelnden Weingotts.“

Doch οργια heiſſen hier weder die Feſte, noch die aus der Kiſte genommen ἱερα πεπονημενα, Zeile 7, ob wir gleich wohl wiſſen, daß ſie beides bedeuten können: ſondern es ſind die Ceremonien, die wüthenden Tänze, die heiligen Convulſionen darunter zu verſtehen, mit welchen dieſe Feſte begangen wurden. Auch hätte er ταραττω nicht durch zerſtören, ſondern durch erregen überſezen, und συν ποσιν nicht auslaſſen ſollen. Der wörtliche Verſtand würde alsdañ ſein: „ſie erregte mit den Füßen die Orgia des

„ raſenden Bakchus.“ Und um dieſes ein wenig poetiſcher auszudrüken, und zugleich das folgende εξαπινάς επιϰτα mit einzuflechten, würden wir ungefähr geſagt haben: „Ihn ward Autonoe zuerſt „ gewahr, und ſchrie fürchterlich auf, und begañ „ mit ſchnellen Füßen die orgiſchen Tänze des „ raſenden Bakchus zu toben.“

27 Idyll. Als Daphnis mit den Händen zu frei wird, läßt Theokrit das Mädchen ausrufen:

Ναρϰω ναι τον Πανα, τεην παλεν εξελε χειρα.

Grotius überſezt es ſehr wohl:

Obtestor per Pana: manum jam tolle; fatisco.

Aber wie ſchlecht und falſch drükt es Herr Lieberkühn aus:

„ Pan, ach hilfſt du mir nicht! O zieh die Hand doch zurüke.“

Ναρϰω, ruft das griechiſche Mädchen; wo die Schäferin eines galliſchen Hirtendichters vielleicht je me pâme gerufen hätte.

28 Idyll. Die Überſchrift dieſes Idylls hat Herr Lieberkühn ganz falſch überſezt. Ἡλαϰατη heißt kein Spiñroken, deñ es iſt von Wolle und nicht von Flachſe die Rede; und an dem Roken ſpiñt man nur das leztere. Der kleine Scholiaſt des Homers ſagt: ἠλαϰατη ſei το των γυναιϰων εργαλειον. ᾧ περιελισσυσι το εριον; d. i. „ ein „ Werkzeug der Weiber, um welches ſie die Wolle „ winden, oder mit welchem ſie die Wolle drehen.“ Es köñte alſo ſowohl ein Spiñrad als die Spindel bedeuten.

29 Idyll. Theokrit oder die Perſon, die

in dieſem Idyll ſpricht, klagt über die Flatterhaftigkeit ſeines Geliebten, Zeile 16. 17.

Και μην σευ το καλον τις δων ρεθος αινεσαι
Τω δ' ευθυς πλεον η τριετης εγενευ φιλος.

D. i. „Wer nur dein reizendes Geſicht einmal „lobt, dem wirſt du ſogleich ein mehr als drei„jähriger Freund.“ — „Du hältſt, will er ſagen, „gleich jeden, der dir eine flüchtige Schmeichelei „ſagt, ſo werth, und noch werther, als einen, „der drei Jahre dein Freund geweſen.“ Herr Lieberkühn aber ſagt dafür:

„Lobt nur jemand dein blühend Geſicht, ſo liebſt du ihn länger
„Als drei Jahr, der heißt den̄ dein Liebſter.“

Der Dichter will nichts weniger als dieſes ſagen; er hält ſeinen Geliebten gar nicht für fähig, eine einzige Perſon länger als drei Jahre zu lieben. Es entſchuldiget den Herrn Lieberkühn aber nicht, daß auch andere Ausleger dieſe Stelle, mit ihm, eben ſo falſch verſtanden haben.

30 Idyll. Theokrit ſagt nicht, Zeile 6, „daß der Schmerz den Liebesgöttern Flügel ge„geben.“ Sie werden ja immer mit Flügeln vorgeſtellt. — Zeile 26. 27.

„Ich wollte nicht den Jüngling,
„Den ſchönen Jüngling ſtoßen.“

Hat man jemals gehört daß man von einem wilden Hauer ſagt, er ſtößt? — Daß Herr Lieberkühn in der lezten Zeile die Verbeſſerung des Longepierre, aus welcher einzig ein ſchiklicher Verſtand köm̄t, nicht gewußt und gebraucht hat, dürfen wir ihm wohl für keinen Fehler anrechnen.

So weit wären wir nun, und ſo weit wollen wir uns auch gekommen zu ſein, begnügen. Es wären zwar noch die Siñſchriften des Theokrit, und die Idyllen des Bion und Moſchus übrig: aber ſollte Herr Lieberkühn wohl, erſt gegen das Ende, ſeiner Arbeit gewachſener, und ſorgfältiger geworden ſein? Es iſt nicht zu vermuthen, und wir werden alſo ohne Gefahr das Urtheil von dieſer lieberkühniſchen Überſezung fällen können, daß ſie zu weiter nichts tauge, als bei einem geſchikten Manne das Mitleiden rege zu machen, uns eine beſſere zu liefern.

Recenſionen

vom Jahre

1751.

(Gottſcheds Dichtkunſt.)

Allen nach Standesgebühr höchſt und hochzuehrenden Liebhabern, Gönnern und Beförderern einer ächten deutſchen Poeterei kündigen und preiſen wir folgendes Werk an: Herrn Johañ Chriſtoph Gottſcheds, der Weltweisheit und Dichtkunſt öffentlichen Lehrers in Leipzig, Gedichte, bei der jezigen zweiten Auflage überſehen und mit dem zweiten Theile vermehrt, nebſt einer Vorrede an's Licht geſtellet von Magiſter Johañ Joachim Schwaben, in groß Octav. Das Äuſſerliche dieſer Gedichte iſt ſo vortreflich, daß ſie, wie wir hoffen, den Buchläden große Ehre machen werden, und, wie wir wünſchen, lange Zeit machen mögen. Von dem Innerlichen aber einen zureichenden Entwurf zu geben, das überſteigt unſere Kräfte. Der erſte Theil iſt alt, und nur die Ordnung iſt neu, welche der ſchärfſten Hofetiquette Ehre machen würde. Weñ der Verfaſſer den Einfall dazu nicht in Wien bekommen hat, ſo hat er ihn wenigſtens nicht bei dem Horaz gelernt, dem er ſonſt ein ſehr wichtiges Kunſtſtük abgeſtohlen hat, das große Kunſtſtük nämlich, ſeine Jubeloden allezeit fein zum Schluſſe der Abtheilung von den Oden zu ſezen. Der andere Theil iſt größtentheils neu, und mit eben der Rangordnung ausgeſchmükt, welche bei dem erſten ſo vorzüglich angebracht iſt: ſo daß nämlich alle Gedichte auf hohe Häupter und fürſtliche Perſonen in das erſte Buch; die auf gräfliche, adeliche und ſolche, die ihnen gewiſſermaßen gleich kommen, in's zweite; alle freundſchaftliche Lieder aber in's dritte Buch gekommen ſind. Uns iſt die Ode auf den Herrn von

Leibnitz ſogleich in die Augen gefallen. Der gröſte Theil derſelben beſchäftiget ſich mit dem Lobe der Stadt Leipzig. Das iſt pindariſch! Weñ dieſer erhabene Sänger das Lob eines olympiſchen Siegers vergöttern ſollte, von dem er auf der Gotteswelt nichts rühmlicheres zu ſagen hatte, als etwa die Geſchwindigkeit ſeiner Füße, oder die Stärke ſeiner Fäuſte, ſo geſchah es dañ und wañ, daß er ſtatt ſeiner ſeine Vaterſtadt lobte. O wahrhaftig! das heißt die Alten mit Überlegung nachahmen, weñ es anders der Herr Profeſſor Gottſched zur Nachahmung der Alten gethan hat. Wer kañ übrigens ernſthaft bleiben, weñ er das Lob dieſes Weltweiſen auf die Erfindung verſchiedener Kleinigkeiten ſtüzt, wie zum Exempel ſeine Dyadik iſt, welche er zu erfinden eben nicht Leibnitz hätte ſein dürfen. Doch die Dyadik iſt für den Herrn Profeſſor vielleicht ein eben ſo unbegreifliches Ding, als ihm die Analyſis Infinitorum zu ſein ſcheint, die er, mit vieler Einſicht, die Rechenkunſt in den unendlich Kleinen neñt. Dem poetiſchen Geiſte des Herrn Profeſſors das völligſte Recht widerfahren zu laſſen, dürften wir nur eine Stelle aus einem Schreiben an den Herrn von Scheyb anführen, wo er ſein zu entbehrendes Urtheil über den Meſſias fällt; allein wir wollen es immer in einem Buche laſſen, in welchem es nur bei denen Eindruk machen wird, welche geſtraft genug ſind, dieſes große Gedicht nicht zu verſtehen. Geſezt es hat einige Fleken, ſo bleibt es doch allezeit ein Stük, durch welches unſer Vaterland die Ehre, ſchöpferiſche Geiſter zu beſizen, vertheidigen kañ. Eine Anmerkung aber müßen wir aus angeführtem Schreiben herſezen: „Herr Bodmer, ſagt der Herr Profeſſor Gottſched, „hat an den Herrn Schuch, Principal einer deut„ſchen Schauſpielergeſellſchaft, nach Baſel geſchrie-

„ den, und ihn eingeladen, nach Zürich zu kom-
„ men, nicht etwa tragiſche und komiſche Schau-
„ ſpiele daſelbſt aufzuführen, ſondern durch ſeine
„ geſchikteſten Perſonen beiderlei Geſchlechts den
„ Meſſias auf öffentlicher Bühne herſagen zu laſ-
„ ſen. Der Brief iſt vorhanden.“ Die Wahrheit dieſer Anekdote vorausgeſezt, ſo iſt ſie eben ſo gar lächerlich nicht, als ſie dem Herrn Profeſſor ſcheint. Wäre es nicht ſehr gut, weñ man auch unſere Schaupläze zu den Vorleſungen verſchiedener Arten von Gedichten anwendete, wie es in der That bei den Römern üblich war? Hat er vergeſſen, daß Virgil ſelbſt ſein Heldengedicht auf öffentlichem Theater dem Volke vorgeleſen hat? — Dieſe Gedichte koſten 2 Thaler 4 Groſchen. Mit zwei Thalern bezahlt man das Lächerliche, und mit vier Groſchen ungefähr das Nüzliche.

(Über J. J. Rouſſeaus Preisſchrift und einige andere Gegenſtände.)

Dem Neueſten aus dem Reiche des Wizes [1]) ſoll dieſes Blatt gewidmet ſein. Ein Reich, welches viele auf ihrer Charte nicht finden. Wenigſtens diejenigen Gelehrten nicht, (es verdrießt uns, daß wir ſie ſo nennen ſollen,) welche die Wiſſenſchaften längſt in ein Handwerk verwandelt hätten, weñ nicht ihr Stolz dafür bäte. Auf's höchſte haben ſie es in die äuſſerſte Eke derſelben verwieſen, und darauf geſchrieben: unbekañte Länder; — weil ſie ihnen nicht eher zu Geſichte kommen, als weñ ſie von einem unglüklichen Sturm dahin verſchlagen werden, und an ihren felſigen Ufern ſchimpflich ſcheitern. Dieſen Herrn alſo würden wir ſehr unverſtändlich ſein, weñ wir ihnen von ſeinem Umfange und ſeinen Gränzen vieles vorſagten; die andern aber, für die wir eigentlich ſchreiben, würden wir durch dieſe unnöthige Einleitung beleidigen. Zwar köñten wir ihr durch eine Menge äſthetiſcher, an einander hangender Grillen fein dunkel, aber doch nach der Mode, ein zureichendes Anſehen der Gründlichkeit geben; allein was würde es helfen? Die genaueſte Erklärung des Wizes muß einem, der keinen hat, eben ſo unbegreiflich ſein, als einem Blinden die hinlänglichſte Erklärung der Farben iſt. Glaubt dieſer, daß die verſchiedene Brechung der Sonnenſtrahlen ungefähr etwas ſei, welches dem Schalle einer Trompete gleichkomme, ſo wird jener gewiß glauben, daß die Fertigkeit, die Übereinſtimmungen der Dinge

1) (Unter dieſem Titel kam eine monatliche Beilage zu den berliniſchen Zeitungen im voſſiſchen Verlage heraus, woran Leſſing den ſtärkſten Antheil hatte.)

gewahr zu werden, ein Theil der Rechenkunſt ſein müße. Iſt er furchtſam, ſo ſtellt er ſich wohl gar ein Stük von der Algebra darunter vor. Genug, weñ man weiß, daß die ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte das Reich des Wizes ausmachen.

Dieſe ſind es, welche der menſchlichen Geſellſchaft Annehmlichkeiten mittheilen, ohne die ſie nichts als die unerträglichſte Sclaverei ſein würde. Sie machen den Menſchen empfindlich, und entkleiden ihn von der Rauhigkeit, welche ihm die weiſeſte Natur mit Bedacht gab, damit er ſich ſelbſt durch ihre mühſame Ablegung einen Theil ſeines Vorzuges vor unedleren Thieren zu danken haben möge. Zeugen die ernſthaften Wiſſenſchaften, welche man im engern Verſtande die Gelehrſamkeit nennet, von nichts, als von dem Elende und Verderben der Menſchen, von der Mühſeligkeit ihres Lebens, dieſen beweinenswürdigen Stüzen der Geſellſchaft, ſo ſind es allein die ſchönen Wiſſenſchaften, welche durch bezaubernde Reize die urſprüngliche Empfindung der Freiheit in uns erſtiken, und unſere ſchimpflichen Ketten mit Blumenkränzen umwinden. Die Höflichkeiten, das einnehmende Betragen, der zärtliche Geſchmak, alle untrügliche Keñzeichen geſitteter Völker ſind ihre Früchte. Sie ſind die Erfinderinen von tauſend Bequemlichkeiten, Ergözungen und eingebildeten Nothwendigkeiten, durch welche einzig kluge Monarchen ihre Throne unerſchüttert zu erhalten wiſſen. — Auch die Tugend wird durch ſie menſchlicher, und die großen Thaten, welche bei Barbaren feſt eingeprägte Vorurtheile oder ihre ungezähmte Wildheit zum Grunde haben, fließen bei geſitteten Völkern aus viel reineren Quellen.

Alle dieſer prächtigen Lobſprüche ungeachtet, wollen wir dem Leſer einen Mañ bekañt machen, welcher die Wiſſenſchaften überhaupt, und beſon-

ders die ſchönen Wiſſenſchaften nebſt den freien Künſten, auf einer ganz andern Seite betrachtet. Dieſes iſt der Verfaſſer derjenigen Rede, welche im vorigen Jahre bei der Akademie zu Dijon den Preis erhalten hat. 1) Sie betrift die vorgelegte Frage: ob die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und Künſte zur Reingung der Sitten etwas beigetragen habe? Man wird ſchwerlich vorausgeſehen haben, daß man denjenigen krönen würde, welcher dieſe Frage mit Nein beantwortet. Unterdeſſen iſt es geſchehen; und Herr Rouſſeau, welches der Name des Verfaſſers iſt, hat ſo erhabene Geſinnungen mit einer ſo mänlichen Beredſamkeit zu verbinden gewußt, daß ſeine Rede ein Meiſterſtük ſein würde, wen ſie auch von keiner Akademie dafür wäre erkant worden. Wir theilen einen umſtändlichen Auszug derſelben um ſo viel lieber mit, je weniger ſie noch bis jezt in Deutſchland bekant geworden iſt.

Er hat ſie in zwei Theile getheilt. In dem erſten zeigt er durch unverwerfliche Beiſpiele der Geſchichte, daß die Verderbung der Sitten und der aus ihr fließende Verfall des Staats allezeit mit dem Aufnehmen der Künſte und Wiſſenſchaften ſei verbunden geweſen. In dem andern beweiſet er aus den Gegenſtänden und den Wirkungen der Künſte und Wiſſenſchaften ſelbſt, daß ſie nothwendig dieſe Folgen nach ſich ziehen müßen.

„Europa, ſagt er, war in die Barbarei der „erſten Zeiten zurükgefallen. Die Völker dieſes

1) Der Titel iſt: Discours qui a remporté le prix à l'Académie de Dijon, en l'année 1750, sur cette question proposée par la même Académie: si le rétablissement des sciences et des arts à contribué à épurer les moeurs. Par M. Rousseau, Citoyen de Genève.

„ jezt ſo erleuchteten Welttheils lebten vor einigen
„ Jahrhunderten in einem Stande, welcher weit
„ elender, als die Unwiſſenheit, war. Ich weiß
„ nicht welche ſcientifiſche Wäſcherei hatte ſich
„ den Namen der Wiſſenſchaft angemaßt, und ſezte
„ ihrer Zurükkunft ein beinahe unüberwindliches
„ Hinderniß entgegen. Es war eine allgemeine Um-
„ kehrung nöthig, den Menſchen wieder zu ihrem
„ geſunden Verſtande zu verhelfen; und endlich kam
„ ſie von der Seite, von welcher man ſie am we-
„ nigſten erwartet hatte. Der dumme Muſelman,
„ die ewige Geißel der Gelehrſamkeit, war es, wel-
„ cher ſie uns wieder herſtellte. Der Umſturz des
„ orientaliſchen Thrones brachte die Überbleibſel des
„ alten Griechenlands nach Italien. Bald darauf
„ bereicherte ſich auch Frankreich von dieſer koſtba-
„ ren Beute. Auf die freien Künſte folgten end-
„ lich die Wiſſenſchaften, und die Kunſt zu denken
„ verband ſich mit der Kunſt zu reden: eine Stu-
„ fenſteigung, welche ſeltſam ſcheint, gleichwohl
„ natürlich iſt. Man fing an, den vornehmſten
„ Vortheil des Umganges mit den Muſen zu em-
„ pfinden; nämlich dieſen, daß er die Menſchen ge-
„ ſellſchaftlicher macht, indem er ihnen die Begier-
„ de, einander durch ihres gemeinſchaftlichen Bei-
„ falls würdige Werke zu gefallen, einflößt. — Ihr
„ ward man die Anmuth der Gemüthsarten, die
„ Verbindlichkeit der Sitten, welche den Umgang
„ ungezwungen und wünſchenswerth macht, und
„ kurz, den Schein aller Tugenden, ohne eine ein-
„ zige davon zu haben, ſchuldig. — Ehe die Kunſt
„ unſer Betragen gebildet, und die Leidenſchaften
„ eine erborgte Sprache gelernt hatten, waren
„ unſre Sitten bäuriſch, aber natürlich. Der Un-
„ terſchied der Aufführung verrieth ſogleich den Un-
„ terſchied der Gemüthsarten. Die menſchliche Na-

„tur war deßwegen nicht beſſer; die Leichtigkeit
„aber, einander zu erforſchen, erſparte den Men=
„ſchen unzählige Laſter. Jezt, da ein feinerer
„Geſchmak die Kunſt zu gefallen in Regeln gebracht
„hat, herſcht in unſern Sitten eine ſchimpfliche und
„betrügliche Gleichheit. Immer befiehlt die Höflich=
„keit; ſtets regiert uns die Wohlanſtändigkeit; ohne
„Unterlaß folget man den Gebräuchen, und nie=
„mals ſeinen eigenen Empfindungen. Kein Menſch
„weiß mehr, mit wem er es zu thun hat. — Welche
„Begleitung von Laſtern hat dieſe Ungewißheit bei
„ſich! Verdacht, Argwohn, Furcht, Kaltſinnig=
„keit, Zurükhaltung, Haß, Verrätherei, und alle
„verſteken ſich unter der Larve der Höfligkeit.
„Man entheiliget nicht mehr den Namen des Höch=
„ſten durch Schwüre: aber man ſpricht ihm Hohn
„durch läſterliche Meinungen, ohne daß unſer Ohr
„dadurch beleidigt wird. Man rühmt nicht mehr
„ſeine eignen Verdienſte, man verkleinert aber die
„fremden. Man beſchimpft ſeinen Feind nicht
„gröblich, ſondern man verläumdet ihn mit Kunſt.
„Der Nationalhaß erliſcht, aber mit der Liebe des
„Vaterlandes. An die Stelle der verachteten Un=
„wiſſenheit iſt eine gefährliche Zweifelſucht gekom=
„men. Man erkeñt gewiſſe Ausſchweifungen für
„ſchimpflich, gewiſſe Laſter für entehrend, andere
„aber zieret man mit dem Namen der Tugenden.
„Man muß ſie haben, oder man muß ſich wenig=
„ſtens ſtellen, als ob man ſie habe. — Auf die Art
„ſind wir geſittete Völker geworden, und größten=
„theils haben wir den Wiſſenſchaften und Künſten
„dieſe heilſame Veränderung zu danken. — Je
„ſtärker ſich ihr Licht an unſerm Horizonte ausge=
„breitet, je weiter iſt die Tugend von uns geflo=
„hen; und eben dieſe Erſcheinung hat man zu al=
„len Zeiten und an allen Orten bemerkt. — Ägyp=

„ten war die Mutter der Weltweisheit und der freien
„Künſte geworden, und bald darauf ward es ein
„Raub des Kambyſes, der Griechen, der Römer,
„der Araber, und endlich der Türken. — Als
„Griechenland auf den Ruhm des Wizes und der
„Gelehrſamkeit am ſtolzeſten ſein koñte, mußte es ſich
„in das macedoniſche Joch ſchmiegen. — Rom,
„das von Hirten erbaute, und durch Akersleute
„berühmt gemachte Rom, fing ſchon zu den Zeiten
„des Ennius und Terentius an auszuarten. Nach
„den Zeiten eines Ovid, eines Catull, eines Mar=
„tial aber ward es, ſonſt der Tempel der Tugend,
„ein Schauplaz der Laſter, der Abſchen aller Völ=
„ker, und ein Raub der Barbaren. — In Aſien
„iſt ein Land, wo man durch die geprieſenen Wiſ=
„ſenſchaften zu den erhabenſten Ämtern des Staats
„ſteigen kañ. Gleichwohl iſt kein Laſter zu nen=
„nen, welches nicht daſelbſt herſcht; keine Schand=
„that, die ihnen nicht geläufig iſt. Alle ihre Weis=
„heit hat ſie von dem Joche des unwiſſenden Ta=
„taren nicht befreien können. — Die Perſer, ein
„beſonderes Volk, bei welchem man die Tugend
„lernte, wie man bei uns die Wiſſenſchaften lernt,
„die Scythen, die alten Deutſchen, ſind die Be=
„weiſe des Gegentheils. Alle die lebten ohne Wiſ=
„ſenſchaften; öfters Überwinder, niemals überwun=
„den. — Sparta ſelbſt, im Schooße Griechen=
„lands, überzeugt uns, wie tugendhaft man ſein
„könne, ohne gelehrt zu ſein; wie feſt und blü=
„hend ein Staat ohne Künſte, ohne Wiſſenſchaf=
„ten beſtehe. — — O Fabricius, was würde deine
„große Seele gedacht haben, weñ du, zu deinem
„Unglüke, wieder aufgeſtanden wäreſt, und die
„blendende Pracht des durch deinen Arm erretteten
„Roms, welches dein Name mehr, als alle ſeine
„Eroberungen, berühmt machte, geſehen hätteſt!

„Götter! würdeſt du geſagt haben, wo ſind die „ſtrohern Hütten, worunter ehemals Mäßigkeit und „Tugend wohnten? Welche verderbliche Pracht „hat mit der römiſchen Einfalt abgewechſelt? Was „iſt das für eine fremde Sprache? Was ſind das „für weibliche Sitten? Was bedeuten dieſe Bild„ſäulen? dieſe Gemälde? dieſe Gebäude? Unſinnige, „was habt ihr gethan! Ihr, ihr Herren der Welt, „ihr habt euch zu Sclaven nichtiger, von euch „überwundener Leute gemacht. Rhetoren ſind es, „die euch beherſchen! Habt ihr deßwegen Aſien „und Griechenland mit eurem Blute befeuchtet, „um Baumeiſter, Maler und Bildhauer reich zu „machen? Wird der Raub Karthagens einem Flö„tenſpieler preisgegeben? Auf, ihr Römer! reiſ„ſet eure Schaupläze ungeſäumt nieder; zerſchmet„tert dieſe Marmor; verbrennet dieſe Bilder; ver„jaget dieſe Sclaven, welche euch unter dem Jo„che halten, und deren unſelige Künſte euch ver„derben! Laßt fremde Hände durch eitle Geſchik„lichkeiten berühmt werden; die einzige den Rö„mern anſtändige Geſchiklichkeit iſt die Welt zu „überwinden, und die Tugend daſelbſt herſchen zu „laſſen. Als Cineas unſern Rath für eine Ver„ſamlung von Königen hielt, ward er weder von „eitlem Pomp, noch von ausgeſuchter Zierlichkeit „verblendet. Er hörte nichts daſelbſt von der kin„diſchen Beredſamkeit, nichts von den leeren Kün„ſten dieſer nichtigen Leute. Was ſchien deñ nun „alſo dem Cineas ſo majeſtätiſch? O, ihr Bür„ger! Ein Anblik rührte ihn, welchen euch nim„mermehr weder eure Reichtümer, noch eure „Künſte verſchaffen werden: der ſchönſte Anblik, „welcher jemals unter der Sonne geweſen iſt; die „Verſamlung von zweihundert tugendhaften Män„nern, welche alle in Rom zu befehlen und die

„ Welt zu beherſchen verdienten. — Seht, fährt „ der Verfaſſer fort, ſo ſind allezeit Verſchwendung „ und ungezähmte Sitten die Strafe der hochmüthi„ gen Bemühungen, uns der glükklichen Unwiſſen„ heit, in welche uns die ewige Weisheit verſezt „ hatte, zu entreiſſen, geweſen. Sie hatte uns zu „ nichts weniger als zu eiteln Unterſuchungen be„ ſtim̃t. Lernt einmal, Sterbliche, daß die Natur „ alle Wiſſenſchaften für uns verſtekt hat; ſo wie „ eine ſorgfältige Mutter aus den Händen ihres „ Kindes ein gefährliches Gewehr windet. Die „ Menſchen ſind verderbt; ſie würden noch weit ver„ derbter ſein, wen̄ ſie das Unglük gehabt hätten, „ gelehrt geboren zu werden.“

Er köm̃t hierauf zu dem zweiten Theile, und zeigt, daß die Künſte und Wiſſenſchaften unſre Laſter zur Quelle haben; er zeigt, daß ſie uns ohne die Laſter und Verſchwendung nichts nüzen würden, und daß mit der Bemühung, die einige Wahrheit zu erkennen, eine tauſendfache Gefahr, in Irrtümer zu fallen, verbunden iſt. Er beweiſet ferner, daß ihre Wirkungen noch weit verderblicher ſind. Hierunter rechnet er den Verluſt der Zeit. „ Nichts „ gutes thun, ſagt er, heißt Böſes thun. Ihr „ nun, ihr ſtolzen Weltweiſen, die ihr uns die „ Geheimniſſe des Himmels verrathen, und die „ Wunder der Natur aufgedekt habt, antwortet; „ wen̄ ihr uns alles das nicht gelehrt hättet, wür„ den wir weniger zahlreich, weniger wohlregiert, „ weniger furchtbar, weniger blühend oder mehr „ verderbt ſein? Doch, was iſt der Verluſt der „ Zeit gegen andre Übel, welche den Künſten und „ Wiſſenſchaften folgen? Das größte iſt die Ver„ ſchwendung. Man behauptet, in dieſer beſtehe „ die Blüthe des Staats: ein Paradoxon, welches „ ſich nur zu unſern Zeiten hat können denken laſ-

„ ſen. So ſind gute Sitten zur Dauer eines „ Staats nicht nöthig? Iſt es beſſer, daß ein „ Reich glänzend und augenbliklich, oder daß es „ tugendhaft und beſtändig iſt? Mit Gelde kan̄ „ man alles haben, nur Sitten und Bürger nicht. „ Ein neues Übel, welches die Verſchwendung nach „ ſich zieht, iſt die Verderbung des Geſchmaks. — „ Sage uns, berühmter Arouet, wie viel män̄liche „ und ſtarke Schönheiten haſt du unſrer falſchen „ Zärtlichkeit aufopfern müßen? und wie viel gro- „ ßes hat es dir, der Buhlenden Geiſt zu gefallen, „ welcher an Kleinigkeiten ſo fruchtbar iſt, geko- „ ſtet? — Doch verderblichen Übeln weichen klei- „ nere Schaden. Indeſſen, da ſich die Bequemlich- „ keiten des Lebens vermehren, die Künſte ſteigen „ und die Verſchwendung überhand nim̄t, wird der „ wahre Muth entkräftet, und die kriegeriſchen Tu- „ genden verſchwinden. Die Geſchichte beſtätigt es „ durchgängig. Die Erhebung der Medicis und „ die Widerherſtellung der Künſte verlöſchten von „ neuem, und vielleicht auf ewig, den kriegeriſchen „ Ruhm, welchen Italien vor einigen Jahrhunder- „ ten wieder erhalten zu haben ſchien. — Nicht „ allein den martialiſchen, ſondern auch den ſittlichen „ Vollkommenheiten ſind die Wiſſenſchaften nach- „ theilig. Man ſieht überall unermeßliche Stif- „ tungen, wo die Jugend alles mit großen Unko- „ ſten lernt, nur ihre Pflicht nicht. — Unſere „ Gärten ſind mit Bildſäulen, und unſere Gale- „ rien mit Bildern ausgeziert. Und was ſtellen „ ſie vor? Die Vertheidiger des Vaterlandes, oder „ die noch erhabenern Männer, die es durch ihre „ Tugenden bereichert haben? Abbildungen aller „ Ausſchweifungen des Herzens und der Vernunft „ ſind es, wie man ſie ſorgfältig aus der al- „ ten Fabellehre gezogen hat; ohne Zweifel, damit

„den Kindern, noch eher als ſie leſen können, Mu„ſter von ſträflichen Handlungen vor Augen geſtellt „würden. — Die Geſchiklichkeiten werden vorge„zogen, und die Tugend wird verachtet. Der „ſchöne Geiſt erhält Belohnungen, und der ehrliche „Mañ bleibt im Dunkeln. Es gibt hundert Preiſe „für ſchöne Reden, keinen einzigen für ſchöne „Handlungen. — Wir haben Naturforſcher, Erd„meſſer, Chymiſten, Sternſeher, Dichter, Ton„künſtler, Maler; nur Bürger haben wir nicht. — „Was enthalten deñ die Schriften der bekañte„ſten Philoſophen? Welches ſind deñ die Lehren „dieſer Freunde der Weisheit? Weñ man ſie hört, „ſollte man ſie für einen Haufen Marktſchreier „halten, wovon jeder auf öffentlichem Plaze ruft: „koñt zu mir! von mir allein werdet ihr nicht be„trogen. — Was für ungeheure Schriften haben „unſere Zeiten ausgehekt. Die Buchdrukerkunſt „wird ſie als unwiderſprechliche Beweiſe unſres „Verderbens auf die Nachwelt bringen, und un„ſere vielleicht gewizigten Nachkommen werden die „Hände gen Himmel ſtreken und beten: Allmäch„tiger Gott, der du alle Geiſter in deiner Hand „trägſt, befreie uns von den Einſichten und den „verderblichen Künſten unſrer Väter, und ſchenke „uns wieder Unwiſſenheit, Unſchuld und Armuth: „die einzigen Güter, welche unſer Glük befördern, „und vor dir angenehm ſind! — Was ſoll man „von denen ſagen, welche die Thüren zu dem Hei„ligtume der Gelehrſamkeit erbrochen, und den „Pöbel hineingelaſſen haben? Wie viele ſind durch „ſie zu den Wiſſenſchaften verführt worden, welche „ſich auf Künſte, die der Geſellſchaft heilſamer „ſind, würden gelegt haben! Nur diejenigen ſollte „man dazu laſſen, welche etwas auſſerordentliches „zu leiſten im Stande ſind. Dieſe aber müßte

„man auf die mächtigſte Art ermuntern. Nichts „müßte für ihre Hofnung zu hoch ſein. Große „Gelegenheiten machen große Geiſter. — O Tu„gend, ſchließt er endlich, erhabne Wiſſenſchaft „einfältiger Seelen, ſo viele Mühe, ſo viele An„ſtalten ſind nöthig, dich zu kennen? Sind deine „Lehren nicht in unſer Herz gegraben? iſt es nicht „genug, daß man in ſich ſelbſt geht, weñ man „deine Geſeze lernen will, und daß man die „Stimme ſeines Gewiſſens höret, weñ die Leiden„ſchaften ſchweigen? Dieſes iſt die wahre Welt„weisheit; daran wollen wir uns begnügen ler„nen. Ohne die berühmten Leute, welche ſich in „der gelehrten Welt unſterblich machen, zu be„neiden, wollen wir uns beſtreben, zwiſchen ihnen „und uns den rühmlichen Unterſchied zu ma„chen, welchen man ehedem zwiſchen zwei großen „Völkern bemerkte: das eine wußte wohl zu reden, „das andre wohl zu handeln.“

Mit ſolchen Waffen beſtürmet Rouſſeau die Wiſſenſchaften und Künſte. Ich weiß nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mañ empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligten Vorurtheile das Wort redet; auch ſogar alsdañ, weñ er zu weit geht. Wir köñten verſchiedenes gegen ihn einwenden. Wir köñten ſagen, daß die Aufnahme der Wiſſenſchaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwei Sachen ſind, welche einander begleiten, ohne die Urſache und Wirkung von einander zu ſein. Alles hat in der Welt ſeinen gewiſſen Zeitpunkt. Ein Staat wächſt, bis er dieſen erreicht hat; und ſo lange er wächſt, wachſen auch Künſte und Wiſſenſchaften mit ihm. Stürzt er alſo, ſo ſtürzt er nicht deßwegen, weil ihn dieſe untergraben, ſondern, weil nichts auf der Welt eines immerwährenden Wachstums fä-

ßig iſt, und weil er eben nunmehr den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geſchwindigkeit wieder abnehmen ſoll, als er geſtiegen war. Alle großen Gebäude verfallen mit der Zeit, ſie mögen mit Kunſt und Zieraten, oder ohne Kunſt und Zieraten gebauet ſein. Es iſt wahr, das wizige Athen iſt hin; aber hat das tugendhafte Sparta viel länger geblühet? — Ferner kōnten wir ſagen: weñ die kriegeriſchen Eigenſchaften durch die Gemeinmachung der Wiſſenſchaften verſchwinden, ſo iſt es noch die Frage, ob wir es für ein Glük oder für ein Unglük zu halten haben? Sind wir deßwegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen ſollen? Und weñ ja den ſtrengen Sitten die Künſte und Wiſſenſchaften nachtheilig ſind, ſo ſind ſie es nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch diejenigen, welche ſie mißbrauchen. Iſt die Malerei deßwegen zu verwerfen, weil ſie der und jener Meiſter zu verführeriſchen Gegenſtänden braucht? Iſt die Dichtkunſt deßwegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonieen durch Unkeuſchheiten entheiligen? Beide können der Tugend dienen. Die Künſte ſind das, zu was wir ſie machen wollen. Es liegt nur an uns, weñ ſie uns ſchädlich ſind.

Wie glüklich übrigens wäre Frankreich, weñ es viele dergleichen Prediger hätte. Welcher Dam̄ wird die Laſter, die bei ihnen zu Artigkeiten werden, aufhalten? Welches ſind die Meiſterſtüke, die uns ihr berüchtigter Wiz liefert? Sie ſind zu zählen. Die Schriften aber, welche die Religion untergraben, und unter lokenden Bildern die ſchimpflichſte Wohlluſt in das Herz flößen, ſind bei ihnen unzählbar. Eine philoſophirende Thereſe wird die Predigerin der Unzucht, und ein unſeliger Grabſtichel hilft der Einbildungs-

kraft derjenigen nach, welche ohne ſeine Schilderungen das Aergerniß nur halb treffen würde. Man ſagt, daß der Marquis d'A ** Verfaſſer dieſes eben ſo unwizig als ekel geſchriebenen Buchs ſei. Wir zweifeln aber. Der Urheber der jüdiſchen Briefe hat ſich zwar oft genug als einen Feind der Religion erklärt, niemals aber als einen Feind der Tugend. Thereſe verräth allzuſehr die Schule eines unſinnigen La M . . . Was iſt ſie anders als ein Frauenzimmer, welches ſeine Grundſäze des glüklichen Lebens in Ausübung bringt? Was hat der Verfaſſer mehr gebraucht, ſie zu ſchreiben, als eine Stirn, welche zur Scham zu eiſern iſt? Der einzige Vorzug, mit dem er in allen ſeinen Schriften ſtolz thut. Bei dieſer Gelegenheit können wir den Leſern ſagen, daß ſich der Marquis d'Argens, nachdem er Berlin verlaſſen hat, bei dem Fürſten von Monaco aufhält.

Wer keñt alle die übrigen Schriften, wo das Gift unmerklicher, aber deſto gefährlicher iſt? Weñ man der Wohlluſt ihre größte Würze, das Geheimnißvolle, entzieht: ſo wird ſie weit weniger verführen, als weñ ein leichter Wiz einen dünnen Nebel über ſie bläſet, durch welchen man nur das Ganze, und nie alle Theile, gewahr werden kañ. Von dieſer Art iſt ein kleiner Roman, unter dem Titel: 1) Das wahre Vergnügen, oder die Liebe der Venus und des Adonis. Er kömt aus dem Schooße Frankreichs, ob uns gleich die Aufſchrift Staub in die Augen ſtreuet. Es iſt eigentlich eine Nachahmung von dem achten Geſange des italieniſchen Gedichts Adonis, von Marino. Der Franzoſe

1) Les vrais plaisirs ou les amours de Vénus et d'Adonis. Amsterdam 1750. 8.

aber hat dem Inhalte Folgen und Verbindungen gegeben, welche man vergebens in dem Originale ſucht. Er hat auch einige von ſeinen eigenen Ideen eingeſchaltet. Die Vergleichung hat uns gelehrt, daß man, dieſe zu erkennen, nur die Stellen beobachten darf, wo man am meiſten roth wird. Wir können nicht längnen, daß Schönheiten darin verſchwendet ſind, welchen wir einen würdigen Gegenſtand wünſchen wollten. Die Leichtigkeit, die alte Fabellehre glüklich anzuwenden, und ihren Erdichtungen einige neue beizufügen, welche mit den bekañten vollkommen übereinſtimmen; die Kunſt zu verhüllen und der Neugierde nur dañ und wañ einen Durchblik zu gönnen, verrathen keinen Stümper. Wañ wird man anfangen, die Tugend ſo reizend zu ſchildern, als man jezt das Laſter malt?

Durch welches Verhängniß geſchieht es, daß man faſt allen wizigen Köpfen Frankreichs, von dieſer Seite, einen ſchimpflichen Vorwurf zu machen hat? Welcher von ihnen hat nicht etwas geſchrieben, deſſen er ſich vor Tugendhaften ſchämen muß? Von dem großen Corneille an bis zu einem Piron, haben alle ihren Wiz beſchimpft. Es iſt ihnen gleich, ob ſie die göttlichen Harmonieen eines Davids wagen, oder ob ſie Siñſchriften verfertigen, die auch an der Bildſäule eines Priapus ekelhaft ſein würden. Einer der bekañteſten von dieſer Art iſt Rouſſeau; ein Mañ, der vielleicht unter allen wizigen Köpfen die meiſten Verfolgungen wegen des Mißbrauchs ſeiner Muſe erlitten hat. Wir wollen nicht entſcheiden, ob er eben deſſen, was man ihm eigentlich zur Laſt legte, ſchuld geweſen iſt. Das wenigſtens, was man von ihm nach ſeinem Tode geſehen hat, malt uns ihn als einen Mañ, welcher durch ſeine tugendhafte Aufführung im reifern

Alter, und durch ſeine großmüthige Ertragung des Unglüks, die Ausſchweifungen ſeiner Jugend auf die rühmlichſte Art ausgelöſcht hat. Wir haben im vorigen Jahre ſeine Briefe erhalten, welche voller leſenswürdigen Anekdoten ſind. In dieſem aber hat man uns eine Samlung von noch ungedrukten kleinen Stüken, die theils ihn zum Verfaſſer haben, theils von andern verfertigt, von ihm aber für werth erkant worden ſind, nebſt ſeinen Werken aufbehalten zu werden, geliefert. Der Titel dieſer Samlung iſt: Schreibtafel J. B. Rouſſeaus, in zwei Theilen. 1) Der Dichter ſelbſt ſchenkte ſie einige Zeit vor ſeinem Tode an den Herrn L. D. welcher ſie nunmehr, die Ausgabe ſeiner Werke von 1734 vollſtändig zu machen, der Welt mittheilt. Sie enthält Oden, Briefe, Cantaten, Allegorieen, Erzählungen, zwei theatraliſche Stüke und eine Menge Siñgedichte. Man weiß, was Rouſſeau für ein Meiſter in dieſen leztern war. Er wußte das Beiſſende mit dem Scherze ſo zu verbinden, daß in keinem der Einfall ohne Satyre, oder die Satyre ohne Einfall iſt. Wir haben eins zu überſezen gewagt. Hier iſt es:

Als Zevs Europen lieb gewañ,
Nahm er, die Schöne zu beſiegen,
Verſchiedene Geſtalten an,
Verſchieden ihr verſchiedlich anzuliegen.
Als Gott zuerſt erſchien er ihr;
Dañ als ein Mañ, und endlich als ein Thier.
Umſonſt legt er, als Gott, den Himmel ihr zu Füßen;
Stolz fliehet ſie vor ſeinen Küſſen.

1) Portefeuille de J. B. Rousseau en 2. Tom. Amsterdam, 1751. 12.

Umſonſt fleht er, als Mañ, in ſchmeichelhaf-
tem Ton;
Verachtung war der Liebe Lohn.
Zulezt — mein ſchön Geſchlecht, geſagt zu dei-
nen Ehren —
Ließ ſie — von wem? — vom Bullen ſich bethören. [1])

Die zwei theatraliſchen Stüke heiſſen: der Hypochondriſt, oder die Frau, welche nicht redet, [2]) und der Argwöhniſche. [3]) Beide ſind in Verſen. Das erſte beſtehet aus fünf Aufzügen, und der Stof iſt aus dem Engliſchen genommen; das leztere nur aus neun Auftritten, und iſt nichts als ein kleiner Entwurf eines vollſtändigen Stüks, welcher aber werth iſt, daß ihn eine Meiſterhand auszuführen wagte. Die übrigen Aufſäze ſind faſt alle voller Galle wider ſeine Feinde. Die Nachwelt wird erſtaunen, daß Männer ſich ſo tödlich haben haſſen können, wovon ihre Hochachtung der eine ſowohl, als der andre verdient. Über ihre kleinen Zänkereien hinweg ſehend, wird ſie einen Voltaire eben ſowohl als einen Rouſſeau in die Reihe der Dichter ſezen, welche die Ehre dieſes Jahrhunderts geweſen ſind.

Wird ſie es mit den wizigen Köpfen Deutſchlands auch ſo halten? Wird ſie einen Gottſched und einen Bodmer, einen Scheib und einen Klopſtock in eine Klaſſe bringen? Gewiß nicht. Weñ es einmal heiſſen wird: des verſtorbnen Herrn von Scheib längſt verſtorbene Thereſiade, ſo

1) (Dieſes Sinngedicht hat Leſſing in ſeine Schriften aufgenommen. Wir laſſen es aber hier ſtehen, weil es zum offenbaren Beweiſe dient, daß dieſe Recenſionen wirklich von Leſſing ſind.)

2) L'Hypocondre, ou la femme qui ne parle point.

3) La Dupe de soi-même, ou le défiant confondu.

wird man den Meſſias immer noch ein ewiges Gedicht nennen. Man wartet mit Verlangen auf den Reſt, zu welchem man die inſtehende Meſſe Hofnung gemacht hat. Das Präſervativ, welches der Herr Profeſſor Gottſched in ſeinen Gedichten gütigſt dagegen hat mittheilen wollen, wird hoffentlich nur bei ſeinen Schülern anſchlagen. Wie erfreut würden wir ſein, weñ er einmal die undankbare Dichtkunſt verlaſſen wollte, und der Welt keine Gelegenheit zu geben ſuchte, ihn auf ſeiner ſchwächſten Seite zu betrachten, da er ſich auf ſo vielen andern zeigen kañ, welche ihm alle Hochachtung erwerben. Hätte der Herr Profeſſor, anſtatt den Meſſias zu tadeln, diejenigen ſteifen Wizlinge angefallen, welche ſich durch ihre unglüklichen Nachahmungen dieſer erhabnen Dichtungsart lächerlich machen, ſo würden wir ihm mit Vergnügen beigetreten ſein. Es gibt nur allzu viele, welche glauben, ein hinkendes, heroiſches Silbenmaß, einige lateiniſche Wortfügungen, die Vermeidung des Reims, wären zulänglich, ſie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekañt mit demjenigen Geiſte, welcher die erhizte Einbildungskraft über dieſe Kleinigkeiten zu den großen Schönheiten der Vorſtellung und Empfindung reißt, bemühen ſie ſich, anſtatt erhaben, dunkel, anſtatt neu, verwegen, anſtatt rührend, romanenhaft zu ſchreiben. Kañ etwas lächerlicher ſein, als weñ hier einer in einem verliebten Liede mit ſeiner Schönen von Seraphinen ſpricht, und dort ein andrer in einem Heldengedichte von artigen Mädchen, deren Beſchreibung kaum dem niedrigern Schäfergedichte gerecht wäre? Gleichwohl finden dieſe Herren ihre Bewundrer; und ſie haben, große Dichter zu heiſſen, nichts nöthig, als mit gewiſſen wizigen Geiſtern, welche ſich den Ton in allem, was ſchön iſt, anzugeben

unterfangen, in Verbindung zu ſtehen. Sie bringen übrigens durch die ausſchweifenden Lobeserhebungen, welche ſie dem Meſſias auf eine Weiſe ertheilen, die genugſam zu verſtehen gibt, daß ſie nicht einmal die wahren Schönheiten an demſelben empfinden, denienigen, welche dieſes große Gedicht noch nicht hinlänglich kennen, eine Art eines widrigen Vorurtheils dagegen bei. Folgende Siñſchrift mag es beweiſen, die wir vor einiger Zeit von guter Hand erhalten haben:

„Ihm ſingen ſo viel mäß'ge Dichter,
„Ihn preiſen ſo viel dunkle Richter,
„Ihn ahmt ſo mancher Stümper nach:
„Ihm nicht zum Ruhm, und ſich zur Schmach.
„Freund, dir die Wahrheit zu geſtehen,
„Ich bin zu dum̄ es einzuſehen,
„Wie ſich für wahr Verdienſt ein ſolcher Beifall ſchiket.
„Doch ſo viel ſeh' ich ein:
„Das Singen, das den Froſch im tiefen Sumpf entzüket,
„Das Singen muß ein Quaken ſein.“

Die wenigſten von ihnen verſtehen das Erhabne, und halten alſo alles, was ſie nicht verſtehen, für erhaben. Was ihnen einmal auſſer dem Geſicht iſt, iſt für ſie gleich hoch. Solche Richter müßen auch dieienigen ſuchen, welche ihre erbärmlichen Verſuche dem Meſſias an die Seite geſezt wiſſen möchten. Wären ſie nicht der Fabel entwachſen, ſo würden wir ihnen folgende erzählen:

Zur Feldmaus ſprach ein Spaz: ſieh dort den Adler ſizen!
Sieh, weil du ihn noch ſiehſt. Er wiegt den Körper ſchon;

Bereit zum kühnen Flug, bekañt mit Soñ' und Blizen
Zielt er nach Jovis Thron.
Doch wette — ſeh' ich ſchon nicht adlermäßig aus —
Ich flieh' ſo hoch als er. — Ach, Prahler! rief die Maus. —
Floh jener auf, ſtolz auf geprüfte Schwingen,
So wagt ihm dieſer nachzudringen.
Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug
Sie beide bis zur Höh' gemeiner Häuſer trug:
Als beide ſich dem Blik der blöden Maus entzogen,
Und beide, wie ſie ſchloß, gleich unermeßlich flogen.

Der Reim iſt es, gegen welchen dieſe Herren am unerbittlichſten ſind. Sie wollen ſich vielleicht rächen, daß er ihnen niemals hat zu Willen ſein wollen. Ein kindiſches Geklimper nennen ſie ihn mit einer verächtlichen Mine. Gleich, als ob der kizelnde, wiederkommende Schall das einzige wäre, warum man ihn beibehalten ſolle. Rechnen ſie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glüklich überſtiegnen Schwierigkeit entſteht, für nichts? Iſt es kein Verdienſt, ſich von dem Reime nicht fortreiſſen zu laſſen, ſondern ihm, als ein geſchikter Spieler den unglüklichen Würfen, durch geſchikte Wendungen eine ſo nothwendige Stelle anzuweiſen, daß man glauben muß, unmöglich könne ein andres Wort anſtatt ſeiner ſtehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieſer Anwendung, ſo verräth man nichts als ſeine Schwäche in der Sprache, und die Armuth an glüklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert und Uz, zeigen genugſam, wie man über den Reim herſchen, und ihm das vollkom̃ne Anſehen der Natur geben könne.

Die Schwierigkeit iſt mehr ſein Lob, als ein Grund, ihn abzuſchaffen. Und die von unſern neuern Dichtern, welche ihn verachten, was für Freiheit haben ſie einem ungebundenen Geiſte verſchaft, weñ ſie anſtatt eines ſchweren Reimes eine noch weit ſchwerere Harmonie einführen wollen?

Ein Wahn hat ſie berauſchet
Der nicht die Feſſeln flieht, die Feſſeln nur vertauſchet,
Die Ketten von dem Fuß ſich an die Hände legt,
Und glaubt, er trägt ſie nicht, weil ſie der Fuß nicht trägt.

Man neñt die Verſe ſeichter Dichter, welche reimen, gereimte Proſa; wie aber ſoll man das Gewäſche gleich ſeichter Dichter nennen, welche nicht reimen? Wird man nicht ſagen müßen:

Ein ſchlechter Dichter Spahr — Ein ſchlechter Dichter? Nein.
Deñ der muß wenigſtens ein guter Reimer ſein.

Das aber ein Heldendichter und ein dramatiſcher Poet die Reime wegläßt, iſt ſehr billig; deñ da verurſacht der Übelklang eines faſt immer gleichen Abſchnitts einen größern Verdruß, als das Vergnügen ſein kañ, welches jene ſchön überwundenen Hinderniſſe erweken.

(über Klopſtocks Meſſias, über Piron, Doctor Triller ꝛc.)

Weñ ein kühner Geiſt, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geſchmaks durch einen neuen Eingang dringet, ſo ſind hundert nachahmende Geiſter hinter ihm her, die ſich durch dieſe Öfnung mit einzuſtehlen hoffen. Doch umſonſt; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor geſprengt, ſchlägt er es hinter ſich zu. Sein erſtauntes Gefolge ſieht ſich ausgeſchloſſen, und plözlich verwandelt ſich die Ewigkeit, die es ſich träumte, in ein ſpöttiſches Gelächter.

Endlich hat die Welt den erſten Band des Meſſias erhalten, worin zu den drei bekañten Geſängen der vierte und fünfte gekommen ſind. Er iſt dem König von Dänemark in einer Ode zugeſchrieben. Es verſteht ſich; weñ der Verfaſſer des Meſſias eine Ode macht, ſo wird es in der That eine Ode ſein. Sie erhebt den König, welcher ein Menſchenfreund iſt. — „Ihn erſahe Gott mit einweihendem Blike, als er geboren ward, zum Vater „des Vaterlandes — umſonſt winkt ihm der ſchimmernde Ruhm in das eiſerne Feld, wo die Unſterblichkeit viel zu theuer durch das Blut blühender Jünglinge, durch die nächtlichen Thränen „der Mutter und Braut erkauft wird — für ihn „war der Eroberer zu klein, ſobald er zu fühlen „begañ. Nie weint er bei deſſen Bilde, Seinesgleichen zu ſein — nach dem Ruhme nur weint „er, geliebt zu ſein vom glükſeligen Volke, Gott „nachzuahmen, der Schöpfer des Glüks vieler Tauſende zu werden — er iſt ein Chriſt! — Er belohnt redliche Thaten, und belohnt ſich zuerſt — „Lächelnd ſchaut er alsdañ auf die Muſe, welche

„ das Herz tugendhafter und edler macht, — Er „ winkt dem ſtummen Verdienſt, das in der Ferne „ ſteht.“ — Seht da die zerſtreuten Glieder des Dichters! Jeder Saz iſt eine Schilderung, und jedes Wort ein Bild. Betrachtet ſie ſtükweiſe. Eine Schönheit wird die andere hervorbringen, und jede bleibt groß genug, unzählige anfangs unbemerkte in ſich zu enthalten, weñ ihr mit der Zergliederung fortfahret. So wird unter dem Schnitte des neugierigen Naturforſchers jeder Theil des Polypus ein neuer, und erwartet nur die wiederholte Trennung, auch aus ſeinen Theilen vollſtändige Ganze dem verwunderenden Auge darzuſtellen. — Die Versart, welche der Dichter gewählt hat, iſt eine horaziſche, voller majeſtätiſchen Wohlklangs, und ungemein geſchikt, die Gedanken ſo rund zu machen, als möglich. Die drei erſten Zeilen ſind aſklepiadiſch, und die vierte glykoniſch. Überall iſt der Werth der Silben und der Abſchnitt genau beobachtet worden, welches man um ſo viel mehr bewundern muß, je ungewohnter bisher die deutſche Sprache der römiſchen Feſſeln geweſen iſt. Dieſe Genauigkeit ſcheint unumgänglich, weñ ein nordiſches Ohr die kunſtreiche Harmonie eines Flaccus fühlen ſoll.

Sogar in dem Vorberichte zu der Ode herſcht eine gewiſſe ungezwungene Hoheit, welche an der Spize eines Gedichts, wie der Meſſias iſt, sehr wohl läßt. „ Der König der Dänen, heißt „ es, hat dem Verfaſſer des Meſſias, der ein „ Deutſcher iſt, diejenige Muſe gegeben, die ihm „ zu Vollendung ſeines Gedichts nöthig war.“ — Ein vortrefliches Zeugniß für unſere Zeiten, welches gewiß auf die Nachwelt kommen wird. Wir wiſſen nicht, ob alle Leute ſo viel Satyre darin ſehen, als wir. Wir wollen uns alſo aller Ausle-

gung enthalten. Vielleicht, daß wir mehr ſehen, als wir ſehen ſollten. — Nur eine kleine Anmerkung von der nördlichen Verpflanzung der wizigen Köpfe. — Doch auch dieſe wollen wir unterdrüken.

Der vierte Geſang enthält die Berathſchlagung des jüdiſchen Synedriums, die Verrätherei des Judas, das lezte Abendmal der Jünger mit Jeſu, ſeinen Gang nach dem Ölberge. — Kaiphas hatte einen Traum vom Satan gehabt; voller Angſt lag er auf dem Lager, und warf ſich ungeſtüm und voll Gedanken herum.

„Wie tief in der Feldſchlacht
„Sterbend ein Gottesläugner ſich wälzt; der kommende Sieger,
„Und das bäumende Roß, der rauſchenden Panzer Getöſe,
„Und das Geſchrei, und der Tödenden Wuth, und der donnernde Himmel
„Stürmt über ihm; er liegt und ſinkt mit geſpaltenem Haupte
„Dum̃ und gedankenlos unter den Todten, und glaubt zu vergehen.
„Drauf erhebt er ſich wieder, und iſt noch, und denkt noch, und fluchet,
„Daß er noch iſt, und ſprizt mit bleichen, ſterbenden Händen
„Blut gen Himmel, Gott flucht er, und wollte ihn gerne noch läugnen:
„Alſo betäubt ſprang Kaiphas auf, und ließ die Verſam̃lung
„Aller Prieſter und Ältſten im Volke ſchnell zu ſich rufen ꝛc.“

Wie vortreflich iſt dieſes Gleichniß ausgemalt! Es iſt eins von denen, welches der Dichter mehr

als einmal braucht, und immer auf einer neuen Seite ſchildert; ſo wie Virgil den Löwen. — Es würde eine Beleidigung gegen unſere Leſer ſein, weñ wir mehr Stellen ausziehen wollten. Wir würden zu glauben ſcheinen, ein Menſch von Geſchmak könne ſich mit abgeriſſenen Stüken begnügen.

Der fünfte Geſang enthält die Leiden Jeſu auf dem Ölberge. Die Wahrheit zu geſtehen, dies war eine von den Stellen, wo wir den Dichter erwarteten. Er hat unſre Hofnung, er hat ſich ſelbſt übertroffen. Einen einzigen Ort wollen wir bemerken, wo er einen Kunſtgrif anwendet, den man bei dem Virgil für eine Unvollkommenheit anſieht — Gott war auf Thabor herabgeſtiegen, mit dem Meſſias in's Gericht zu gehen, und die Sünder alle hatten ſich vor ihm verſammelt.

„Aber Gott dachte ſich ſelbſt, die Geiſterwelt, die ihm getreu blieb,
„Und den Sünder, das Menſchengeſchlecht. Da ergrim̃t' er, und ſtand jezt
„Hoch auf Thabor, und hielt den erzitternden Erdkreis,
„Daß er nicht vor ihm verging."

Hier bricht er den Vers ab; und dieſer Ruhepunkt läßt dem Leſer Zeit, ſich von der Laſt dieſes ſchwangern Gedankens, den der Dichter ſelbſt nicht bis an das Ende der Zeile fortzuwälzen gewagt hat, zu erholen. Weñ alle die halben Verſe bei dem Virgil von gleicher Beſchaffenheit wären, wie es einige in der That ſind, ſo würden die Kunſtrichter ſehr auszulachen ſein, die ſich die Mühe gegeben haben, ſie auf Gerathwohl zu erfüllen.

Unſer Dichter hat ſich nunmehr ſeinem erhabenen Belohner genähert. Er befindet ſich in Kopen-

hagen, und ohne Zweifel in derjenigen glüklichen Ruhe, woran die Aufmerkſamkeit der Welt Theil nimt, und welche allezeit die Mutter der ewigſten Werke geweſen iſt. Ein belohnter Dichter iſt zu unſern Zeiten keine geringe Seltenheit. Dieſe Seltenheit aber wird noch weit größer, weñ der Dichter ein Deutſcher iſt, und weñ ſeine Geſänge nichts als Religion und Tugend athmen. — Köñte man dieſes leztere von dem franzöſiſchen Poeten Piron ſagen, ſo würde vielleicht ſein Wohlthäter eine Urſache weniger gehabt haben, ſich ihm und der Welt nicht zu entdeken. Dieſe Begebenheit verdient, daß wir ſie unſern Leſern mittheilen. Hier iſt der Brief, welchen er an den Verfaſſer des franzöſiſchen Merkurs geſchrieben hat, der ſie am beſten erzählen wird.

Mein Herr!

„Ich zweifle nicht, daß ſie nicht an den gehäuf„ten Unglüksfällen, welche mich ſeit einem Jahre „betroffen haben, Antheil werden genommen haben, „weñ anders die Nachricht davon bis zu Ihnen ge„kommen iſt. Ich habe Ihrer Empfindlichkeit die „Erzählung derſelben erſparen wollen; einen Zufall „aber, welcher mir jezt den Augenblik widerfahren „iſt, kañ ich Ihnen unmöglich verſchweigen. Er „iſt weit ſonderbarer, als alle meine Unglüksfälle „geweſen ſind, und ſo beſchaffen, daß ich Zeit mei„nes Lebens daran denken werde. Das Ausſeror„dentliche dabei iſt, daß ich nicht weiß, an wen „ich mich deßwegen halten ſoll, noch wodurch und „wie ich mir ihn zugezogen habe. Hören Sie nur. „Ich erhielt vor kurzem einen Brief ohne Namen, „in welchem man mich bat, mich den und den Tag, „zu der und der Stunde, in der und der Straße,

„ bei einem gewiſſen Herrn — welchen ich im ge-
„ ringſten nicht die Ehre hatte zu kennen, einzu-
„ finden, welcher mir ſagen würde, was man von
„ mir verlange.

„ Ich begab mich den beſtim̃ten Tag richtig da-
„ hin, doch nicht ohne eine kleine Bewegung, wel-
„ che bei annahender Entwikelung ſolcher geheimniß-
„ vollen Anweiſungen ganz natürlich iſt. Hier köm̃t
„ endlich ein gewiß recht rührender Theaterzufall,
„ der aber etwas weniger abgedroſchen iſt, als die,
„ welche wir auf der Bühne zu ſehen bekommen.

„ Dieſer Herr — war ein Notar, ein ſehr wak-
„ rer und höflicher Mañ, welcher mir, ſobald er
„ mich ſahe, die Feder darreichte, einen Contract
„ auf 600 Livres Leibrenten, welche zu meinem
„ Gebrauch ausgeſezt waren, ohne daß ich einen
„ Heller zu dem Capitale gegeben hatte, zu unter-
„ zeichnen. Er gab mir ſogleich eine Rolle, worin
„ 25 Louisdor auf das erſte Jahr waren. Sie kön-
„ nen leicht begreifen, in was für eine Fluth
„ von Fragen mein Erſtaunen und meine Dankbar-
„ keit ausbrechen mußte. Doch umſonſt, ich bekam
„ keine Antwort. Der Notar verrichtete, was ihm
„ aufgetragen war, und die Verſchwiegenheit war
„ eine von ſeinen Vorſchriften. Seine Rolle war
„ aus, meine fängt nunmehr an; und dieſe iſt, den
„ edlen Urheber des Stüks zu entdeken, oder mit
„ Verdruß zu ſterben.

„ Es iſt kein Stof, den man von der Kanzel
„ ableſen köñte, ob er es gleich, wie mir es ſcheint,
„ ſein ſollte. Deñ iſt deñ die Kanzel nur dazu,
„ daß ſie ſtrafbare Handlungen bekañt machen ſoll?
„ Würde dieſer Vorfall nicht eben ſo gut erbauen,
„ als jede andere Abdankung? Ich frage Sie darum,
„ mein Herr. Weil es aber doch der Gebrauch nicht
„ iſt, ſo erzeigen Sie mir wenigſtens den Gefallen,

„und unterſtüzen meine Begierde, denjenigen ken=
„nen zu lernen, an welchen ich mich mit meinen
„ſchuldigen Dankſagungen zu wenden habe. Zei=
„gen Sie dieſen Brief einer gewiſſen Perſon von
„Ihren Bekañten, welche Ihnen wohl will, welche
„überall in der Welt bekañt iſt, welche alles wiſ=
„ſen will, und in der That auch alles weiß, welche
„alles ſagt, was ſie weiß, und zuweilen noch mehr.
„Sie wird plaudern, ſie wird plaudern laſſen, und
„dadurch wird vielleicht jemand hinter das Geheim=
„niß kommen. Dieſe Perſon iſt das Publicum.
„Ich bin mit aller Hochachtung, mein Herr ꝛc.

„Piron."

Auf dieſen Brief folgt eine kleine Siñſchrift, wovon dieſes der Einfall iſt: „Weñ derjenige, „welcher gern Gutes thut, ein Bild Gottes auf „Erden iſt, ſo iſt der es noch viel mehr, welcher „es unſichtbar thut." — Wir hoffen, daß Leſer von Gefühl hierbei alles empfinden werden, was eine das Licht fliehende Großmuth, und eine Dankbarkeit, welcher man die Hände gebunden hat, empfinden zu laſſen fähig iſt. Wie ſchmeichelnd iſt dieſe uneigennüzige Wohlthat, welche dadurch, daß ihr Urheber dem Dichter die Freiheit läßt, ſie zuzuſchreiben, wem er will, eine Art von öffentlicher Belohnung wird. Noch ſchmeichelhafter muß es ſein, weñ man die Überzeugung damit verbinden kañ, dieſe Belohnung verdient zu haben, ſie durch den Eifer verdient zu haben, die verſcheuchte Tugend der Welt an der Hand der ihr geweihten Muſe zuzuführen, nicht aber durch einen zügelloſen Wiz, welcher Himmel und Sitten lächerlich macht, ſie erſündigt zu haben. Weñ der Verfaſſer des Meſſias kein Dichter iſt, ſo iſt er doch ein Vertheidiger unſerer Religion. Und dieſes iſt er, mehr als alle

Schriftſteller ſogenañter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweiſe. Oft beweiſen dieſe Herren durch ihre Beweiſe nichts, als daß ſie das Beweiſen hätten ſollen bleiben laſſen. Zu einer Zeit, da man das Chriſtentum nur durch Spöttereien beſtreitet, werden ernſthafte Schlüſſe übel verſchwendet. Den bündigſten Schluß kañ man durch einen Einfall zwar nicht widerlegen, aber man kañ ihm den Weg zur Überzeugung abſchneiden. Man ſeze Wiz dem Wize, Scharfſinnigkeit der Scharfſinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, ſo ſuche man auf der andern Seite, ſie in allem dem Glanze vorzuſtellen, wo ſie unſere Ehrfurcht verdienet. Dieſes hat der Dichter gethan. Das erhabenſte Geheimniß weiß er auf einer Seite zu ſchildern, wo man gern ſeine Unbegreiflichkeit vergißt, und ſich in Bewunderung verlieret. Er weiß in ſeinen Leſern den Wunſch zu erweken, daß das Chriſtentum wahr ſein möchte; geſezt auch, wir wären ſo unglüklich, daß es nicht wahr ſei. Unſer Urtheil ſchlägt ſich allezeit auf die Seite unſers Wunſches. Weñ dieſer die Einbildungskraft beſchäftigt, ſo läßt er ihr keine Zeit, auf ſpizige Zweifel zu fallen; und alsdañ wird den meiſten ein unbeſtrittner Beweis eben das ſein, was einem Weltweiſen ein unzubeſtreitender iſt. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Weñ die Arzenei heilſam iſt, ſo iſt es gleich viel, wie man ſie dem Kinde beibringt. — Dieſe einzige Betrachtung ſollte den Meſſias ſchäzbar machen, und diejenigen behutſamer, welche von der Natur verwahrloſet ſind, oder ſich ſelbſt verwahrloſet haben, daß ſie die poetiſchen Schönheiten deſſelben nicht empfinden. Beſonders, weñ es zum Unglük Männer ſind, die bei einer Art Leute, welche noch immer den größten Theil macht, ein gewiſſes Anſehen haben.

Wir wollen den Leſern einen kleinen Auszug aus der Vorrede, welche der Herr Doctor Triller dem jüngſt herausgekommenen fünften Theile ſeiner Gedichte vorgeſezt hat, mittheilen. Man darf gewiſſe Leute nur an dem gehörigen Orte reden laſſen, weñ ſie ihre eigne Satyre reden ſollen. „Die Lieb„haber einer ungezwungenen, leichten und erbauli„chen Dichtkunſt ſind meiner geringern Ge„dichte noch nicht überdrüſſig. — Ich überreiche „dieſen fünften Theil mit der faſt zuverſichtlichen „Hofnung, daß er nicht gänzlich mißfallen wird — „Sie ſind nicht alle von gleichem Werthe und Nach„druke. — Wo ſie keine Bewunderung erwe„ken, ſo werden ſie doch auch keinen Ekel erre„gen." — (Horaz ſagt, nicht wir:

Mediocribus esse poëtis
Non homines, non Dii, non concessere columnae.
— Animis natum inventumque poëma juvandis
Si paulum a summo discessit, vergit ad imum.)

„Wir haben diejenige natürliche, leichte, flie„ßende und mit einem Worte menſchliche Art zu „dichten auch in unſerm Alter nicht verlaſſen „wollen, welche wir vormals in der blühenden „Jugend wohlbedächtig angenommen haben — Sie „hat ganzer dreiſſig Jahr bei vielen gelehrten „und ungelehrten Leſern Beifall erhalten — „Man wird auch in dieſem Theile keine dunkeln, „ſchweren und räthſelvollen Ausdrüke von den ſtei„len und unwegſamen Alpen, oder aus der neuen „Arche Noah, und den duftigen Cedern vom Liba„non her — viel minder aber ſogenañte ſchöpferi„ſche Erfindungen antreffen — Es ſollte mir leid „ſein, weñ ich unter die Afterſchöpfer gezählt wer„den köñte — Die neuen Heldengedichte, davon „bisher ſo ein ungeſtümes Lärmen zum Troz der

„ geſunden Vernunft, und Beleidigung des Wohl-
„ klangs, allenthalben gehöret worden, ſind nur
„ für die rauhen und ſchwermüthigen Einwohner des
„ Saturnus — unſre natürlich denkenden Weltbür-
„ ger werden ſie nicht eher verſtehen, als bis ſie in
„ reines Deutſch und in eine menſchliche Dichtart
„ überſezt werden — Schöpferiſch ſchreiben, ſchö-
„ pferiſch dichten, ſind ſtrafbare und unchriſtliche
„ Ausdrüke — Wir wiſſen aus der Schrift, Ver-
„ nunft und Natur, daß nur ein einziger Schö-
„ pfer iſt — Die Weltweiſen, ja Gottesgelehrte
„ ſelbſt hätten es beſſer überlegen ſollen, ehe ſie
„ die Schöpferwürde einem ohnmächtigen Geſchöpfe
„ zugeeignet hätten — Sie ſchaffen aber lauter
„ Abenteuer, wie aus der miltoniſchen Geſpenſter-
„ und Geiſterheke, aus Dantes Hölle ꝛc. mit Entſe-
„ zen zu erſehen iſt. — Weñ diejenigen Schöpfer-
„ geiſter ſind, die ein paar Duzend neue, und zum
„ Theil gar fromme und büßende Teufel erſinnen
„ können, wie ſie in den bekañten fauſtiſchen
„ und wagneriſchen Lebensbeſchreibungen ſtehen; die
„ Schaaren von Seraphs eigenmächtig erdichten, oder
„ eine froſtige und finſtre Sonne unter der Erde unge-
„ heiſſen aufgehen laſſen, als ob die oberſte allgemeine
„ Sonne ſo eine unnöthige Nebengehülfin brauchte:
„ ſo müßen alle Trunkene, Träumende und Mond-
„ ſüchtige auch in die ſeltene Claſſe der ſchöpferi-
„ ſchen Geiſter zu ſezen ſein — Die Menge von
„ Gelehrten und Kennern iſt unzählig, welche mit
„ dieſer ungewöhnlichen Art zu dichten nicht zu-
„ frieden ſind — viele haben nicht einmal einen
„ Geſang, oder Ungeſang, weil es ſich weder
„ reimt, noch ſonſt poetiſch klingt, ganz aus-
„ hören können. — Doch dieſe ſchöpferiſche Hel-
„ dengedichte werden ſchon mit der Zeit verſchwin-
„ den, weñ dieſes jezige, faſt allgemeine Sinnenſie-

„der wird nachgelaſſen haben — Ich wünſche es
„aus herzlichem Mitleiden — Ich würde mir
„die Mühe nicht gegeben haben, mein Urtheil zu
„ſagen, weil an der ganzen Sache wenig gelegen,
„wofern mir es nicht vornehme Standesperſo-
„nen anbefohlen hätten. — Opitz, Flemming,
„Gryphius, Günther ꝛc. haben von dieſer Art zu
„dichten nichts gewußt — Weñ ſie wieder kommen
„ſollten, würden ſie ſich vermuthlich über dieſe
„afrikaniſchen Wundergeburten entſezen — Ich
„danke dem gütigen Himmel, daß ich von der
„Dichtkunſt nicht leben darf, ſondern weit rühm-
„licher etwas anderes und nüzlicheres gelernt ha-
„be, als meine Verſorgung mit ſchöpferiſchen Ge-
„dichten zu gewinnen, oder mit elendem, zuſam-
„mengeraftem Zeitungsſchreiben, und unanſtändigem
„Durchhecheln gelehrter und verdienter Män-
„ner das Brod zu verdienen. — Das unhöfliche
„Schreien gegen meine unſchuldigen, und zum
„mindeſten nicht unnüzen Gedichte iſt ganz ver-
„gebens geweſen. — Doch ich habe mit dieſen lä-
„cherlichen Leuten zu lange geſcherzt. Ich em-
„pfehle dem billigen Leſer meine mittelmäßige
„Muſe, und verſpreche ihm den ſechſten Theil
„und einen beſondern Band geiſtlicher
„Gedichte. Ich bin für ſeine unverdiente
„Wohlgewogenheit ꝛc.“

Hier fehlt nichts, als daß Herr Doctor Triller nicht noch, nach Maßgebung des Orts, wo er jezt lehrt, die orthodoxe Verſicherung hinzufügt, daß der Meſſias (deñ dieſes Gedicht meint er doch, ob er es gleich nicht nennet,) voller kezeriſchen Irrtümer ſei. Und wer weiß, ob nicht eheſtens der elende Geſchmak den Aberglauben zu Hülfe ruft. Ein Ungeheuer muß das andere vertheidigen helfen. Aber warum ereifert ſich der Herr Profeſſor?

Die Hiſtorie der Schildbürger wird immer noch geleſen, ob man gleich Clariſſen hat. Laßt uns unſerm Vaterlande Glük wünſchen, daß ſeine Dichter, nach langen Verirrungen, den wahren Weg des Altertums gefunden haben! Die mit den Alten am meiſten zu prahlen pflegen, kennen ſie am wenigſten. Es gibt Männer, welche auf allen Seiten den Horaz anführen, und in dem ganzen Werke iſt nicht eine horaziſche Schönheit.

Wir haben mit einer Anmerkung angefangen, wovon der Leſer vielleicht ſchon die Anwendung gemacht hat. Er mag ſie aber gemacht haben wie er will, ſo müßen wir doch geſtehen, daß wir nichts damit ſuchen, als diejenigen abzuſchreken, welche ihre Schultern einem Werke unterziehen, dem ſie nicht gewachſen ſind. Hierher gehört der Verfaſſer eines Gedichts in drei Geſängen: Jakob und Joſeph. Es iſt nichts als eine ausgedehnte Erzählung deſſen, was man von der zweiten Reiſe der Söhne Jakobs nach Ägypten, bis auf den Zug des ganzen Geſchlechts dahin, in der Bibel findet. Die Erfindungskraft hat wenig dabei gearbeitet; obgleich die Geſchichte einer epiſchen Fabel weit ähnlicher hätte können gemacht werden. Doch vielleicht iſt es wider den Siñ des Verfaſſers ſelbſt, ſein Werk auf dieſer Seite betrachten zu laſſen, und er iſt zufrieden, einen beträchtlichen Plaz unter den hiſtoriſchen Poeten zu finden. Dieſen kañ man ihm nicht verſagen. Hier iſt eine Stelle zur Probe. Es ſind die Worte des Jakobs, da er ſeinen Sohn das erſtemal wieder umarmet.

„Und o, ſprach der Erzvater, mit Freuden wollt' ich jezt ſterben,
„Da ich noch einmal dein Antliz geſehn, dich noch lebend geſehen!

„Welche gräßliche Lüke mit eingeſtürzetem Rande,
„Wie der gähnende Schlund des Pardels, mit
Zähnen umzäunet,
„Brach in mein Leben ein von jenem mühſeligen
Tag an,
„Da du von Dothan nicht wiederkamſt, und die
Brüder mir ſagten,
„Joſeph hätt' ein Raubthier zerfleiſcht, und den
ſtreifigen Rok mir
„Brachten und fragten: Sieh, Vater, ob's wohl des
Joſephs Gewand ſei?
„Bis zu dem fröhlichen Tag, da Juda die beſſere
Nachricht,
„Kaum geglaubte, nicht glaubliche Nachricht, nach
Mamre gebracht hat:
„Joſeph lebt, Joſeph regiert, auch gab ihm Gott
Erben.
„Alle die Längen von Jahren, die zwiſchen die
Tage getreten,
„Hielt die Trauer mich feſt, und löſchte den män̄-
lichen Muth aus.
„Wehmuth ſtreut' auf das Grau der Haare mir
Wolken von Aſche.
„Aber dies lange Weh erſezt die vollkommenſte
Freude,
„Dieſe geſegneten Blike, wohl werth, ſie ſo zu
erkaufen."

Ein gewiſſer Kunſtrichter hat den Rath gegeben, diejenigen Werke mit lateiniſchen Buchſtaben druken zu laſſen, welche verdienten, von den Ausländern geleſen zu werden. Bei dem Jakob und Joſeph hätte man die gothiſchen Buchſtaben alſo immer noch behalten können.

Mit weit andern Augen muß man die zwei erſten Geſänge des Gedichts: die Sündfluth, be-

trachten. Der Verfaſſer hat nichts geringes gewagt. Dem Dichter des Noah entgegen zu arbeiten, heißt, wie er ſelbſt ſagt, nach einem Ulyſſesbogen greifen, den zu ſpannen Muth und Sehnen von Nöthen ſind. „Doch, fährt er fort, der Ver„luſt-ſelbſt in dieſem Kampfe iſt geringer, als die „Ehre des Unternehmens. Es iſt ſchon ein vorneh„mer Ruhm der andere oder der dritte nach dem „Sieger zu ſein. Hier ſind anſehnliche Gewiñſte „auch für die nächſten nach ihm ausgeſezet. Oft „iſt es ſehr ſchwer, unter zweien, deren jeder ſeine „ſtarke Anſprache an den Sieg hat, zu entſchei„den.“ Dieſes iſt gewiß, und eine Vergleichung dieſer zwei wetteifernden Gedichte wird es am beſten lehren. Der Raum hindert uns, ſie ſelbſt anzuſtellen. — Wie ſtolz wird Deutſchland ſein können, weñ alle dieſe Werke ſo glüklich zu Stande kommen, als ſie angefangen ſind! Drei Heldendichter zu gleicher Zeit in Deutſchland! Zu viel gutes, zu viel auf einmal!

Wie einſam dagegen ſizt Frankreichs Kalliope! Ein blizender Wiz hat ihr die Larve einer Buhlerin aufgedrükt und ihren majeſtätiſchen Purpur mit Flittergolde beſezt. Ihre Trompete iſt dem Momus in die Hände gefallen. Will man den Beweis? Hier iſt er. Das neue Jahr, ein heroiſches Narrengedicht. 1) Es beſteht aus zehn Geſängen, wovon der längſte ungefähr 80 Zeilen hat. Unter den kleinen Kalendern, welche die Franzoſen einer dem andern zum Neujahr ſchenken, iſt in dieſem Jahre einer in Verſen geweſen, welcher der Almanach der Liebe heißt. Man kañ ſich leicht einen Begrif davon machen. Die Gewalt dieſes

1) Le nouvel an, poëme heroi-fou. Aimés-vous la muscade? On en a mis partout. Despréaux, à brochuromanie, l'an du déluge des almanachs 1751. 12.

Almanachs über das ſchöne Geſchlecht iſt der Stof dieſes Gedichts. Lykoris hat den Lindor bezaubert; er erklärt ihr ſeine Liebe; Lykoris verwirft ſie auf das grauſamſte: erſter Geſang. Amor erſcheint dem Lindor am Ufer der Seine, tröſtet ihn, und gibt ihm den Almanach der Liebe, mit der Verſicherung, daß eine einzige Lection daraus ſeine Geliebte überzeugen werde; jedes Herz ſei ihm Opfer ſchuldig: zweiter Geſang. Lindor eröfnet das Buch, erſchrikt anfangs, da er ſieht, daß es ein Kalender iſt, faſſet aber neuen Muth, da er den eigentlichen Inhalt ſieht: dritter Geſang. Es iſt Nacht, Lindor ſchläft; im Traum erſcheinen ihm die Liebesgötter und Grazien, welche ſich über ſeinen Almanach erluſtigen. Er ſieht ſeine Lykoris im Schlafe ſich ihm ergeben; er küßt ſie im Schlafe. „Wird man „mir glauben, ſpricht der Dichter, weñ ich ſage, „daß die Grazien, die das alles mit anſahen, finſtre „Grimaſſen machten, daß eine Zweideutigkeit ihre „Tugenden in Harniſch jagte? Nein, nein; die „Zeit der Scham iſt vergangen. Die Grazien ſind „wie andre Schönen. Hinter dem Fächer braucht „man über nichts roth zu werden ꝛc.“ vierter Geſang. Der Neujahrstag bricht an; ſeine Thorheiten belacht ein Philoſoph: fünfter Geſang. Lindor begibt ſich zu ſeiner Lykoris; ſie will ihn anhören, ſie wirft ſeine Geſchenke zu Boden; eine alte häßliche Kammerfrau wagt es, Schiedsrichterin zu ſein; ſie vertheidigt den Lindor; Lindor küßt das Geſpenſt aus Dankbarkeit mehr als einmal; alle Anweſende lachen darüber, und endlich auch Lykoris: ſechſter Geſang. Lindor und Lykoris ſind allein; er ſpricht auf's neue von ſeiner Liebe; die Unbewegliche will ihm nichts als Freundſchaft zugeſtehen. Endlich überreicht er ihr den Almanach; voller Verachtung wirft ſie ihn auf den Nachttiſch, und ſchwört, ihn

nicht zu leſen. Lindor geht fort, in der Hofnung, ſeine Geliebte morgen verändert zu finden: ſiebenter Geſang. Die Neugier beſiegt die Lykoris; ſie lieſt den Almanach; ihr Herz wird zärtlich; ſie geht zur Ruhe: achter Geſang. Lykoris träumt; ihr Traum iſt ein wohllüſtiges Räthſel, welches der Dichter den Traumdeutern zur Erklärung vorlegt: neunter Geſang. Lindor kömt mit anbrechendem Morgen zu ſeiner Schönen, und ſie überliefert ſich ihm. „Iſt dieſes gleich eine Fabel, ſchließt der Dichter, „ſo hütet euch doch, ihr Schönen, vor den Almanachs „in Verſen; ſie verbergen Schlangen unter angenehmen Blumen; der Almanach der Liebe, iſt der „Almanach des Teufels.“ — Hat es ſich der Mühe verlohnt, daß wir dem Leſer dieſe Kleinigkeit ſo weitläuftig erzählt haben? Die untermengte Satyre iſt fein; ſie hat aber nichts als gewiſſe Modethorheiten zum Gegenſtande. Den Ausländern wird ſie dadurch unverſtändlich; und in Paris ſelbſt ohne Nuzen, ſobald man dieſe Thorheiten mit andern abwechſelt. Eine Abwechſelung, worin Frankreich ſo ſiñreich als in Veränderung ſeiner Kleider iſt.

Vielleicht iſt die epiſche Dichtkunſt in England glüklicher? Noch bewundert es ſeinen Leonidas, ein Werk, deſſen Schönheit ſich einem freien Engländer in einer Vergrößerung zeigen muß, worin ſie wenigſtens kein zum Dienen geborner Franzoſe zu fühlen fähig iſt. In dieſem Jahre aber hat es unter dem Titel: Scribleriade, ein neues komiſches Heldengedicht erhalten, welches voller urſprünglichen Wizes iſt. Der Held heißt Scriblerus, ein Gelehrter, in deſſen Perſon der Dichter die unnüzen Unternehmungen der ſtudirten Don Quixotes unnachahmlich lächerlich macht. Er hat überall des Cervantes ernſthafte Art zu ſcherzen

genau beibehalten, und ſie niemals mit dem Drolligen abgewechſelt, welche Vermiſchung zwar vielen gefällt, in der That aber ein Fehler iſt. Wir wollen anfangen, dem Leſer von dem erſten Buche, mit eingeſtreuten kleinen Stellen, den Inhalt bekañt zu machen. Der Dichter fängt, wie gewöhnlich, mit Beſchreibung ſeines Unternehmens an. Er entdekt, daß Saturn, oder die Zeit, der Feind ſeines Helden ſei. Er berührt kürzlich die Urſachen dieſer Feindſchaft, und zeigt uns den Scriblerus auf einmal in der afrikaniſchen Wüſte. Dieſe durchzieht er mit ſeinen Gefährten, die verſteinerte Stadt aufzuſuchen. „Dieſe verſteinerte Stadt iſt „in ganz Afrika bekañt, und nicht wenige anſehn„liche Perſonen in Europa haben das Märchen ge„glaubt. Shaw erzählt uns in ſeiner Reiſebe„ſchreibung, daß Ludwig XIV. ſo überzeugt davon „geweſen ſei, daß er ſeinem Geſandten Befehl „gegeben habe, ihm den Körper eines verſteinerten „Mannes aus dieſer Stadt zu verſchaffen, es möge „koſten was es wolle. Zwei Janitſcharen hätten „dem Geſandten auch wirklich einen ſteinernen „Knaben um fünfhundert Livres verkauft, und „vorgegeben, daß ſie einen größern Körper unmög„lich ſo weit wegbringen köñten, ohne von den „Arabern entdekt zu werden, welche es durchaus „nicht zugeben wollten, daß ein Muſelman, todt „oder lebendig, an Chriſten verkauft würde. „Doctor Shaw aber habe ihm bewieſen, daß der „verſteinerte Knabe nichts als die Bildſäule eines „Cupido ſei, wie er ihm deñ den Ort bemerken „laſſen, wo ſie den Köcher von den Schultern ab„gebrochen hatten.“ Saturn glaubt nunmehr Gelegenheit zu haben, ſeine Rache auszuführen, und den Helden um's Leben, ja, was ihm noch werther als das Leben war, um ſeine Ehre zu bringen.

Er bittet den Äolus, ihn durch einen Wirbelwind unter den Wogen des Sandes zu vergraben, daß er mit ſamt ſeinen Gefährten in Vergeſſenheit geſtürzt würde. Nun redet der Held. Eine ſo unedle Todesart wird von ihm verworfen. Voller Gegenwart des Geiſtes beſchließt er, alle ſeine geſammelten Raritäten auf einen Haufen zu thürmen, ſie anzuzünden, und ſich ſelbſt in die Flammen zu ſtürzen. „Wie ſelig, ſagt er, iſt der Mañ, deſſen „Name von einem ruhmvollen Tode ſeinen prächtigſten Glanz erhält! O, hätte das liebreichere „Schikſal beſchloſſen, daß ich, wie der große „Empedokles, in dem Feuer des Ätna verderben „kōnte! Oder, daß ich das Geſchik des unſterblichen Plinius theilte, und die Aſche des berüchtigten Veſuvs mein Grab geworden wäre! Hätte „es beſchloſſen, mein Ende wie das Ende jener „ruhmvollen Stadt zu machen, und mich, mir „ſelbſt ein trauriges Monument, verſteinert da ſtehen zu laſſen! Weit über die Welt würde alsdañ mein wachſender Ruhm erſchallen, und von „allen Muſen in allen Gegenden beſungen werden. „Ach! ein ſchimpſliches Schikſal ſoll mein hofnungsloſes Haupt unbeweint, unbemerkt und auf „ewig todt vergraben! Doch — ich ſollte dieſen „unedlen Tod nicht verſchmähen? — Nein, unter dem elenden Sande will ich meinen Geiſt nicht „aushauchen. — Da ich alle meine Augenblike „würdig zugebracht habe; ſo ſei etwas gethan, „wodurch auch der lezte verherlichet wird! Ja, „der wakre Phönix ſoll mein Beiſpiel ſein. — „(Ach, daß ich den Phönix, ich Unglüklicher, „nicht noch habe ſehen ſollen!) — Ja ſein prächtiger Scheiterhaufen erwekt in mir den erhabenſten Einfall! — Ich will meine geſammelten „Schäze anzünden, und mich ſelbſt der theuren

„Flamme übergeben.“ — Der Gott nim̃t die Aufopferung dieſer raren Sam̃lung als das Zeichen der tiefſten Unterthänigkeit auf, und beſchließt alſo, ſein Leben noch zu friſten. Weil er aber doch ſeine gegenwärtige Hofnung zu Schanden machen will, ſo führet er den Sturmwind über die verſteinerte Stadt, und vergräbt ſie unter dem Sande. Scribler, welcher unmöglich den Verluſt ſeiner Schäze überleben kan̄, wird von der Vollziehung ſeines Vorhabens durch ein Wunder, durch die Dazwiſchenkunft des Gottes Momus, abgehalten. Nach einem fruchtloſen Forſchen von ſechs Tagen dringen ſeine Gefährten auf die Rükreiſe. Scribler hält eine Rede an ſie, und beſteht darauf, die verſteinerte Stadt aufzuſuchen; endlich aber redet es ihm Albertus, einer von ſeinen Gefährten, durch die Erzählung eines erdichteten Traums aus. Scribler hält eine Lobrede auf die prophetiſchen Träume, und beklagt den Mangel der andern Orakel. „Aber, ſpricht „er, wo ich meine der Ewigkeit geweihte Reiſe „nun weiter hinwenden ſoll, das wollen mir keine „Ahnungen entdeken, keine freundliche Schatten „mich lehren. Ach, daß in unſern unerleuchteten „Tagen kein gelehrter Prieſter die Opfer mehr er„klärt, und mit prophetiſchem Auge die Eingewei„de durchſpähet, oder die herumirrenden Warnun„gen des Himmels leſen kan̄! Keine geheiligten „Orakel kommen mehr zu Hülfe; die Pythia und „das cumäiſche Mädchen ſind ſprachlos. O, hät„ten wir in jenen glüklichen Zeiten gelebt, als „der troianiſche Held und der griechiſche Weiſe „herumſchweiften! Da hätten wir vielleicht einen „freundſchaftlichen Helenus oder Anius gefunden, „welcher geſchikt geweſen wäre, uns jede Ahnung „zu entziffern. Vielleicht wären wir zu den dun„keln Wohnungen der Hölle gegangen, und der

„berüchtigte Tireſias hätte uns unſer Schikſal ge„zeigt! Hierauf ſpricht Albertus: Ach, nur all„zu gerecht iſt dein Kummer! O, möchte mein „weiſſagendes Herz die gewünſchte Linderung ver„ſchaffen! Die klugen Muhametaner haben den „Narren und Unſinnigen allezeit beſondere Ehre er„zeigt, und dieſes ſehr weislich. Deñ oft, weñ „ſich die Flügel der Vernunft hoch über irdiſche „Dinge erheben, ſo ſtreifen die Gedanken unter „den Wohnungen der Sterne, und werden durch „den Umgang mit den Unſterblichen beglükt. Von „da aus theilt alsdañ der göttliche Mañ den min„der erhabnen Sterblichen unterrichtende Wahrhei„ten aus. In Kairo wohnt ein phrenetiſcher Wei„ſer, welcher von aller dieſer theomatiſchen Wuth „begeiſtert iſt. Ich habe bemerkt, ſo oft der Mo„roſoph zum Vorſchein kam, ward er von einer „unzähligen Menge umringt, und von allen ver„ehret. Jung und Alt, Jungfern und Weiber „küßten die Fußſtapfen des ſeligen Gymnoſophiſten. „Die brünſtige Braut berührte jeden günſtigen „Theil geſchikt, die Kraft der Fortpflanzung zu „ertheilen.“ Endlich thut die Stimme den heiligen Ausſpruch, und die horchende Menge bleibt ſtaunend ſtehen. — „Laß uns alſo, dieſes iſt „meine Meinung, wieder nach Kairo zurükkehren, „und laß den Weiſen ſich bei dem Narren Raths „erholen.“ Hiemit endet ſich das erſte Buch. Die beſten Erläuterungen des ganzen Gedichts kañ man aus den Denkwürdigkeiten des Scriblerus, welche ſich in Popens Werken befinden, ziehen, wovon es eigentlich eine Art Nachahmung iſt.

Briefe, nebſt einer practiſchen Abhandlung von dem gu-
ten Geſchmake in Briefen, von C. G. Gel-
lert.)

Was abgeſchmakte Junkers und aberwizige Neukirchs ſo unglüklich, und nur zur Aufhaltung des guten Geſchmaks unternommen haben, wird in dieſem Werke auf die vortreflichſte Art geleiſtet. Der Herr Verfaſſer hat ſich das Recht längſt erworben, daß die Welt auf alles, was aus ſeiner Feder fließt, aufmerkſam ſein muß; und wer iſt geſchikter, als er, die Natur überall in ihre alten Vorrechte unter uns wieder einzuſezen? Den beſten Briefſteller zu machen, wird nichts erfordert, als zu beweiſen, daß man keinen Briefſteller braucht; und die ganze Kunſt, ſchöne Briefe zu ſchreiben, iſt die, daß man ſie ohne Kunſt ſchreiben lernt. Allein wie viel ſeltne Eigenſchaften ſezt dieſe Vermeidung der Kunſt voraus? Geſunde Ordnung im Denken, lebhafter Wiz, Keñtniß der Welt, ein empfindliches Herz, Leichtigkeit des Ausdruks ſind Dinge, die den Deutſchen weniger fehlen würden, weñ man ſie in Schulen lernen köñte. Die meiſten Lehrer haben ſie ſelbſt nicht; was Wunder alſo, daß ſie ihre Schüler anführen, ſich mit methodiſchen Leitfäden, topiſchen Einfällen, ſtudirten Empfindungen, ſtaubigen Realien und künſtlichen Perioden zu behelfen? Wie unbeſchreiblich würde der Nuzen ſein, weñ die practiſche Abhandlung des Herrn Gellert alle wohl informirten Briefſteller und alle die gelehrten Männer auf us de conscribendis epistolis aus den Claſſen vertreiben köñte! Man würde die Briefe des Cicero und Plinius beſſer nuzen lernen, und einige lateiniſche Broken würden das wenigſte ſein, was man

ihnen zu danken hätte. Iſt es zu hoffen? — Die Briefe des Herrn Gellert ſelbſt ſind Meiſterſtüke, die man eben ſo wenig als ſeine Fabeln zu leſen aufhören wird. Die ſchöne Natur herſcht überall; alle Zeilen ſind mit dem ſüßeſten Gefühle, mit den rühmlichſten Geſinnungen belebt; und die Überzeugung, daß ſie der Verfaſſer an wirkliche Perſonen geſchrieben hat, macht den Antheil, welchen die Leſer daran nehmen, ungleich größer. Von was für einem Herzen ſind ſie die Beweiſe! Wie liebenswerth hat ſich der Verfaſſer ſelbſt, ihm unbewußt, darin geſchildert! Welche Freundſchaft, welche Aufrichtigkeit, welche Liebe! Mit was für einer philoſophiſchen Gleichgültigkeit ſind zwei Briefe abgefaßt, wobei wenigſtens ſeine Leſer nicht gleichgültig bleiben werden. Verdienet ein Mañ, welcher das Vergnügen Deutſchlands iſt, kein Amt zur Belohnung, weñ anders ein Amt eine Belohnung ſein kañ? — Herr Gellert ſcheint den vornehmſten Inhalt ſeiner Abhandlung in eine Erzählung, die er auf der 83 Seite einſchaltet, gebracht zu haben. Können wir den Plaz ſchöner anwenden, als weñ wir ſie einrüken?

„Ein junger Menſch, der, weñ er Briefe ſchrieb,
„Die Sachen kunſtreich übertrieb,
„Und wenig gern mit ſtolzen Formeln ſagte,
„Las einem klugen Mañ ein Trauerſchreiben vor,
„Worin er einen Freund beklagte,
„Der ſeine Frau durch frühen Tod verlor,
„Und ihm mit vielem Schulwiz ſagte,
„Daß nichts gewiſſer wär', als daß er ihn beklagte.

„Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,
„Scheint mir zu ſchwer und zu ſtudirt zu ſein.
„Was haben Sie deñ ſagen wollen? —

„ Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt,
„ Daß er ein Weib verlor, die er mit Recht geliebt,
„ Und meinem Wunſche nach ſtets hätte haben ſollen;
„ Daß ich von Lieb' und Mitleid voll,
„ Nicht weiß, wie ich ihn tröſten ſoll.
„ Dies ungefähr, dies hab ich ſagen wollen." —

„ Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,
„ Warum ſind Sie ſich deñ durch Ihre Kunſt zuwider?
„ O, ſchreiben Sie doch nur, was Sie mir ſagten, nieder:
„ So wird ihr Brief natürlich ſein."

(Mémoires pour servir à l'histoire des moeurs du XVIII. siècle; par Mr. Duclos, de l'académie royale des belles-lettres.)

Auch die Sitten haben ihre Moden. Ein Jüngling aus dem vorigen Jahrhunderte würde mit ſeiner jungfräulichen Schamhaftigkeit, mit ſeiner blöden Beſcheidenheit, jezt eine ſehr lächerliche Figur machen. Es war eine Zeit, wo man ein Frauenzimmer, welchem man in unſern Tagen das Lob eines lebhaften Frauenzimmers, die ihre Welt keñt, beilegt, wenigſtens in's Tollhaus gebracht hätte. Es wird eine andre kommen, und es wäre Schade, weñ ſie nicht kommen ſollte, da es der Wohlanſtändigkeit gemäß ſein wird, ein guter Chriſt zu heiſſen, ſo wie es jezt die Artigkeit erfordert, ſich für nichts ſchlechteres als einen Atheiſten, ſo lange man geſund iſt, halten zu laſſen. Weñ man in geſitteten Ländern vom Anfange an alle dieſe Abwechſelungen in beſondern Büchern aufgezeichnet hätte, ſo würde man dieſe Bücher nicht beſſer, als die Schandchronik des menſchlichen Geſchlechts nennen können. Noch iſt es Zeit unſern Nachkommen dieſe Erniedrigung zu verſchaffen. Herr *Duclos*, welchen man ſchon aus ſeinen *Betrachtungen über die Sitten dieſes Jahrhunderts* auf eine für ihn vortheilhafte Art keñt, ſcheint den Anfang gemacht zu haben. Er hat die verſchiednen Bilder von den Sitten ſeiner Zeitgenoſſen in die *Lebensbeſchreibung eines artigen Mannes* gebracht. Dieſe Lebensbeſchreibung iſt wahrſcheinlich genug, um wahr ſein zu können; gleichwohl

wird ſie der Nachwelt, weñ anders, wider den Ausſpruch des Horaz, eine vernünftigere auf uns folgen ſollte, als der unſinnigſte Roman vorkommen; ſo viel ausſchweifende Thorheiten, ſo viel unbegreifliche, lächerliche Kleinigkeiten wird ſie darin aufgezeichnet finden.

Kunſt und Altertum.

wird ſie der Nachwelt, wenn anders, wider den Ausſpruch des Horaz, eine vernünftigere auf uns folgen ſollte, als der unſinnigſte Roman vorkommen; ſo viel ausſchweifende Thorheiten, ſo viel unbegreifliche, lächerliche Kleinigkeiten wird ſie darin aufgezeichnet finden.

Wie die Alten
den Tod gebildet.

Eine Unterſuchung.

. . . . . Nullique ea triſtis imago!

Statius.

1 7 6 9.

Vorrede.

Ich wollte nicht gern, daß man dieſe Unterſuchung nach ihrer Veranlaſſung ſchäzen möchte. Ihre Veranlaſſung iſt ſo verächtlich, daß nur die Art, wie ich ſie genuzt habe, mich entſchuldigen kañ, daß ich ſie überhaupt nuzen wollen.

Nicht zwar, als ob ich unſer jeziges Publicum gegen alles, was Streitſchrift heißt und ihr ähnlich ſiehet, nicht für ein wenig allzu ekel hielte. Es ſcheinet vergeſſen zu wollen, daß es die Aufklärung ſo mancher wichtigen Punkte dem bloßen Widerſpruche zu danken hat, und daß die Menſchen noch über nichts in der Welt einig ſein würden, weñ ſie noch über nichts in der Welt gezankt hätten.

Gezankt; deñ ſo nennet die Artigkeit alles Streiten: und Zanken iſt etwas ſo unmanierliches geworden, daß man ſich weit weniger ſchämen darf, zu haſſen und zu verläumden, als zu zanken.

Beſtünde indeß der größere Theil des Publici, das von keinen Streitſchriften wiſſen will, etwa aus Schriftſtellern ſelbſt; ſo dürfte es wohl nicht die bloße Politeſſe ſein, die den polemiſchen Ton nicht dulden will. Er iſt der Eigenliebe und dem Selbſtdünkel ſo unbehäglich! Er iſt den erſchlichenen Namen ſo gefährlich!

Aber die Wahrheit, ſagt man, gewinnet dabei ſo ſelten. — So ſelten? Es ſei, daß noch durch keinen Streit die Wahrheit ausgemacht worden: ſo hat dennoch die Wahrheit bei jedem Streite gewonnen. Der Streit hat den Geiſt der Prüfung genähret, hat Vorurtheil und Anſehen in einer beſtändigen Erſchütterung erhalten; kurz, hat die

geſchminkte Unwahrheit verhindert, ſich an der Stelle der Wahrheit feſtzuſezen.

Auch kañ ich nicht der Meinung ſein, daß wenigſtens das Streiten nur für die wichtigern Wahrheiten gehöre. Die Wichtigkeit iſt ein relativer Begrif, und was in einem Betracht ſehr unwichtig iſt, kañ in einem andern ſehr wichtig werden. Als Beſchaffenheit unſerer Erkeñtniß, iſt dazu eine Wahrheit ſo wichtig als die andere: und wer in dem allergeringſten Dinge für Wahrheit und Unwahrheit gleichgültig iſt, wird mich nimmermehr überreden, daß er die Wahrheit blos der Wahrheit wegen liebet.

Ich will meine Denkungsart hierin niemanden aufdringen. Aber den, der am weiteſten davon entfernt iſt, darf ich wenigſtens bitten, weñ er ſein Urtheil über dieſe Unterſuchung öffentlich ſagen will, es zu vergeſſen, daß ſie gegen jemand gerichtet iſt. Er laſſe ſich auf die Sache ein, und ſchweige von den Perſonen. Welcher von dieſen der Kunſtrichter gewogener iſt, welche er überhaupt für den beſſeren Schriftſteller hält, verlangt kein Menſch von ihm zu wiſſen. Alles, was man von ihm zu wiſſen begehret, iſt dieſes, ob er, ſeinerſeits, in die Wagſchaale des einen oder des andern etwas zu legen habe, welches im gegenwärtigen Falle den Ausſchlag zwiſchen ihnen ändere, oder vermehre. Nur ein ſolches Beigewicht, aufrichtig ertheilet, macht ihn dazu, was er ſein will; aber er bilde ſich nicht ein, daß ſein bloßer kahler Ausſpruch ein ſolches Beigewicht ſein kañ. Iſt er der Man, der uns beide überſieht, ſo bediene er ſich der Gelegenheit, uns beide zu belehren.

Von dem Tumultuariſchen, welches er meiner Arbeit gar bald anmerken wird, kañ er ſagen, was ihm beliebt. Weñ er nur die Sache darunter nicht

leiden läßt. Allerdings hätte ich mit mehr Ordnung zu Werke gehen können; ich hätte meine Gründe in ein vortheilhafteres Licht ſtellen können; ich hätte noch dieſes und jenes ſeltene oder koſtbare Buch nuzen können; — was hätte ich nicht alles!

Dabei ſind es nur längſt bekañte Denkmale der alten Kunſt, die mir freigeſtanden, zur Grundlage meiner Unterſuchung zu machen. Schäze dieſer Art kommen täglich mehrere an das Licht; und ich wünſchte ſelbſt von denen zu ſein, die ihre Wißbegierde am erſten damit befriedigen können. Aber es wäre ſonderbar, weñ nur der reich heiſſen ſollte, der das meiſte friſch gemünzte Geld beſizet. Die Vorſicht erforderte vielmehr, ſich mit dieſem überhaupt nicht eher viel zu bemengen, bis der wahre Gehalt auſſer Zweifel geſezt worden.

Der Antiquar, der zu einer neuen Behauptung uns auf ein altes Kunſtwerk verweiſet, das nur er noch kennet, das er zuerſt entdekt hat, kañ ein ſehr ehrlicher Mañ ſein; und es wäre ſchlim̃ für das Studium, weñ unter achten nicht ſieben es wären. Aber der, der, was er behauptet, nur aus dem behauptet, was ein Boiſſard oder Pighius hundert und mehr Jahre vor ihm geſehen haben, kañ ſchlechterdings kein Betrüger ſein; und etwas neues an dem Alten entdeken, iſt wenigſtens eben ſo rühmlich, als das Alte durch etwas neues beſtätigen.

Veranlaſſung.

Immer glaubt Herr Kloz mir auf den Ferſen zu ſein. Aber immer, weñ ich mich, auf ſein Zurufen, nach ihm umwende, ſehe ich ihn, ganz ſeitab, in einer Staubwolke, auf einem Wege einherziehen, den ich nie betreten habe.

„Herr Leſſing, lautet ſein neueſter Zuruf dieſer Art, [1]) wird mir erlauben, der Behauptung, „daß die alten Artiſten den Tod nicht als ein „Skelet vorgeſtellt hätten, (ſ. den Laokoon,) eben „den Werth beizulegen, den ſeine zween andern „Säze, daß die Alten nie eine Furie, und nie „ſchwebende Figuren ohne Flügel gebildet haben. „Er kañ ſich ſogar nicht bereden, daß das *liegende* „Skelet von Bronze, welches mit dem einen Ar„me auf einem Aſchenkruge ruhet, in der herzog„lichen Gallerie zu Florenz, eine wirkliche An„tike ſei. Vielleicht überredet er ſich eher, weñ „er die geſchnittenen Steine anſieht, auf welchen „ein völliges Geripe abgebildet iſt. (S. Buonarotti „Osserv. sopra Framm. Tab. 38. 3. und Lipperts Dak„tyliothek, zweites Tauſend, N. 998.) Im Muſeo „Florentino ſieht man dieſes Skelet, welchem ein „ſizender Alter etwas vorbläſt, gleichfalls auf „einem Steine. (Les Satires de Perse par Sin„ner S. 30.) Doch geſchnittene Steine, wird „Herr Leſſing ſagen, gehören zur Bilderſprache. „Nun ſo verweiſe ich ihn auf das metallene Ske„let in dem kircherſchen Muſeo. (S. Ficoroni, „Gemmae antiq. rarior. Tab. 8.) Iſt er auch hiemit

1) In der Vorrede zum zweiten Theile der Abhandlungen des Grafen Caylus.

„ noch nicht zufrieden, ſo will ich ihn zum Über-
„ fluſſe erinnern, daß bereits Herr Winkelmañ in
„ ſeinem Verſuch der Allegorie zwoer alten Ur-
„ nen von Marmor in Rom Meldung gethan, auf
„ welchen Todtengeripe ſtehen. Weñ Herr Leſſin-
„ gen meine vielen Beiſpiele nicht verdrießlich ma-
„ chen, ſo ſeze ich noch Sponii Miscell. antiq. erud.
„ sect. 1. art. 3. hinzu; beſonders n. 5. Und da
„ ich mir einmal die Freiheit genommen, wider ihn
„ einiges zu erinnern, ſo muß ich ihn auf die präch-
„ tige Samlung der gemalten Gefäße des Herrn
„ Hamilton verweiſen, um noch eine Furie auf
„ einem Gefäße zu erbliken. (Collection of Etrus-
„ can, Grecian and Roman Antiquities from the Ca-
„ binet of the Hon. Wm. Hamilton n. 6.)“

Es iſt, bei Gott, wohl eine groſſe Freiheit, mir zu widerſprechen! Und wer mir widerſpricht, hat ſich wohl ſehr zu bekümmern, ob ich verdrießlich werde, oder nicht!

Allerdings zwar ſollte ein Widerſpruch, als womit mich Herr Klotz verfolgt, in die Länge auch den gelaſſenſten, kälteſten Mañ verdrießlich machen. Weñ ich ſage: „ es iſt noch nicht Nacht;“ ſo ſagt Herr Klotz: „ aber Mittag iſt doch ſchon „ längſt vorbei.“ Weñ ich ſage: „ ſieben und ſie- „ ben macht nicht fünfzehn;“ ſo ſagt er: „ aber „ ſieben und achte macht doch fünfzehn.“ Und das heißt er, mir widerſprechen, mich widerlegen, mir unverzeihliche Irrtümer zeigen.

Ich bitte ihn, einen Augenblik ſeinen Verſtand etwas mehr, als ſein Gedächtniß, zu Rathe zu ziehen.

Ich habe behauptet, daß die alten Artiſten den Tod nicht als ein Skelet vorgeſtellt: und ich be- haupte es noch. Aber ſagen, daß die alten Arti- ſten den Tod nicht als ein Skelet vorgeſtellt: heißt

deñ dieſes von ihnen ſagen, daß ſie überhaupt kein Skelet vorgeſtellet? Iſt deñ unter dieſen beiden Sätzen ſo ganz und gar kein Unterſchied, daß, wer den einen erweiſet, auch nothwendig den andern erwieſen hat? daß, wer den einen läugnet, auch nothwendig den andern läugnen muß?

Hier iſt ein geſchnittener Stein, und da eine marmorne Urne, und dort ein metallenes Bildchen; alle ſind ungezweifelt antik, und alle ſtellen ein Skelet vor. Wohl! Wer weiß daß nicht? Wer kañ das nicht wiſſen, dem geſunde Finger und Augen nicht abgehen, ſobald er es wiſſen will? Sollte man in den antiquariſchen Werken nicht etwas mehr als gebildet haben?

Dieſe antiken Kunſtwerke ſtellen Skelete vor: aber ſtellen deñ dieſe Skelete den Tod vor? Muß deñ ein Skelet ſchlechterdings den Tod, das perſonificirte Abſtractum des Todes, die Gottheit des Todes, vorſtellen? Warum ſollte ein Skelet nicht auch blos ein Skelet vorſtellen können? Warum nicht auch etwas anders?

Unterſuchung.

Der Scharfſiñ des Herrn Klotz geht weit! — Mehr brauchte ich ihm nicht zu antworten: aber doch will ich mehr thun, als ich brauchte. Da noch andere Gelehrte an den verkehrten Einbildungen des Herrn Klotz, mehr oder weniger, Theil nehmen: ſo will ich für dieſe hier zweierlei beweiſen.

Für's erſte: daß die alten Artiſten den Tod, die Gottheit des Todes, wirklich unter einem ganz andern Bilde vorſtellten, als unter dem Bilde des Skelets.

Für's zweite: daß die alten Artiſten, weñ ſie ein Skelet vorſtellten, unter dieſem Skelete etwas ganz anders meineten, als den Tod, als die Gottheit des Todes.

1.

Die alten Artiſten ſtellten den Tod nicht als ein Skelet vor: deñ ſie ſtellten ihn, nach der homeriſchen Idee, [1]) als den Zwillingsbruder des Schlafes vor, und ſtellten beide, den Tod und den Schlaf, mit der Ähnlichkeit unter ſich vor, die wir an Zwillingen ſo natürlich erwarten. Auf einer Kiſte von Cedernholz, in dem Tempel der Juno zu Elis, ruhten ſie beide als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere ſchwarz; jener ſchlief, dieſer ſchien zu

1) Iλ. π. v. 682.

ſchlafen; beide mit über einander geſchlagenen Füßen. [1])

Hier nehme ich einen Saz zu Hülfe, von welchem ſich nur wenige Ausnahmen finden dürften. Dieſen nämlich, daß die Alten die ſiñliche Vorſtellung, welche ein idealiſches Weſen einmal erhalten hatte, getreulich beibehielten. Deñ ob dergleichen Vorſtellungen ſchon willkürlich ſind, und ein jeder gleiches Recht hätte, ſie ſo oder anders anzunehmen: ſo hielten es dennoch die Alten für gut und nothwendig, daß ſich der ſpätere dieſes Rechtes begebe, und dem erſten Erfinder folge. Die Urſache iſt klar: ohne dieſe allgemeine Einförmigkeit iſt keine allgemeine Erkeñtlichkeit möglich.

Folglich auch, jene Ähnlichkeit des Todes mit dem Schlafe von den griechiſchen Artiſten einmal angenommen, wird ſie von ihnen, allem Vermuthen nach, auch immer ſein beobachtet worden. Sie zeigte ſich unſtreitig an den Bildſäulen, welche beide dieſe Weſen zu Lacedämon hatten: deñ ſie erinnerten den Pauſanias [2]) an die Verbrüderung, welche Homer unter ihnen eingeführet.

Welche Ähnlichkeit mit dem Schlafe aber läßt ſich im geringſten denken, weñ der Tod als ein bloßes Geripe ihm zur Seite ſtand?

„Vielleicht, ſchrieb Winkelmañ [3]), war der
„Tod bei den Einwohnern von Gades, dem heu-
„tigen Cadix, welche unter allen Völkern die ein-
„zigen waren, die den Tod verehrten, alſo ge-
„ſtaltet." — Als Geripe nämlich.

Doch Winkelmañ hatte zu dieſem Vielleicht

1) Pausanias Eliac. c. 18. p. 442. edit. Kuhn. — Laokoon. — 2) Lacon. c. 18. p. 253. 3) Allegorie.

nicht den geringſten Grund. Philoſtrat [1]) ſagt blos von den Gaditanern, „daß ſie die einzigen „Menſchen wären, welche dem Tode Päane ſän„gen.“ Er erwähnt nicht einmal einer Bildſäule, geſchweige daß er im geringſten vermuthen laſſe, die Bildſäule habe ein Geripe vorgeſtellt. Endlich, was würde uns auch hier die Vorſtellung der Gaditaner angehen? Es iſt von den ſymboliſchen Bildern der Griechen, nicht der Barbaren die Rede.

Ich erinnere beiläufig, daß ich die angezogenen Worte des Philoſtrats: *τον θανατον μονοι ανθρωπων παιανιζονται*, nicht mit Winkelmannen überſezen möchte, „die Gaditaner wären unter allen „Völkern die einzigen geweſen, welche den Tod „verehret.“ Verehret ſagt von den Gaditanern zu wenig, und verneinet von den übrigen Völkern zu viel. Selbſt bei den Griechen war der Tod nicht ganz ohne Verehrung. Das Beſondere der Gaditaner war nur dieſes, daß ſie die Gottheit des Todes für erbittlich hielten; daß ſie glaubten, durch Opfer und Päane ſeine Strenge mildern, ſeinen Schluß verzögern zu können. Deñ Päane heiſſen im beſonderen Verſtande Lieder, die einer Gottheit zur Abwendung irgend eines Übels geſungen werden. Philoſtrat ſcheinet auf die Stelle des Äſchylus anzuſpielen, wo von dem Tode geſagt wird, daß er der einzige unter den Göttern ſei, der keine Geſchenke anſehe, der daher keine Altäre habe, dem keine Päane geſungen würden:

Ουδ᾽ εϛι βωμος, ϰδε παιωνιζεται —

Winkelmañ ſelbſt merket, in ſeinem Verſuche über die Allegorie, bei dem Schlafe an, „daß „auf einem Grabſteine in dem Palaſte Albani,

1) Vita Apollon. L. 5. c. 4.

„der Schlaf als ein junger Genius, auf eine „umgekehrte Fakel ſich ſtüzend, nebſt ſeinem Bruder, „dem Tode, vorgeſtellet wären, und eben ſo ab„gebildet fänden ſich dieſe zwei Genii auch an ei„ner Begräbnißurne in dem Collegio Clementino „zu Rom.“ Ich wünſchte, er hätte ſich dieſer Vorſtellung bei dem Tode ſelbſt wiederum erinnert. Deñ ſo würden wir die einzig gemeine und allgemeine Vorſtellung des Todes da nicht vermiſſen, wo er uns nur mit verſchiedenen Allegorien verſchiedener Arten des Sterbens abfindet.

Auch dürfte man wünſchen, Winkelmañ hätte uns die beiden Denkmäler etwas näher beſchrieben. Er ſagt nur ſehr wenig davon, und das Wenige iſt ſo beſtim̃t nicht, als es ſein kõnte. Der Schlaf ſtüzet ſich da auf eine umgekehrte Fakel: aber auch der Tod? und vollkommen eben ſo? Iſt gar kein Abzeichen zwiſchen beiden Geniis? und welches iſt es? Ich wüßte nicht, daß dieſe Denkmäler ſonſt bekañt gemacht wären, wo man ſich Raths erholen kõnte.

Jedoch ſie ſind, zum Glüke, nicht die einzigen ihrer Art. Winkelmañ bemerkte auf ihnen nichts, was ſich nicht auch auf mehrern, und längſt vor ihm bekañten, bemerken ließe. Er ſahe einen jungen Genius mit umgeſtürzter Fakel und der ausdrüklichen Überſchrift: Somno; aber auf einem Grabſteine beim Boiſſard 1) erbliken wir die nämliche Figur, und die Überſchrift: Somno Orestilia Filia, läßt uns wegen der Deutung derſelben eben ſo wenig ungewiß ſein. Ohne Überſchrift kom̃t ſie ebendaſelbſt noch oft vor: ja auf mehr als einem Grabſteine und Sarge kom̃t ſie dopelt vor. 2) Was kañ aber in dieſer vollkomnen ähnlichen Ver-

1) Topograph. Parte 3. p. 48.
2) Parte 5. p. 22. 23.

dopelung, weñ das eine Bild der Schlaf iſt, das andere wohl ſchiklicher ſein, als der Zwillingsbruder des Schlafes, der Tod?

Es iſt zu verwundern, wie Altertumsforſcher dieſes nicht wiſſen, oder weñ ſie es wußten, in ihren Auslegungen anzuwenden vergeſſen koñten. Ich will hiervon nur einige Beiſpiele geben.

Vor allen fällt mir der marmorne Sarg bei, welchen Bellori in ſeinen Admirandis bekañt gemacht, 1) und von dem lezten Schikſale des Menſchen erkläret hat. Hier zeiget ſich unter andern ein geflügelter Jüngling, der in einer tiefſinnigen Stellung, den linken Fuß über den rechten geſchlagen, neben einem Leichname ſtehet, mit ſeiner rechten und dem Haupte auf einer umgekehrten Fakel ruhet, die auf die Bruſt des Leichnames geſtüzet iſt, und in der Linken, die um die Fakel herabgreift, einen Kranz mit einem Schmetterlinge hält. Dieſe Figur, ſagt Bellori, ſei Amor, welcher die Fakel, das iſt, die Affecten, auf der Bruſt des verſtorbenen Menſchen auslöſche. Und ich ſage: dieſe Figur iſt der Tod!

Nicht jeder geflügelte Knabe oder Jüngling, muß ein Amor ſein. Amor, und das Heer ſeiner Brüder, hatten dieſe Bildung mit mehrern geiſtigen Weſen gemein. Wie manche aus dem Geſchlecht der Genien würden als Knaben vorgeſtellt! 2) Und was hatte nicht ſeinen Genius? Jeder Ort; jeder Menſch; jede geſellſchaftliche Verbindung des Menſchen; jede Beſchäftigung des Menſchen, von der niedrigſten bis zur größten 3); ja, ich möchte ſagen, jedes unbelebte Ding, an deſſen Erhal-

1) Tab. 79. 2) Barthius ad Rutilii L. 1. v. 327.
3) Idem ib. p. 128.

tung gelegen war, hatte ſeinen Genius. — Weñ dieſes unter andern auch dem Herrn Klotz nicht eine ganz unbekañte Sache geweſen wäre: ſo würde er uns ſicherlich mit dem größten Theile ſeiner zukerſüßen Geſchichte des Amors aus geſchnittenen Steinen 1) verſchonet haben. Mit den aufmerkſamſten Fingern forſchte dieſer große Gelehrte dieſem niedlichen Gotte durch alle Kupferbücher nach; und wo ihm nur ein kleiner nakter Bube vorkam, da ſchrie er: Amor! Amor! und trug ihn geſchwind in ſeine Rolle ein. Ich wünſche dem viel Geduld, der die Muſterung über die klotziſche Amors unternehmen will. Alle Augenblike wird er einen aus dem Gliede ſtoßen müßen. — Doch davon an einem andern Orte!

Genug, weñ nicht jeder geflügelte Knabe oder Jüngling nothwendig ein Amor ſein muß: ſo braucht es dieſer auf dem Monumente des Bellori am wenigſten zu ſein.

Und kañ es ſchlechterdings nicht ſein! Deñ keine allegoriſche Figur muß mit ſich ſelbſt im Widerſpruche ſtehen. In dieſem aber würde ein Amor ſtehen, deſſen Werk es wäre, die Affecten in der Bruſt des Menſchen zu verlöſchen. Ein ſolcher Amor iſt eben darum kein Amor.

Vielmehr ſpricht alles, was um und an dieſem geflügelten Jünglinge iſt, für das Bild des Todes.

Deñ weñ es auch nur von dem Schlafe erwieſen wäre, daß ihn die Alten als einen jungen Genius mit Flügeln vorgeſtellt: ſo würde auch ſchon das uns hinlänglich berechtigen, von ſeinem Zwillingsbruder, dem Tode, ein Gleiches zu vermuthen. Somni idolum ſenile fingitur, ſchrieb Barth

1) Über den Nuzen und Gebrauch der alten geſchnittenen Steine, von S. 194 bis 224.

auf gut Glük nur ſo hin, [1]) um ſeine Interpunction in einer Stelle des Statius zu rechtfertigen.

Crimine quo merui, juvenis, placidissime divûm,
Quove errore miser, donis ut solus egerem,
Somne, tuis? —

flehte der Dichter zu dem Schlafe; und Barth wollte, daß der Dichter das juvenis von ſich ſelbſt, nicht von dem Schlafe geſagt habe:

Crimine quo merui juvenis, placidissime divûm etc.

Es ſei; weil es zur Noth ſein könte: aber der Grund iſt doch ganz nichtig. Der Schlaf war bei allen Dichtern eine jugendliche Gottheit; er liebte eine von den Grazien, und Juno, für einen wichtigen Dienſt, gab ihm dieſe Grazie zur Ehe. Gleichwohl ſollten ihn die Künſtler als einen Greis gebildet haben? Das wäre von ihnen nicht zu glauben, weñ auch in keinem Denkmale das Gegentheil mehr ſichtbar wäre.

Doch nicht der Schlaf blos, wie wir geſehen, auch noch ein zweiter Schlaf, der nichts anders als der Tod ſein kañ, iſt ſowohl auf den unbekañten Monumenten des Winkelmañ, als auf den bekañtern des Boiſſard, gleich einem jungen Genius, mit umgeſtürzter Fakel zu ſehen. Iſt der Tod dort ein junger Genius: warum könte ein junger Genius hier nicht der Tod ſein? Und muß er es nicht ſein, da auſſer der umgeſtürzten Fakel auch alle übrige ſeiner Attributen die ſchönſten, redendſten Attribute des Todes ſind?

Was kañ das Ende des Lebens deutlicher bezeichnen, als eine verloſchene, umgeſtürzte Fakel? Weñ dort der Schlaf, dieſe kurze Unterbrechung

1) Ad Statium, Silv. L. 5. v. 4.

des Lebens, ſich auf eine ſolche Fakel ſtüzet: mit wie viel größerm Rechte darf es der Tod?

Auch die Flügel kommen noch mit größerm Rechte ihm, als dem Schlafe, zu. Deñ ſeine Überraſchung iſt noch plözlicher, ſein Übergang noch ſchneller.

— — — Seu me tranquilla senectus
Exspectat, seu mors atris circumvolat alis —

ſagt Horaz. [1])

Und der Kranz in ſeiner Linken? Es iſt der Todtenkranz. Alle Leichen wurden bei Griechen und Römern bekränzt; mit Kränzen ward die Leiche von den hinterlaſſenen Freunden beworfen; bekränzt wurden Scheiterhaufen und Urne und Grabmal. [2])

Endlich, der Schmetterling über dieſem Kranze? Wer weiß nicht, daß der Schmetterling das Bild der Seele, und beſonders der von dem Leibe geſchiedenen Seele, vorſtellet?

Hierzu kom̃t der ganze Stand der Figur, neben einem Leichnam, und geſtüzt auf dieſen Leichnam. Welche Gottheit, welches höhere Weſen köñte und dürfte dieſen Stand haben: weñ es nicht der Tod ſelbſt wäre? Ein todter Körper verunreinigte, nach den Begriffen der Alten, alles, was ihm nahe war: und nicht allein die Menſchen, welche ihn berührten oder nur ſahen; ſondern auch die Götter ſelbſt. Der Anblik eines Todten war ſchlechterdings keinem von ihnen vergöñt.

— — Εμοι γαρ ȣ θεμις φθιτȣς ὁραν.

ſagt Diana bei dem Euripides [3]) zu dem ſterbenden Hippolyt. Ja, um dieſen Anblik zu vermei-

1) L. 2. Sat. 1. v. 57 — 58. 2) Car. Paschalii Coronarum L. 4. c. 5. 3) Hippol. v. 1437.

den, mußten ſie ſich ſchon entfernen, ſobald der Sterbende die lezten Athemzüge that. Deñ Diana fährt dort fort:

> Ουδ᾽ ομμα χραινειν θανασιμοισιν εκπνοαις·
> Ὁρω δε σ᾽ ηδη τȣδε πλησιον κακȣ.

und hiemit ſcheidet ſie von ihrem Lieblinge. Aus eben dieſem Grunde ſagt auch Apollo bei eben dem Dichter, [1]) daß er die geliebte Wohnung des Admetus nun verlaſſen müße, weil Alceſte ſich ihrem Ende nahe:

> Εγω δε, μη μιασμα μ᾽ εν δομοις κιχῃ,
> Λειπω μελαθρον τηνδε φιλτατην ϛεγην.

Ich halte dieſen Umſtand, daß die Götter ſich durch den Anblik eines Todten nicht verunreinigen durften, hier für ſehr erheblich. Er iſt ein zweiter Grund, warum es Amor nicht ſein kañ, der bei dem Leichname ſteht: und zugleich ein Grund wider alle andere Götter; den einzigen Gott ausgenommen, welcher ſich unmöglich durch Erblikung eines Todten verunreinigen koñte, den Tod ſelbſt.

Oder meinet man, daß vielleicht doch noch eine Gottheit hiervon auszunehmen ſein dürfte? Nämlich der eigentliche Genius, der eigentliche Schuzgeiſt des Menſchen. Wäre es deñ, köñte man ſagen, ſo etwas ungereimtes, daß der Genius des Menſchen traurend bei dem Körper ſtände, durch deſſen Erſtarrung er ſich auf ewig von ihm trennen müßen? Doch weñ das ſchon nicht ungereimt wäre, ſo wäre es doch völlig wider die Denkungsart der Alten, nach welcher auch der eigentliche Schuzgeiſt des Menſchen den völligen Tod deſſelben nicht abwartete, ſondern ſich von ihm noch eher

1) Alc. v. 22. 23.

treñte, als in ihm die gänzliche Trennung zwiſchen Seele und Leib geſchah. Hievon zeugen ſehr deutliche Stellen; [1]) und folglich kañ auch dieſer Genius der eigentliche Genius des eben verſchiedenen Menſchen nicht ſein, auf deſſen Bruſt er ſich mit der Fakel ſtüzet.

Noch darf ich eine Beſonderheit in dem Stande deſſelben nicht mit Stillſchweigen übergehen. Ich glaube in ihr die Beſtätigung einer Muthmaßung zu erbliken, die ich an eben derſelben Stelle des Laokoon berührte. Sie hat Widerſpruch gefunden, dieſe Muthmaßung: es mag ſich nun zeigen, ob ſie ihn zu behalten verdienet.

Weñ nämlich Pauſanias die gleich anfangs erwähnte Vorſtellung, auf der Kiſte in dem Tempel der Juno zu Elis, beſchreibet, wo unter andern eine Frau erſcheine, die in ihrer Rechten einen ſchlafenden, weiſſen Knaben halte, in ihrer Linken aber einen ſchwarzen Knaben, καθευδοντι εοικοτα, welches ebenſowohl heiſſen kañ, *der jenem ſchlafenden Knaben ähnlich* ſei, als, *der zu ſchlafen ſcheine*: ſo ſezt er hinzu: αμφοτερους διεστραμμενους τους ποδας. Dieſe Worte gibt der lateiniſche Überſezer durch: distortis utrinque pedibus; und der franzöſiſche durch: les pieds contrefaits. Ich fragte: was ſollen hier die krummen Füße? wie kommen der Schlaf und der Tod zu dieſen ungeſtalteten Gliedern? was können ſie andeuten ſollen? Und in der Verlegenheit, mir hierauf zu antworten, ſchlug ich vor, διεστραμμενους τους ποδας nicht durch: *krumme*, ſondern durch: *über einander geſchlagene Füße* zu überſezen; weil dieſes die gewöhnliche Lage der Schlafenden ſei, und der Schlaf auf alten Monumenten nicht anders liege.

1) Wonna Exercit. 3. de Geniis, c. 2. §. 7.

Erſt wird es wegen einer Verbeſſerung, die Sylburg in eben den Worten machen zu müßen glaubte, nöthig ſein, die ganze Stelle in ihrem Zuſammenhange anzuführen: Πεποιηται δε γυνη παιδα λευκον καθευδοντα ανεχουσα τη δεξιᾳ χειρι, τη δε ἑτερᾳ μελανα εχει παιδα καθευδοντι εοικοτα, αμφοτερους διεστραμμενους τους ποδας. Sylburg fand das διεστραμμενους anſtößig, und meinte, daß es beſſer ſein würde, διεστραμμενον dafür zu leſen, weil εοικοτα vorhergehe, und beides ſich auf παιδα beziehe. [1]) Doch dieſe Veränderung würde nicht allein ſehr überflüſſig, ſondern auch ganz falſch ſein. *Überflüſſig*: den̄ warum ſoll ſich nun eben das διαστρεφεσθαι auf παιδα beziehen, da es ſich eben ſowohl auf αμφοτερους oder ποδας beziehen kan̄? *Falſch*: den̄ ſonach würde αμφοτερους nur zu ποδας gehören können, und man würde überſezen müßen: *krum̄ an beiden Füßen*; da es doch auf das dopelte παιδα gehet, und man überſezen muß: *beide mit krummen Füßen*. Wen̄ anders διεστραμμενος hier *krum̄* heißt, und überhaupt *krum̄* heiſſen kan̄?

Zwar muß ich geſtehen, daß ich damals, als ich den Ort im Laokoon ſchrieb, ſchlechterdings keine Auslegung kan̄te, warum der Schlaf und der Tod mit krummen Füßen ſollten gebildet worden ſein. Ich habe erſt nachher beim Rondel [2]) gefunden, daß die Alten durch die krummen Füße des Schlafes die Ungewißheit und Betrüglichkeit der Träume andeuten wollen. Aber worauf gründet ſich dieſes Vorgeben? und was wäre es auch damit? Was es erklären ſollte, würde es höchſtens nur zur Hälfte erklären.

1) Rectius διεστραμμενον, ut antea εοικοτα, respiciunt enim accusativum παιδα.

2) Expos. Signi veteris Tolliani p. 294. Fortuitorum Jacobi Tollii.

Der Tod iſt doch wohl ohne Träume: und dennoch hatte der Tod eben ſo krumme Füße. Deñ, wie geſagt, das αμφοτερους muß ſchlechterdings auf das dopelte vorhergehende παιδα ſich beziehen: ſonſt würde αμφοτερους, zu τους ποδας genommen, ein ſehr ſchaler Pleonasmus ſein. Weñ ein Menſch krumme Füße hat, ſo verſteht es ſich ia wohl, daß ſie beide krum̃ ſind.

Oder ſollte wohl jemand auch nur deßwegen ſich die Lesart des Sylburg (διεστραμμενον für διεστραμμενους) gefallen laſſen, um die krummen Füße blos und allein dem Schlafe beilegen zu können? Nun ſo zeige mir dieſer Eigenſinnige doch irgend einen antiken Schlaf mit dergleichen Füßen! Es ſind ſowohl ganz runde als halb erhabene Werke genug übrig, in welchen die Altertumskundigen einmüthig den Schlaf erkennen. Wo iſt ein einziger, an welchem ſich krumme Füße auch nur argwohnen ließen?

Was folgt aber hieraus? Sind die krummen Füße des Todes und des Schlafes ohne alle befriedigende Bedeutung; ſind die krummen Füße des leztern in keiner antiken Vorſtellung deſſelben ſichtbar: ſo, meine ich, folgt wohl nichts natürlicher, als die Vermuthung, daß es mit dieſen krummen Füßen überhaupt eine Grille ſein dürfte. Sie gründen ſich auf eine einzige Stelle des Pauſanias, auf ein einziges Wort in dieſer Stelle: und dieſes Wort iſt noch dazu eines ganz andern Sinnes fähig!

Deñ διεστραμμενος, von διαστρεφειν, heißt nicht ſowohl *krum̃*, *verbogen*, als nur überhaupt *verwandt*, *aus ſeiner Richtung gebracht*; nicht ſowohl tortuosus, distortus, als obliquus, transversus: und ποδες διεστραμμενοι ſind alſo nicht nur ebenſowohl durch *queer*, *überzwerch liegende* Füße, als durch *krumme* Füße zu überſezen;

ſondern durch jenes ſogar noch beſſer und eigentlicher zu überſezen, als durch dieſes.

Doch, daß διεστραμμενος blos ſo überſezt werden *köñte*, würde noch wenig entſcheiden. Der eigentlichere Siñ iſt nicht immer der wahre. Von größerm, den völligen Ausſchlag gebenden Gewicht iſt alſo dieſes: daß die ποδες διεστραμμενοι, ſo überſezt, wie ich ſage, durch *über einander geſchlagen* überſezt, nicht allein, ſowohl bei dem Tode als bei dem Schlafe, die ſchönſte angemeſſenſte Bedeutung haben, ſondern auch häufig auf alten Denkmälern zu erbliken ſind.

Über einander geſchlagene Füße ſind die natürliche Lage, die der Menſch in einem ruhigen, geſunden Schlafe nimt. Dieſe Lage haben die alten Künſtler auch einſtimmig jeder Perſon gegeben, die ſie in einem ſolchen Schlafe zeigen wollen. So ſchläft die vermeinte Cleopatra im Belvedere; ſo ſchläft die Nymphe auf einem alten Monumente beim Boiſſard; ſo ſchläft, oder will eben entſchlafen, der Hermaphrodit des Dioskorides. Es würde ſehr überflüſſig ſein, dergleichen Exempel zu häufen. Ich wüßte mich jezt nur einer einzigen alten Figur zu erinnern, welche in einer andern Lage ſchliefe. — (Dem Herrn Klotz unverwehrt, geſchwind ſeine Kupferblätter durchzublättern, und mir mehrere zu zeigen!) — Aber dieſe einzige Figur iſt auch ein trunkener *Faun*, dem der gährende Wein keinen ruhigen Schlaf vergönnen darf. [1] Bis auf die ſchlafenden Thiere beobachteten die alten Künſtler die angegebene Lage. Die zwei antiken Löwen von gelblichem Marmor, unter den kö=

1) Beim Maffei (Tab. 94.), wo man ſich über den Geſchmak dieſes Auslegers ärgern muß, der eine ſo unanſtändige Figur mit aller Gewalt zu einem Bakchus machen will.

niglichen Altertümern zu Berlin, ſchlafen mit über einander geſchlagenen Vorderfüßen, auf welchen der Kopf ruhet. Kein Wunder folglich, daß man auch den Schlaf ſelbſt in dieſer den Schlafenden ſo gewöhnlichen Lage von ihnen vorgeſtellt ſieht. Ich verwies auf den Schlaf beim Maffei, [1] und ich hätte ebenſowohl auf den ähnlichen Marmor des Tollius verweiſen können. Zwei kleinerer, ehedem bei dem Connetable Colonna, von jenen wenig oder nichts unterſchieden, erwähnt ebenfalls Maffei.

Ja auch an wachenden Figuren iſt die Lage der über einander geſchlagenen Füße das Zeichen der Ruhe. Nicht wenige von den ganz oder halb liegenden Flußgöttern ruhen ſo auf ihren Urnen; und ſogar an ſtehenden Perſonen iſt, ein Fuß über den andern geſchlagen, der eigentliche Stand des Verweilens und der Erholung. Daher erſcheinen die Mercure und Faune ſo manchmal in dieſem Stande; beſonders, weñ wir ſie in ihre Flöte, oder ſonſt ein erquikendes Spiel, vertieft finden.

Nun wäge man alle dieſe Wahrſcheinlichkeiten gegen die blank und bloßen Widerſprüche ab, mit welchen man meine Auslegung abfertigen wollen. Der gründlichſte iſt noch der, der ſich von einem Gelehrten herſchreibt, dem ich wichtigere Erinnerungen zu danken habe. „Die leſſingiſche Erklä„rung des διεςραμμενȣς τȣς ποδας, ſagt der Ver„faſſer der kritiſchen Wälder, [2] ſcheint dem „Sprachgebrauche zu widerſprechen; und weñ es „auf's Muthmaßen ankäme, köñte ich eben ſo ſa„gen: ſie ſchliefen mit über einander geſchlagenen „Füßen, d. i. des einen Fuß ſtrekte ſich über den „andern hin, um die Verwandtſchaft des Schlafes „und Todes anzuzeigen u. ſ. w.“

1) Tab. 151. 2) Erſtes Wäldchen. S. 83. (von Herder.)

Wider den Sprachgebrauch? wie das? Heißt διεϛραμμενος etwas anders als *verwandt*? und muß deñ alles, was verwandt iſt, nothwendig krum̃ ſein? Wie köñte man deñ einen mit übergeſchlagenen Füßen auf griechiſch richtiger und beſſer nennen, als διεϛραμμενον (κατα) τȣς ποδας? oder διεϛραμμενȣς τȣς ποδας, mit unterverſtandenem εχοντα? Ich wüßte im geringſten nicht, was hier wider die natürliche Bedeutung der Worte, oder gegen die genuine Conſtruction der Sprache wäre. Weñ Pauſanias hätte *krum̃* ſagen wollen, warum ſollte er nicht das ſo gewöhnliche σκολιος gebraucht haben?

Muthmaßen hiernächſt läßt ſich freilich vielerlei. Aber verdient wohl eine Muthmaßung, die nichts als die bloße Möglichkeit vor ſich hat, einer entgegengeſezet zu werden, der ſo wenig zu einer ausgemachten Wahrheit fehlet? Ja, auch kaum die Möglichkeit kañ ich jener mir entgegengeſezten Muthmaßung einräumen. Deñ der eine Knabe ruhte in dem einen, und der andere in dem andern Arme der Nacht: folglich wäre die Verſchränkung der Füße des einen mit den Füßen des andern kaum zu begreifen. Endlich die Möglichkeit dieſer Verſchränkung auch zugegeben: würde ſodañ das διεϛραμμενȣς, welches ſie ausdrüken ſollte, nicht ebenfalls etwas ganz anderes heiſſen, als krum̃? Würde dieſe Bedeutung nicht ebenfalls wider den Sprachgebrauch ſein? Würde die Muthmaßung meines Gegners alſo nicht eben der Schwierigkeit ausgeſezt ſein, der er meine ausgeſezt zu ſein meinet, ohne daß ſie eine einzige der Empfehlungen hätte, die er dieſer nicht abſprechen kañ?

Nun zurük zu dem Bilde beim Bellori. Weñ aus dem, was ich bisher beigebracht, erwieſen iſt, daß die alten Artiſten den Schlaf mit über einan-

der geſchlagenen Füßen gebildet; weñ es erwieſen iſt, daß ſie dem Tod eine genaue Ähnlichkeit mit dem Schlafe gegeben: ſo werden ſie, allem Vermuthen nach, auch den Tod mit über einander geſchlagenen Füßen vorzuſtellen, nicht unterlaſſen haben. Und wie, weñ eben dieſes Bild beim Bellori ein Beweis davon wäre? Deñ wirklich ſtehet es, den einen Fuß über den andern geſchlagen; und dieſe Beſonderheit des Standes, glaube ich, kañ ebenſowohl dienen, die Bedeutung der ganzen Figur zu beſtätigen, als die anderweits erwieſene Bedeutung derſelben, das Charakteriſtiſche dieſes beſonderen Standes feſtzuſezen, hinlänglich ſein dürfte.

Doch es verſteht ſich, daß ich ſo geſchwind und dreiſt nicht ſchließen würde, weñ dieſes das einzige alte Monument wäre, auf welchem ſich die über einander geſchlagenen Füße an dem Bilde des Todes zeigten. Deñ nichts würde natürlicher ſein, als mir einzuwenden: weñ die alten Künſtler den Schlaf mit über einander geſchlagenen Füßen gebildet haben, ſo haben ſie ihn doch nur als liegend, und wirklich ſelbſt ſchlafend ſo gebildet; von dieſer Lage des Schlafes im Schlafe, iſt alſo auf ſeinen ſtehenden Stand, oder gar auf den ſtehenden Stand des ihm ähnlichen Todes, wenig oder nichts zu ſchließen, und es kañ ein bloßer Zufall ſein, daß hier einmal der Tod ſo ſtehet, als man ſonſt den Schlaf ſchlafen ſieht.

Nur mehrere Monumente, welche eben das zeigen, was ich an der Figur beim Bellori zu ſehen glaube, können dieſer Einwendung vorbauen. Ich eile alſo, deren ſo viele anzuführen, als zur Induction hinreichend ſind.

Zuerſt alſo erſcheinet der ſchon angeführte Grabſtein beim Boiſſard. Weil die ausdrüklichen Überſchriften deſſelben nicht verſtatten, uns in der

Deutung ſeiner Figuren zu irren: ſo kañ er gleich⸗ſam der Schlüſſel zu allen übrigen Denkmälern heiſſen. Wie aber zeiget ſich hier die Figur, welche mit Sommo Orestilia Filia überſchrieben iſt? Als ein nakter Jüngling, einen traurigen Blik ſeit⸗wärts zur Erde heftend, mit dem einen Arme auf eine umgekehrte Fakel ſich ſtüzend, und den einen Fuß über den andern geſchlagen. — Ich darf nicht unerinnert laſſen, daß von eben dieſem Denkmale ſich auch eine Zeichnung unter den Papieren des Pighius, in der königlichen Bibliothek zu Berlin, befindet, aus welcher Spanheim die einzelne Figur des Schlafes ſeinem Commentar über den Kallima⸗chus einverleibet hat. 1) Daß es ſchlechterdings die nämliche Figur des nämlichen Denkmals beim Boiſſard ſein ſoll, iſt aus der nämlichen Überſchrift unſtreitig. Aber um ſo viel mehr wird man ſich wundern, an beiden ſo merkliche Verſchiedenheiten zu erbliken. Die ſchlanke, ausgebildete Geſtalt beim Boiſſard, iſt beim Pighius ein fetter, ſtämmiger Kna⸗be; dieſer hat Flügel, und jene hat keine; geringerer Abweichungen, als in der Wendung des Hauptes, in der Richtung der Arme, zu geſchweigen. Wie dieſe Abweichungen von Spanheimen nicht bemerkt wer⸗den können, iſt begreiflich; Spanheim kañte das Denkmal nur aus den Inſchriften des Gruter, wo er die bloßen Worte ohne alle Zeichnung fand; er wußte nicht, oder erinnerte ſich nicht, daß die Zeichnung bereits beim Boiſſard vorkomme, und glaubte alſo etwas ganz unbekañtes zu liefern, weñ er ſie uns zum Theil aus den Papieren des Pighius mittheilte. Weniger iſt Grävius zu ent⸗ſchuldigen, welcher ſeiner Ausgabe der gruterſchen Inſchriften die Zeichnung aus dem Boiſſard bei⸗

1) Ad v. 234. Hymn. in Delum, p. 524. edit. Ern.

fügte, [1]) und gleichwohl den Widerſpruch, den dieſe Zeichnung mit der wörtlichen Beſchreibung des Gruter macht, nicht bemerkte. In dieſer iſt die Figur: Genius alatus, crinitus, obesus, dormiens, dextra manu in humerum sinistrum, a quo velum retrorsum dependet, posita: und in jener erſcheinet ſie, ganz anders; nicht geflügelt, nicht eben von ſtarken Haaren, nicht fett, nicht ſchlafend, nicht mit der rechten Hand auf der linken Schulter. Eine ſolche Mißhelligkeit iſt anſtößig, und kañ nicht anders als Mißtrauen bei dem Leſer erweken, beſonders weñ er ſich noch dazu nicht einmal davor gewarnet findet. Sie beweiſet indeß ſo viel, daß unmöglich beide Zeichnungen unmittelbar von dem Denkmale können genommen ſein: eine derſelben muß nothwendig aus dem Gedächtniſſe ſein gemacht worden. Ob dieſes die Zeichnung des Pighius, oder die Zeichnung des Boiſſard ſei, kañ nur der entſcheiden, welcher das Denkmal ſelbſt damit zu vergleichen Gelegenheit hat. Nach der Angabe des leztern befand es ſich zu Rom, in dem Palaſte des Cardinals Ceſi. Dieſer Palaſt aber, weñ ich recht unterrichtet bin, ward in der Plünderung von 1627 gänzlich zerſtöret. Verſchiedene von den Altertümern, welche Boiſſard daſelbſt ſah, mögen ſich jezt in dem Palaſte Farneſe befinden; ich vermuthe dieſes von dem Hermaphrodit, und dem vermeinten Kopfe des Pyrrhus. [2]) Andere glaube ich in andern Kabineten wiedergefunden zu haben; kurz, ſie

1) Pag. 304.

2) Hermaphroditus nudus, qui involutum palliolo femur habet. — Caput ingens Pyrrhi regis Epirotarum, galeatum, cristatum, et armato pectore. Topogr. P. 1. p. 4. 5. Winkelmanns Anmerkungen über die Geſchichte der Kunſt.

ſind verſtreuet, und es dürfte ſchwer halten, das Denkmal, wovon die Rede iſt, wieder aufzufinden, weñ es noch gar vorhanden iſt. Aus bloßen Muthmaßungen möchte ich mich eben ſo wenig für die Zeichnung des Boiſſard, als für die Zeichnung des Pighius erklären. Deñ weñ es gewiß iſt, daß der Schlaf Flügel haben kañ: ſo iſt es eben ſo gewiß, daß er nicht nothwendig Flügel haben muß.

Eine zweite Kupfertafel zeigt das Grabmal einer Klymene, ebenfalls bei dem Boiſſard. 1) Die eine der Figuren darauf hat mit der eben erwähnten zu viel Ähnlichkeit, als daß dieſe Ähnlichkeit, und der Ort, den ſie einnimt, uns im geringſten ihrentwegen ungewiß laſſen köñten. Sie kañ nichts anders als der Schlaf ſein: und auch dieſer Schlaf, auf eine umgekehrte Fakel ſich ſtüzend, hat den einen Fuß über den andern geſchlagen. — Die Flügel übrigens fehlen ihm gleichfalls; und es wäre doch ſonderbar, weñ ſie Boiſſard hier zum zweitenmale vergeſſen hätte. Doch wie geſagt, die Alten werden den Schlaf öfters auch ohne Flügel gebildet haben. Pauſanias gibt dem Schlafe in dem Arme der Nacht keine; und weder Ovidius noch Statius legen, in ihren umſtändlichen Beſchreibungen dieſes Gottes und ſeiner Wohnung, ihm deren bei. Brouckhuyſen hat ſich ſehr verſehen, weñ er vorgibt, daß der leztere Dichter dem Schlafe ſogar zwei Paar Flügel, eines an dem Kopfe, und eines an den Füßen, andichte. 2) Deñ obſchon Statius von ihm ſagt:

1) P. 6. p. 119.

2) Ad Tibullum L. 2. eleg. 1. v. 89. Et sic quidem poëtae plerique omnes. videlicet ut alas habuerit hic Deus in humeris. Papinius autem, suo quodam

Ipſe quoque et volucrem greſſum et ventoſa citavit
Tempora —

ſo iſt dieſes doch im geringſten nicht von natürlichen Flügeln, ſondern von dem geflügelten Petaſus und von den Talariis zu verſtehen, welche die Dichter nicht blos dem Merkur beilegen, ſondern auch häufig von andern Göttern brauchen laſſen, die ſie uns in beſonderer Eile zeigen wollen. Doch es iſt mir hier überhaupt nicht um die Flügel, ſondern um die Füße des Schlafes zu thun; und ich fahre fort, das διεςραμμενον derſelben in mehrern Monumenten zu zeigen.

Auf der dritten Kupfertafel, ebenfalls beim Boiſſard, [1]) ſiehet man eine Pila, oder einen Sarg. Die Aufſchrift dieſer Pila kömt auch bei dem Gruter vor, [2]) wo die zwei Genii mit umgekehrten Fakeln zwei Cupidines heiſſen. Doch wir ſind mit dieſem Bilde des Schlafes nun ſchon zu bekañt, als daß wir es hier verkennen ſollten. Und auch dieſer Schlaf ſtehet beidemal mit dem einen Fuße über den andern geſchlagen. Aber warum dieſe nämliche Figur hier nochmals wiederholt? Nicht ſowohl wiederholt, als vielmehr verdopelt; um Bild und Gegenbild zu zeigen. Beides iſt der Schlaf; das eine der überhin gehende, das andere der lange daurende Schlaf; mit einem Worte, es ſind die ähnlichen Zwillingsbrüder, Schlaf und Tod. Ich darf vermuthen, wie wir ſie hier ſehen, ſo und nicht anders werden ſie auf den von Winkelmañ erwähnten Monumenten, auf dem Grabſteine in dem Palaſte Albani, und auf der Begräbnißurne in dem Collegio Clementino erſcheinen. — Man

jure peculiari, alas ei in pedibus et in capite adfingit. L. 10. Theb. v. 131.

1) P. 5. p. 115. 2) Pag. 712.

laſſe ſich die Bogen, die dieſen Geniis hier zu Füßen liegen, nicht irren: ſie können ebenſowohl zu den beiden ſchwebenden Geniis gehören, als zu dieſen ſtehenden; und ich habe auf mehr Grabmälern einen losgeſpañten, oder gar zerbrochenen Bogen, nicht als das Attribut des Amors, ſondern als ein von dieſem unabhängiges Bild des verbrauchten Lebens überhaupt, gefunden. Wie ein Bogen das Bild einer guten Hausmutter ſein könne, weiß ich zwar nicht: aber doch ſagt eine alte Grabſchrift, die Leich aus der ungedrukten Anthologie bekañt gemacht, 1) daß er es geweſen:

Τοξα μεν αυδασει ταν ευτονον αγετιν οικȣ·

und daraus zeigt ſich wenigſtens, daß er nicht nothwendig das Rüſtzeug des Amors ſein muß, und daß er mehr bedeuten kañ, als wir zu erklären wiſſen.

Ich führe die vierte Tafel an, und auf dieſer einen Grabſtein, den Boiſſard in Rom zu St. Angelo (in Templo Junonis, quod est in foro piscatorio) fand, wo er ſich ohne Zweifel auch noch finden wird. 2) Hinter einer verſchloſſenen Thüre ſtehet, auf beiden Seiten, ein geflügelter Genius mit halbem Körper hervorragend, und mit der Hand auf dieſe verſchloſſene Thüre zeigend. Die Vorſtellung iſt zu redend, als daß uns nicht jene domus exilis Plutonia einfallen ſollte, 3) aus welcher keine Erlöſung zu hoffen: und wer köñten die Thürſteher dieſes ewigen Kerkers beſſer ſein, als Schlaf und Tod? Bei der Stellung und Action, in der wir ſie erbliken, braucht ſie keine umgeſtürzte Fakel deutlicher zu bezeichnen: nur den einen über den andern geſchlagenen Fuß hat auch ihnen der Künſtler gegeben. Aber wie unnatürlich würde hier die-

1) Sepulcr. Carm. 114. 2) P. 5. p. 22. 3) Tollii Expos. Signi vet. p. 292.

ſer Stand ſein, weñ er nicht ausdrüklich charakteriſtiſch ſein ſollte?

Mañ glaube nicht, daß dieſes die Beiſpiele alle ſind, welche ich für mich anführen köñte. Selbſt aus dem Boiſſard würde ich noch verſchiedene hieher ziehen können, wo der Tod, entweder als Schlaf, oder mit dem Schlafe zugleich, den nämlichen Stand der Füße beobachtet. 1) Eine ganze Ärnte von Figuren, ſo wie die zuerſt angezeigte erſcheinet oder erſcheinen ſollte, würde mir auch Maffei anbieten. 2) Doch wozu dieſer Überfluß? Vier dergleichen Denkmäler, das beim Bellori ungerechnet, ſind mehr als hinlänglich, die Vermuthung abzuwenden, daß das auch wohl ein bloßer unbedeutender Zufall ſein könne, was eines ſo nachdenklichen Sinnes fähig iſt. Wenigſtens wäre ein ſolcher Zufall der ſonderbarſte, der ſich nur denken ließe! Welch ein Ungefähr, weñ nur *von* ungefähr in mehr als einem unverdächtigen alten Monumente gewiſſe Dinge gerade ſo wären, als ich ſage, daß ſie nach meiner Auslegung einer gewiſſen Stelle ſein müßten: oder weñ nur von ungefähr ſich dieſe Stelle gerade ſo auslegen ließe, als wäre ſie in wirklicher Rükſicht auf dergleichen Monumente geſchrieben worden. Nein, das Ungefähr iſt ſo übereinſtimmend nicht; und ich kañ ohne Eitelkeit behaupten, daß folglich meine Erklärung, ſo ſehr es auch nur meine Erklärung iſt, ſo wenig Glaubwürdigkeit ihr auch durch mein Anſehen zuwachſen kañ, dennoch ſo vollkommen erwieſen iſt, als nur immer etwas von dieſer Art erwieſen werden kañ.

Ich halte es daher auch kaum der Mühe werth,

1) Als P. 3. p. 69. und vielleicht auch P. 5. p. 23.

2) Museo Veron. Tab. 139.

dieſe und jene Kleinigkeit noch aus dem Wege zu räumen, die einem Zweifler, der durchaus nicht aufhören will zu zweifeln, vielleicht einfallen köñte. Z. E. die Zeilen des Tibullus: 1)

Postque venit tacitus fuscis circumdatus alis
Somnus, et incerto somnia vara pede.

Es iſt wahr, hier wird ausdrüklich kruṁbeiniger Träume gedacht. Aber Träume! und weñ die Träume kruṁbeinig waren: warum mußte es deñ auch der Schlaf ſein? Weil er der Vater der Träume war? Eine trefliche Urſache! Und doch iſt auch das noch nicht die eigentliche Abfertigung, die ſich mir hier anträgt. Deñ die eigentliche iſt dieſe: daß das Beiwort vara überhaupt ſicherlich nicht vom Tibull iſt; daß es nichts, als eine eigenmächtige Leſeart des Brouckhuyſen iſt. Vor dieſem Commentator laſen alle Ausgaben entweder nigra oder vana. Das lezte iſt das wahre; und es zu verwerfen, koñte Brouckhuyſen nur die Leichtigkeit, mit Veränderung eines einzigen Buchſtaben ſeinem Autor einen fremden Gedanken unterzuſchieben, verleiten. Aber weñ ſchon die alten Dichter die Träume öfters auf ſchwachen, ungewiſſen Füßen einhergaukeln laſſen; nämlich die täuſchenden, betrügeriſchen Träume: folgt deñ daraus, daß ſie dieſe ſchwachen, ungewiſſen Füße ſich auch als krumme Füße müßen gedacht haben? Wo liegt deñ die Nothwendigkeit, daß ſchwache Füße auch krumme Füße, oder krumme Füße auch ſchwache Füße ſein müßen? Dazu waren den Alten ja nicht alle Träume täuſchend und betrügeriſch; ſie glaubten eine Art ſehr wahrhafter Träume, und der Schlaf, mit dieſen ſeinen Kindern, war ihnen ebenſowohl futuri certus als

1) L. 2. eleg. 1. v. 89. 90.

pessimus auctor. [1]) Folglich koñten auch die krummen Füße, als das Symbolum der Ungewißheit, nach ihren Begriffen nicht den Träumen überhaupt, noch weniger dem Schlafe, als dem allgemeinen Vater derſelben, zukommen. Und doch, geſtehe ich, würden alle dieſe Vernünfteleien bei Seite zu ſezen ſein, weñ Bronckhuyſen, auſſer der mißverſtandenen Stelle des Pauſanias, auch nur ſonſt eine einzige für die krummen Füße der Träume und des Schlafes anzuführen gewußt hätte. Was varus heißt, erklärt er mit zwanzig ſehr überflüſſigen Stellen: aber daß varus ein Beiwort des Traumes ſei, davon gibt er keine Beweisſtelle, ſondern will ſie erſt machen; und, wie geſagt, nicht ſowohl aus dem einzigen Pauſanias, als aus der falſchen Überſezung des Pauſanias machen. Deñ faſt lächerlich iſt es, weñ er uns, da er keinen krum̃beinigen Schlaf aufbringen kañ, wenigſtens einen Genius mit krummen Füßen in einer Stelle des Perſius [2]) zeigen will, wo genius weiter nichts heißt als indoles, und varus weiter nichts als von einander abſtehend:

— — Geminos, horoscope, varo
Producis genio. —

Überhaupt würde dieſe Ausſchweifung über das διεϛραμμενȣς des Pauſanias hier viel zu weitläuftig gerathen ſein, weñ ſie mir nicht Gelegenheit gegeben hätte, zugleich mehrere antike Abbildungen des Todes anzuführen. Deñ mag es deñ nun auch mit ſeinen und ſeines Bruders übergeſtellten Füßen ſein, wie es will; mag man ſie doch für charakteriſtiſch halten, oder nicht: ſo iſt aus den ange-

1) Seneca Herc. fur. v. 1070.

2) Sat. 6. v. 18.

führten Denkmälern doch ſo viel unſtreitig, daß die alten Artiſten immer fortgefahren haben, den Tod nach einer genauen Ähnlichkeit mit dem Schlafe zu bilden; und nur das war es, was ich eigentlich hier erweiſen wollte.

Ja, ſo ſehr ich auch von dem Charakteriſtiſchen jener beſondern Fußſtellung ſelbſt überzeugt bin: ſo will ich doch keinesweges behaupten, daß ſchlechterdings kein Bild des Schlafes oder Todes ohne ſie ſein könne. Vielmehr kañ ich mir den Fall ſehr wohl denken, in welchem eine ſolche Fußſtellung mit der Bedeutung des Ganzen ſtreiten würde; und ich glaube Beiſpiele von dieſem Falle anführen zu können. Weñ nämlich der über den andern geſchlagene Fuß das Zeichen der Ruhe iſt: ſo wird es nur dem bereits erfolgten Tode eigentlich zukommen können; der Tod hingegen, wie er erſt erfolgen ſoll, wird eben darum eine andere Stellung erfordern.

In ſo einer andern, die Annäherung ausdrükenden Stellung glaube ich ihn auf einer Gemme beim Stephanonius, oder Licetus, [1] zu erkennen. Ein geflügelter Genius, welcher in der einen Hand einen Aſchenkrug hält, ſcheinet mit der andern eine umgekehrte, aber noch brennende Fakel ausſchleudern zu wollen, und ſiehet dabei mit einem traurigen Blike ſeitwärts auf einen Schmetterling herab, der auf der Erde kriechet. Die geſpreizten Beine ſollen ihn entweder im Fortſchreiten begriffen, oder in derjenigen Stellung zeigen, die der Körper natürlicher Weiſe nim̃t, weñ er den einen Arm mit Nachdruk zurükſchleudern will. Ich mag mich mit Widerlegung der höchſt gezwungenen Deutungen nicht aufhalten, welche ſowohl der erſte poetiſche Erklärer der ſtephanoniſchen Steine, als auch der

1) Schem. 7. p. 123.

hieroglyphiſche Licetus von dieſem Bilde gegeben haben. Sie gründen ſich ſämtlich auf die Vorausſezung, daß ein geflügelter Knabe nothwendig ein Amor ſein müße: und ſo wie ſie ſich ſelbſt unter einander aufreiben, ſo fallen ſie alle zugleich mit einmal weg, ſobald man auf den Grund jener Vorausſezung gehet. Dieſer Genius iſt alſo weder Amor, der das Andenken des verſtorbenen Freundes in treuem Herzen bewahret; noch Amor, der ſich ſeiner Liebe entſchlägt, aus Verdruß, weil er keine Gegenliebe erhalten kañ: ſondern dieſer Genius iſt nichts als der Tod; und zwar der eben bevorſtehende Tod, im Begriffe, die Fakel auszuſchlagen, auf die, verloſchen, wir ihn anderwärts ſchon geſtüzt finden.

Dieſes Geſtus der auszuſchleudernden Fakel, als Siñbild des nahenden Todes, habe ich mich immer erinnert, ſo oft mir die ſogenañten Brüder, Kaſtor und Pollux, in der Villa Ludoviſi vor Augen gekommen. [1]) Daß es Kaſtor und Pollux nicht ſind, hat ſchon vielen Gelehrten eingeleuchtet: aber ich zweifle, ob del Torre und Maffei der Wahrheit darum näher gekommen. Es ſind zwei unbekleidete, ſehr ähnliche Genii, beide in einer ſanften, melancholiſchen Stellung; der eine ſchlägt ſeinen Arm um die Schulter des andern, und dieſer hält in jeder Hand eine Fakel; die in der Rechten, welche er ſeinem Geſpielen genommen zu haben ſcheinet, iſt er bereit, auf einem zwiſchen ihnen inneſtehenden Altare auszudrüken, indem er die andere in der Linken bis über die Schulter zurükgeführt, um ſie mit Gewalt auszuſchlagen; hinter ihnen ſtehet eine kleinere weibliche Figur, einer Iſis nicht unähnlich. Del Torre ſah in die-

1) Beim Maffei Tab. 121.

ſen Figuren zwei Genii, welche der Iſis opferten: aber Maffei wollte ſie lieber für den Lucifer und Heſperus gehalten wiſſen. So gut die Gründe auch ſein mögen, welche Maffei gegen die Deutung des del Torre beibringt: ſo unglüklich iſt doch ſein eigener Einfall. Woher köñte uns Maffei beweiſen, daß die alten den Lucifer und Heſperus als zwei beſondere Weſen gebildet? Es waren ihnen nichts als zwei Namen, ſo wie des nämlichen Sternes, alſo auch der nämlichen mythiſchen Perſon. 1) Es iſt ſchlim̃, weñ ein Mañ, der die geheimſten Gedanken des Altertums zu errathen ſich getrauet, ſo allgemein bekañte Dinge nicht weiß! Aber um ſo viel nöthiger dürfte es ſein, auf eine neue Auslegung dieſes treflichen Kunſtwerkes zu denken: und weñ ich den Schlaf und den Tod dazu vorſchlage, ſo will ich doch nichts, als ſie dazu vorſchlagen. Augenſcheinlich iſt es, daß ihre Stellung keine Stellung für Opfernde iſt: und weñ die eine Fakel das Opfer anzünden ſoll; was ſoll deñ die andere auf dem Rüken? Daß eine Figur beide Fakeln zugleich auslöſcht, würde nach meinem Vorſchlage ſehr bedeutend ſein: deñ eigentlich macht doch der Tod beidem, dem Wachen und dem Schlafen, ein Ende. Auch dürfte nach eben dieſem Vorſchlage die kleinere weibliche Figur nicht unrecht für die Nacht, als die Mutter des Schlafes und des Todes, zu nehmen ſein. Deñ weñ der Kalathus auf dem Haupte eine Iſis oder Cybele, als die Mutter aller Dinge, keñtlich machen ſoll: ſo würde mich es nicht wundern, auch die Nacht, dieſe

— θεων γενετειρα — ηδε και ανδρων,

wie ſie Orpheus nennet, hier mit dem Kalathus zu erbliken.

1) Hyginus Poët. Astr. L. 2. v. 42.

Was ſich ſonſt aus der Figur des Stephanonius, mit der beim Bellori verbunden, am zuverläßigſten ergibt, iſt dieſes, daß der Aſchenkrug, der Schmetterling und der Kranz diejenigen Attributa ſind, durch welche der Tod, wo und wie es nöthig ſchien, von ſeinem Ebenbilde, dem Schlafe, unterſchieden ward. Das beſondere Abzeichen des Schlafes hingegen war unſtreitig das Horn.

Und hieraus möchte vielleicht eine ganz beſondere Vorſtellung auf dem Grabſteine eines gewiſſen Amemptus, eines Freigelaſſenen, ich weiß nicht welcher Kaiſerin oder kaiſerlichen Prinzeſſin, einiges Licht erhalten. Man ſehe beim Boiſſard. [1]) Ein mäñlicher und weiblicher Centaur, jener auf der Leier ſpielend, dieſe eine dopelte Tibia blaſend, tragen beide einen geflügelten Knaben auf ihren Rüken, deren jeder auf einer Querpfeife bläſet; unter dem aufgehobenen Vorderfuße des einen Centaur lieget ein Krug, und unter des andern ein Horn. Was kañ dieſe Allegorie ſagen ſollen? was kañ ſie hier ſagen ſollen? Ein Mañ zwar, wie Herr Klotz, der ſeinen Kopf voller Liebesgötter hat, würde mit der Antwort bald fertig ſein. Auch das ſind meine Amors! würde er ſagen; und der weiſe Künſtler hat auch hier den Triumph der Liebe über die unbändigſten Geſchöpfe, und zwar ihren Triumph vermittelſt der Muſik, vorſtellen wollen! — Ei nun ja; was wäre der Weisheit der alten Künſtler auch würdiger geweſen, als nur immer mit die Liebe zu tändeln; beſonders, wie dieſe Herren die Liebe kennen! Indeß wäre es doch möglich, daß einmal auch ein alter Künſtler, nach ihrer Art zu reden, der Liebe und den Grazien weniger geopfert, und hier bei

1) Boissardus, P. 3. p. 144.

hundert Meilen an die liebe Liebe nicht gedacht hätte! Es wäre möglich, daß, was ihnen dem Amor ſo ähnlich ſieht als ein Tropfen Waſſer dem andern, gerade nichts luſtigeres als der Schlaf und der Tod ſein ſollte.

Sie ſind uns beide in der Geſtalt geflügelter Knaben nicht mehr fremd; und der Krug auf der Seite des einen, und das Horn auf der Seite des andern, dünken mich nicht viel weniger redend, als es ihre buchſtäblichen Namen ſein würden. Zwar weiß ich gar wohl, daß der Krug und das Horn auch nur Trinkgeſchirre ſein können, und daß die Centauren in dem Altertume nicht die ſchlechteſten Säufer ſind; daher ſie auch auf verſchiedenen Werken in dem Gefolge des Bakchus erſcheinen, oder gar ſeinen Wagen ziehen. 1) Aber was brauchten ſie in dieſer Eigenſchaft noch erſt durch Attributa bezeichnet zu werden? Und iſt es nicht auch für den Ort weit ſchiklicher, dieſen Krug und dieſes Horn für die Attributa des Schlafes und des Todes zu erklären, die ſie nothwendig aus den Händen werfen mußten, um die Flöten behandeln zu können?

Weñ ich aber den Krug oder die Urne als das Attribut des Todes nenne, ſo will ich nicht blos den eigentlichen Aſchenkrug, das Ossuarium oder Cinerarium, oder wie das Gefäß ſonſt hieß, in welchem die Überreſte der verbrañten Körper aufbewahret wurden, darunter verſtanden wiſſen. Ich begreife darunter auch die Ληκυθους, die Flaſchen jeder Art, die man den todten Körpern, die ganz zur Erde beſtattet wurden, beizuſezen pflegte, ohne mich darüber einzulaſſen, was in dieſen Flaſchen enthalten geweſen. Sonder einer ſolchen Flaſche

1) Gemme antiche colle ſpoſizioni di P. A. Maffei, P. 3. p. 58.

blieb bei den Griechen ein zu begrabender Leichnam eben ſo wenig, als ſonder Kranz; welches unter andern verſchiedene Stellen des Ariſtophanes ſehr deutlich beſagen, 1) ſo daß es ganz begreiflich iſt, wie beides ein Attribut des Todes geworden.

Wegen des Hornes als Attribut des Schlafes iſt noch weniger Zweifel. An unzähligen Stellen gedenken die Dichter dieſes Hornes: aus vollem Horne ſchüttet er ſeinen Segen über die Augenlieder der Matten:

— — — Illos post vulnera fessos
Exceptamque hieme, cornum perfuderat omni
Somnus; —

mit geleertem Horne folget er der weichenden Nacht nach in ſeine Grotte:

Et Nox, et cornu fugiebat Somnus inani.

1) Beſonders in den Ekkleſiazuſen, wo Blepyrus mit ſeiner Proxagora ſchilt, daß ſie des Nachts heimlich aufgeſtanden und mit ſeinen Kleidern ausgegangen ſei. (Z. 533. 534.)

Ουχ καταλιπουσ᾽ ὥσπερει προκειμενὸν,
Μονον ου στεφανωσασ᾽, ουδ᾽ επιθεισα ληκυθον.

Der Scholiaſt ſezt hinzu: Ειωθασι γαρ επι νεκρων τουτο ποιειν. Man vergleiche in dem nämlichen Stüke die Zeilen 1022 — 27, wo man die griechiſchen Gebräuche der Leichenbeſtattung beiſammen findet. Daß dergleichen den Todten beizuſezende Flaſchen, ληκυθοι, bemalet wurden, und daß es eben nicht die größten Meiſter waren, die ſich damit abgaben, erheller eben daſelbſt, aus Z. 987 — 88. Tanaquill Faber ſcheint geglaubt zu haben, daß es nicht wirkliche bemalte Flaſchen geweſen, die man den Todten beigeſezt, ſondern daß man nur um ſie her dergleichen Flaſchen gemalt; denn er merkt bei der lezten Stelle an: Quod autem lecythi mortuis appingerentur, aliunde ex Aristophane innotuit. Ich wünſchte, er hätte uns dieſes aliunde nachweiſen wollen.

Und ſo wie ihn die Dichter ſahen, bildeten ihn auch die Künſtler. [1]) Nur das dopelte Horn, womit ihn die ausſchweifende Einbildungskraft des Romeyn de Hooghe überladen, kañten weder dieſe noch jene. [2])

Zugegeben alſo, daß es der Schlaf und der Tod ſein köñten, die hier auf den Centauren ſizen: was wäre nun der Siñ der Vorſtellung zuſammen? — Doch weñ ich glüklicher Weiſe einen Theil errathen hätte: muß ich darum auch das Ganze zu erklären wiſſen? Vielleicht zwar, daß ſo tiefe Geheimniſſe nicht darunter verborgen liegen. Vielleicht, daß Amemptus ein Tonkünſtler war, der ſich vornehmlich auf die Inſtrumente verſtand, die wir hier in den Händen dieſer unterirdiſchen Weſen erbliken; deñ auch die Centauren hatten bei den ſpätern Dichtern ihren Aufenthalt vor den Pforten der Hölle:

Centauri in foribus stabulant —

und es war ganz gewöhnlich, auf dem Grabmale eines Künſtlers die Werkzeuge ſeiner Kunſt anzubringen, welches deñ hier nicht ohne ein ſehr feines Lob geſchehen wäre.

Ich kañ indeß von dieſem Monumente überhaupt mich nicht anders als furchtſam ausdrüken. Deñ ich ſehe mich wiederum wegen der Treue des Boiſſard in Verlegenheit. Von dem Boiſſard iſt die Zeichnung; aber vor ihm hatte ſchon Smetius die Aufſchrift,

1) Servius ad Aeneid. L. 5. v. 233. Somnum cum cornu novimus pingi. — Luttatius apud Barthium ad Thebaid. L. 6. v. 27. Nam sic a pictoribus simulatur, ut liquidum somnium ex cornu super dormientes videatur effundere.

2) Denkbilder der alten Völker. S. 193. Deutſche Überſezung.

und zwar mit einer Zeile mehr, [1]) bekañt gemacht, und eine wörtliche Beſchreibung der darum befindlichen Bilder beigefügt. Inferius, ſagt Smetius von den Hauptfiguren, Centauri duo sunt, alter mas, lyncea instratus, lyram tangens, cui Genius alatus, fistula, Germanicae modernae simili, canens insidet: alter foemina, fistulis duabus simul in os insertis canens, cui alter Genius foemineus alis papilionum, manibus nescio quid concutiens, insidet. Inter utrumque cantharus et cornu Bacchicum projecta jacent. Alles trift ein; bis auf den Genius, den der weibliche Centaur trägt. Dieſer ſoll, nach dem Smetius, auch weiblichen Geſchlechts ſein, und Schmetterlingsflügel haben, und mit den Händen etwas zuſammenſchlagen. Nach dem Boiſſard aber hat er keine andere Flügel, als ſein Geſpiel; und anſtatt der Cymbeln, oder des Crotalum *vielleicht*, bläſet er auf eben dem Inſtrumente, auf dem jener. — Es iſt traurig, ſolche Widerſprüche oft zu bemerken. Sie müßen einem Manne, der nicht gern auf Treibſand bauet, das antiquariſche Studium von Zeit zu Zeit ſehr zuwider machen.

Zwar würde ich auch ſodañ, weñ Smetius richtiger geleſen hätte als Boiſſard, meine Erklärung nicht ganz aufgeben dürfen. Deñ ſodañ würde der weibliche Genius mit Schmetterlingsflügeln eine Pſyche ſein; und weñ Pſyche das Bild der Seele iſt: ſo wäre, anſtatt des Todes, hier die Seele des Todten zu ſehen. Auch dieſer köñte das Attribut der Urne zukommen, und das

1) Die diejenigen beneñt, welche dem Amemptus das Denkmal geſezet: LALVS. ET. OCRINTHVS. L. 5. Gruteri Corp. Inscr. p. 606 Edit. Graev.

Attribut des Hornes würde noch immer den Schlaf bezeichnen.

Ich bilde mir ohnedem ein, den Schlaf noch anderwärts, als auf ſepulcraliſchen Monumenten, und beſonders in einer Geſellſchaft zu finden, in der man ihn ſchwerlich vermuthet hätte. Unter dem Gefolge des Bakchus nämlich erſcheinet nicht ſelten ein Knabe oder Genius mit einem Füllhorne: und ich wüßte nicht, daß noch jemand es auch nur der Mühe werth gehalten hätte, dieſe Figur näher zu beſtimmen. Sie iſt z. E. auf dem bekañten Steine des Bagaris, jezt in der Samlung des Königs von Frankreich, deſſen Erklärung Caſaubonus zuerſt gegeben, von ihm und allen folgenden Auslegern [1]) zwar bemerkt worden: aber kein einziger hat mehr davon zu ſagen gewußt, als der Augenſchein gibt, und ein Genius mit einem Füllhorne iſt ein Genius mit einem Füllhorne geblieben. Ich wage es, ihn für den Schlaf zu erklären. Deñ, wie erwieſen, der Schlaf iſt ein kleiner Genius, das Attribut des Schlafes iſt ein Horn: und welchen Begleiter köñte ein trunkener Bakchus lieber wünſchen, als den Schlaf? Daß die Paarung des Bakchus mit dem Schlafe den alten Artiſten auch gewöhnlich geweſen, zeigen die Gemälde vom Schlafe, mit welchen Statius den Palaſt des Schlafes auszieret: [2])

Mille intus simulacra Dei caelaverat ardens
Mulciber. Hic haeret lateri redimita Voluptas.
Hic comes in requiem vergens labor. Est ubi Baccho,

1) S. Lipperts Daktyl. I. 366.

2) Thebaid. L. 10. v. 100. Barth hätte nicht ſo ekel ſeyn, und dieſe Zeilen darum zu commentiren unterlaſſen ſollen, weil ſie in einigen der beſten Handſchriften fehlen. Er hat ſeine Gelehrſamkeit an ſchlechtere Verſe verſchwendet.

Est ubi Martigenae socium pulvinar Amori
Obtinet. Interius tectum in penetralibus altis,
Et cum Morte jacet: nullique ea tristis imago.

Ja, weñ einer alten Inſchrift zu trauen, oder vielmehr, weñ dieſe Inſchrift alt genug iſt: ſo wurden ſogar Bakchus und der Schlaf, als die zwei größten und ſüßeſten Erhalter des menſchlichen Lebens gemeinſchaftlich angebetet. [1]

Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Spur ſchärfer zu verfolgen. Eben ſo wenig iſt es jezt meine Gelegenheit, mich über meinen eigentlichen Vorwurf weiter zu verbreiten, und nach mehrern Beweiſen umher zu ſchweifen, daß die alten den Tod als den Schlaf, und den Schlaf als den Tod, bald einzeln, bald beiſammen, bald ohne, bald mit gewiſſen Abzeichen, gebildet haben. Die angeführten, und weñ auch kein einziger ſonſt aufzutreiben wäre, erhärten hinlänglich, was ſie erhärten ſollen: und ich kañ ohne Bedenken zu dem zweiten Punkte fortgehen, welcher die Widerlegung des Gegenſazes enthält.

2.

Ich ſage: die alten Artiſten, weñ ſie ein Skelet bildeten, meinten damit etwas ganz anders, als den Tod, als die Gottheit des Todes. Ich beweiſe alſo, 1) daß ſie nicht den Tod damit meinten, und zeige, 2) was ſie ſonſt damit meinten.

1) Daß ſie Skelete gebildet, iſt mir nie eingekommen zu läugnen. Nach den Worten des Herrn Klotz müßte ich es zwar geläugnet haben, und aus dem Grunde geläugnet haben, weil ſie über-

1) Corpus Inscript. p. 67. 8.

haupt häßliche und ekle Gegenſtände zu bilden, ſich enthalten. Deñ er ſagt, ich würde die Beiſpiele davon auf geſchnittenen Steinen ohne Zweifel in die Bilderſprache verweiſen wollen, die ſie von jenem höhern Geſeze der Schönheit losgeſprochen. Weñ ich das nöthig hätte zu thun, dürfte ich nur hinzuſezen, daß die Figuren auf Grabſteinen und Todtenurnen nicht weniger zur Bilderſprache gehörten: und ſodañ würden von allen ſeinen angeführten Exempeln nur die zwei metallenen Bilder in dem kircherſchen Muſeo und in der Galerie zu Florenz wider mich übrig bleiben, die doch auch wirklich nicht unter die Kunſtwerke, ſo wie ich das Wort im Laokoon nehme, zu rechnen wären.

Doch wozu dieſe Feinheiten gegen ihn? Gegen ihn brauche ich, was er mir Schuld gibt, nur ſchlechtweg zu verneinen. Ich habe nirgends geſagt, daß die alten Artiſten keine Skelete gebildet: ich habe blos geſagt, daß ſie den Tod nicht als ein Skelet gebildet. Es iſt wahr, ich glaubte an dem ächten Altertume des metallenen Skelets zu Florenz zweifeln zu dürfen; aber ich ſezte unmittelbar hinzu: „den Tod überhaupt kañ es wenig„ſtens nicht vorſtellen ſollen, weil ihn die Alten „anders vorſtellten.“ Dieſen Zuſaz verhält Herr Kloz ſeinen Leſern, und doch komt alles darauf an. Deñ er zeigt, daß ich das nicht geradezu läugnen will, woran ich zweifle. Er zeigt, daß meine Meinung nur die geweſen: weñ das benañte Bild, wie Spence behauptet, den Tod vorſtellen ſoll, ſo iſt es nicht antik; und weñ es antik iſt, ſo ſtellt es nicht den Tod vor.

Ich kañte auch wirklich ſchon damals mehr Skelete auf alten Werken: und jezt kenne ich ſogar verſchiedene mehr, als der unglükliche Fleiß,

oder der prahleriſche Unfleiß des Herrn Klotz anzuführen vermögend geweſen.

Deñ in der That ſtehen die, die er anführt, bis auf eines, ſchon alle beim Winkelmañ; 1) und daß er dieſen auch hier nur ausgeſchrieben, iſt aus einem Fehler ſichtbar, welchen ſie beide machen. Winkelmañ ſchreibt: „Ich merke hier an, daß „nur auf zwei alten Denkmalen und Urnen von „Marmor zu Rom Todtengeripe ſtehen. Die eine „iſt in der Villa Medicis, die andere in dem Mu„ſeo des Collegii Romani; ein anderes mit einem „Geripe findet ſich beim Spon, und iſt nicht „mehr zu Rom befindlich.“ Wegen des erſten dieſer Geripe, welches noch in der Villa Medicis ſtehe, beruft er ſich auf Spons Réch. d'Antiq. p. 93, und wegen des dritten, das nicht mehr in Rom vorhanden ſei, auf ebendeſſelben Gelehrten Miscel. ant. p. 7. Allein dieſes und jenes beim Spon ſind nur eines und das nämliche; und weñ das, welches Spon in ſeinen Récherches anführt, noch in der Villa Medicis ſtehet, ſo iſt das in ſeinen Miscellaneis gewiß auch noch in Rom, und in der nämlichen Villa auf dem nämlichen Plaze zu ſehen. Spon zwar, welches ich zugleich erinnern will, ſah es nicht in der Villa Medicis, ſondern in der Villa Madama. So wenig alſo Winkelmañ die beiden Citate des Spon verglichen haben koñte; eben ſo wenig kañ es Herr Klotz gethan haben: deñ ſonſt würde er mich nicht, zum Überfluſſe, wie er ſagt, auf die beiden Marmor, die Winkelmañ in ſeinem Verſuche über die Allegorie anführt, verweiſen, und dennoch gleich darauf auch das Denkmal beim Spon in Rechnung bringen. Eines, wie geſagt, iſt hier dopelt gezählt, und das wird er mir erlauben, ihm abzuziehen.

1) Verſuch über die Allegorie.

Damit er jedoch über dieſen Abzüg nicht verdrießlich werde: ſo ſtehen ihm ſogleich für das eine abgeſtrittene Geripe ein halb Duzend andere zu Dienſte. Es iſt Wildbrät, das ich eigentlich nicht ſelbſt hege, das nur von ungefähr in mein Gehege übergetreten iſt, und mit dem ich daher ſehr freigebig bin. Für's erſte ganzer drei beiſammen, habe ich die Ehre, ihm auf einem Steine aus der Daktyliothek des Andreini zu Florenz, beim Gori, 1) vorzuführen. Das vierte wird ihm eben dieſer Gori auf einem alten Marmor, gleichfalls zu Florenz, nachweiſen. 2) Das fünfte trift er, weñ mich meine Kundſchaft nicht trügt, beim Fabretti: 3) und das ſechste auf dem andern der zwei ſtoſchiſchen Steine, von welchen er nur den einen aus den lippertſchen Abdrüken beibringet. 4)

Welch elendes Studium iſt das Studium des Altertums, weñ das Feine deſſelben auf ſolche Keñtniſſe ankomt! weñ der der Gelehrteſte darin iſt, der ſolche Armſeligkeiten am fertigſten und vollſtändigſten auf den Fingern herzuzählen weiß!

Aber mich dünkt, daß es eine würdigere Seite hat, dieſes Studium. Ein anderes iſt der Altertumskrämer, ein anderes der Altertumskundige. Jener hat die Scherben, dieſer den Geiſt des Altertums geerbet. Jener denkt nur kaum mit ſeinen

1) Inscript. antiq. quae in Etruriae urbibus exstant. P. I. p. 455.

2) Ib. p. 382. — Tabula, in qua sub titulo sculptum est canistrum, binae corollae, foemina coram mensa tripode in lectisternio decumbens, Pluto quadriga vectus animam rapiens, praeeunte Mercurio petasato et caduceato, qui rotundam domum intrat, prope quam jacet sceletus.

3) Inscript. c. 1. n. 17. vom Gori am leztern Orte angeführt.

4) Descript. des Pierres gravées. p. 517. n. 241.

Augen, dieſer ſieht auch mit ſeinen Gedanken. Ehe jener noch ſagt: ſo war das! weiß dieſer ſchon, ob es ſo ſein können.

Man laſſe jenen noch ſiebzig und ſieben ſolcher Kunſtgeripe aus ſeinem Schutte zuſammen klauben, um zu beweiſen, das die Alten den Tod als ein Geripe gebildet; dieſer wird über den kurzſichtigen Fleiß die Achſel zuken, und was er ſagte, ehe er dieſe Siebenſachen alle kañte, noch ſagen: entweder ſie ſind ſo alt nicht, als man ſie glaubt, oder ſie ſind das nicht, wofür man ſie ausgibt!

Den Punkt des Alters, es ſei als ausgemacht, oder als nicht auszumachend, bei Seite geſezt: was für Grund hat man, zu ſagen, daß dieſe Skelete den Tod vorſtellen?

Weil wir Neuern den Tod als ein Skelet bilden? Wir Neuern bilden, zum Theil noch, den Bakchus als einen fetten Wanſt: war das darum auch die Bildung, die ihm die Alten gaben? Weñ ſich ein Basrelief von der Geburt des Herkules fände, und wir ſähen eine Frau mit kreuzweis eingeſchlagenen Fingern, digitis pectinatim inter se implexis, vor der Thüre ſizen: wollten wir wohl ſagen, dieſe Frau bete zur Juno Lucina, damit ſie der Alkmene zu einer baldigen und glüklichen Entbindung helfe? Aber wir beten ja ſo? — Dieſer Grund iſt ſo elend, daß man ſich ſchämen muß, ihn jemanden zu leihen. Zudem bilden auch wir Neuern den Tod nicht einmal als ein bloßes Skelet; wir geben ihm eine Senſe, oder ſo was, in die Hand, und dieſe Senſe macht erſt das Skelet zum Tode.

Weñ wir glauben ſollen, daß die alten Skelete den Tod vorſtellen: ſo müßen wir entweder durch die Vorſtellung ſelbſt, oder durch ausdrükliche Zeugniſſe alter Schriftſteller davon überzeugt werden

können. Aber da iſt weder dieſes, noch jenes. Selbſt nicht das geringſte indirecte Zeugniß läßt ſich dafür aufbringen.

Ich nenne indirecte Zeugniſſe die Anſpielungen und Gemälde der Dichter. Wo iſt der geringſte Zug bei irgend einem römiſchen oder griechiſchen Dichter, welcher nur argwohnen laſſen köñte, daß er den Tod als ein Geripe vorgeſtellt gefunden, oder ſich ſelbſt gedacht hätte?

Die Gemälde des Todes ſind bei den Dichtern häufig, und nicht ſelten ſehr ſchreklich. Es iſt der blaſſe, bleiche, fahle Tod; 1) er ſtreifet auf ſchwarzen Flügeln umher; 2) er führet ein Schwert; 3) er fletſchet hungrige Zähne; 4) er reiſſet einen gierigen Rachen auf; 5) er hat blutige Nägel, mit welchen er ſeine beſtim̃ten Opfer zeichnet; 6) ſeine Geſtalt iſt ſo groß und ungeheuer, daß er ein ganzes Schlachtfeld überſchattet; 7) mit ganzen Städten davon eilet. 8) Aber wo iſt da nur ein Argwohn von einem Geripe? In einem von den Trauerſpielen des Euripides wird er ſogar als eine handelnde Perſon mit aufgeführt, und er iſt auch da der traurige, fürchterliche, unerbittliche Tod. Doch auch da iſt er weit entfernt, als ein Geripe zu erſcheinen; ob man ſchon weiß, daß die alte Skevopöie ſich kein Bedenken machte, ihre Zuſchauer noch

1) Palida, lurida Mors.
2) Atris circumvolat alis. Horat. Sat. 1. L. 2. v. 58.
3) Fila sororum ense metit. Statius Theb. L. 1. v. 633.
4) Mors avidis pallida dentibus. Seneca Herc. fur.
5) Avidos oris hiatus pandit. Id. Oedipo.
6) Praecipuos annis animisque cruento ungue notat. Statius Theb. L. 8. v. 380.
7) Fruitur coelo, bellatoremque volando campum operit. Id. ib. v. 378.
8) Captam tenens fert Manibus urbem. Id. Theb. L. 1. v. 633.

mit weit gräßlichern Geſtalten zu ſchreken. Es findet ſich keine Spur, daß er durch mehr als ſein ſchwarzes Gewand, 1) und durch den Stahl bezeichnet geweſen, womit er dem Sterbenden das Haar abſchnitt, und ihn ſo den unterirdiſchen Göttern weihete; 2) Flügel hatte er nur vielleicht. 3)

Prallet indeß von dieſem Wurfe nicht auch etwas auf mich ſelbſt zurük? Weñ man mir zugibt, daß in den Gemälden der Dichter nichts von einem Geripe zu ſehen: muß ich nicht hinwieder einräumen, daß ſie deſſenungeachtet viel zu ſchreklich ſind, als daß ſie mit jenem Bilde des Todes beſtehen köñten, welches ich den alten Artiſten zugerechnet zu haben vermeine? Weñ aus dem, was in den poetiſchen Gemälden ſich nicht findet, ein Schluß auf die materiellen Gemälde der Kunſt gilt: wird nicht ein ähnlicher Schluß auch aus dem gelten, was ſich in jenen Gemälden findet?

Ich antworte: Nein; dieſer Schluß gilt in dem einen Falle nicht völlig, wie in dem andern. Die poetiſchen Gemälde ſind von unendlich weiterm Umfange, als die Gemälde der Kunſt: beſonders kañ die Kunſt, bei Perſonificirung eines abſtracten Begriffes, nur blos das Allgemeine und Weſentliche deſſelben ausdrüken; auf alle Zufälligkeiten, welche Ausnahmen von dieſem Allgemeinen ſein würden, welche mit dieſem Weſentlichen in Widerſpruch ſtehen würden, muß ſie Verzicht thun; deñ derglei-

1) Alcest. v. 843., wo ihn Herkules Ανακτα τον μελαμπεπλον νεκρων nennet.

2) Ebendaſelbſt, Z. 76—77, wo er von ſich ſelbſt ſagt:

Ἱερος γαρ ὁυτος των κατα χθονος θεων,
Ὁυτου τοδ᾽ εγγυς κρατος ἁγνισει τριχα.

3) Wenn anders das πτερωτος ἁδας in der 261 Zeile von ihm zu verſtehen iſt.

chen Zufälligkeiten des Dinges würden das Ding ſelbſt unkentlich machen, und hier iſt an der Kentlichkeit zuerſt gelegen. Der Dichter hingegen, der ſeinen perſonificirten abſtracten Begrif in die Claſſe handelnder Weſen erhebt, kan̄ ihn gewiſſermaßen wider dieſen Begrif ſelbſt handeln laſſen, und ihn in allen den Modificationen einführen, die ihm irgend ein einzelner Fall gibt, ohne daß wir im geringſten die eigentliche Natur deſſelben darüber aus den Augen verlieren.

Wen̄ die Kunſt alſo uns den perſonificirten Begrif des Todes keñtlich machen will: durch was muß ſie, durch was kan̄ ſie es anders thun, als dadurch, was dem Tode in allen möglichen Fällen zukomt? Und was iſt dieſes ſonſt, als der Zuſtand der Ruhe und Unempfindlichkeit? Je mehr Zufälligkeiten ſie ausdrüken wollte, die in einem einzeln Falle die Idee dieſer Ruhe und Unempfindlichkeit entfernten, deſto unkeñtlicher müßte nothwendig ihr Bild werden; falls ſie nicht ihre Zuflucht zu einem beigeſezten Worte, oder zu ſonſt einem conventionalen Zeichen, welches nicht beſſer als ein Wort iſt, nehmen, und ſonach bildende Kunſt zu ſein aufhören will. Das hat der Dichter nicht zu fürchten. Für ihn hat die Sprache bereits ſelbſt die abſtracten Begriffe zu ſelbſtändigen Weſen erhoben, und das nämliche Wort hört nie auf, die nämliche Idee zu erweken, ſo viel mit ihm ſtreitende Zufälligkeiten er auch immer damit verbindet. Er kan̄ den Tod noch ſo ſchmerzlich, noch ſo fürchterlich und grauſam ſchildern: wir vergeſſen darum doch nicht, daß es nur der Tod iſt, und daß ihm eine ſo gräßliche Geſtalt nicht für ſich, ſondern blos unter dergleichen Umſtänden, zukomt.

Todtſein hat nichts ſchrekliches; und in ſo fern Sterben nichts als der Schritt zum Todtſein iſt, kan̄

auch das Sterben nichts ſchrekliches haben. Nur ſo und ſo ſterben, eben iezt, in dieſer Verfaſſung, nach dieſes oder ienes Willen, mit Schimpf und Marter ſterben: kañ ſchreklich werden, und wird ſchreklich. Aber iſt es ſodañ das Sterben, iſt es der Tod, welcher das Schreken verurſachte? Nichts weniger; der Tod iſt von allen dieſen Schreken das erwünſchte Ende, und es iſt nur der Armuth der Sprache zuzurechnen, weñ ſie beide dieſe Zuſtände, den Zuſtand, welcher unvermeidlich in den Tod führet, und den Zuſtand des Todes ſelbſt, mit einem und eben demſelben Worte benennet. Ich weiß, daß dieſe Armuth oft eine Quelle des Pathetiſchen werden kañ, und der Dichter daher ſeine Rechnung bei ihr findet: aber dennoch verdienet dieienige Sprache unſtreitig den Vorzug, die ein Pathetiſches, das ſich auf die Verwirrung ſo verſchiedener Dinge gründet, verſchmähet, indem ſie dieſer Verwirrung ſelbſt durch verſchiedene Benennungen vorbauet. Eine ſolche Sprache ſcheinet die ältere griechiſche, die Sprache des Homer, geweſen zu ſein. Ein anders iſt dem Homer Κηρ, ein anders Θανατος· deñ er würde Θανατον και Κηρα nicht ſo unzähligemal verbunden haben, weñ beide nur eines und ebendaſſelbe bedeuten ſollten. Unter Κηρ verſteht er die Nothwendigkeit zu ſterben, die öfters traurig werden kañ; einen frühzeitigen, gewaltſamen, ſchmähligen, ungelegenen Tod: unter Θανατος aber den natürlichen Tod, vor dem keine Κηρ vorhergeht; oder den Zuſtand des Todtſeins, ohne alle Rükſicht auf die vorhergegangene Κηρ. Auch die Römer machten einen Unterſchied zwiſchen Lethum und Mors.

Emergit late Ditis chorus, horrida Erinnys,
Et Bellona minax, facibusque armata Megaera,
Lethumque, Insidiaeque, et lurida Mortis imago —

ſagt Petron. Spence meinet, er ſei ſchwer zu begreifen, dieſer Unterſchied: vielleicht aber hätten ſie unter Lethum den allgemeinen Samen, oder die Quelle der Sterblichkeit verſtanden, dem ſie ſonach die Hölle zum eigentlichen Size angewieſen; unter Mors aber, die unmittelbare Urſache einer jeden beſondern Äuſſerung der Sterblichkeit auf unſerer Erde. 1) Ich meines Theils, möchte lieber glauben, daß Lethum mehr die Art des Sterbens, und Mors den Tod überhaupt, urſprünglich bedeuten ſollen; den Statius ſagt: 2)

Mille modis lethi miseros Mors una fatigat.

(Der Arten des Sterbens ſind unendliche: aber es iſt nur ein Tod.) Folglich würde Lethum dem griechiſchen Κηρ, und Mors dem Θανατος eigentlich entſprochen haben: unbeſchadet, daß in der einen Sprache ſowohl, als in der andern, beide Worte mit der Zeit verwechſelt, und endlich als völlige Synonyma gebraucht worden.

Indeß will ich mir auch hier einen Gegner denken, der jeden Schritt des Feldes ſtreitig zu machen verſtehet. Ein ſolcher kōnte ſagen: Ich laſſe mir den Unterſchied zwiſchen Κηρ und Θανατος gefallen; aber weñ der Dichter, weñ die Sprache

1) Polymetis, p. 261. The Roman poets sometimes make a distinction between Lethum and Mors, which the poverty of our language will not allow us to express; and which it is even difficult enough to conceive. Perhaps, they meant by Lethum, that general principle or source of mortality, which they supposed to have its proper residence in hell; and by Mors, or Mortes, (for they had several of them,) the immediate cause of each particular instance of mortality on our earth.

2) Theb. L. 9. v. 280.

ſelbſt, einen ſchreklichen Tod und einen nicht ſchreklichen unterſchieden haben: warum könte nicht auch die Kunſt ein dergleichen dopeltes Bild für den Tod gehabt haben, und haben dürfen? Das minder ſchrekliche Bild mag der Genius, der ſich auf die umgekehrte Fakel ſtüzet, mit ſeinen übrigen Attributen, geweſen ſein: aber ſonach war dieſer Genius nur Θανατος. Wie ſteht es mit dem Bilde der Κηρ? Wen̄ dieſes ſchreklich ſein müßen: ſo iſt dieſes vielleicht ein Geripe geweſen, und es bliebe uns noch immer vergön̄t, zu ſagen, daß die Alten den Tod, nämlich den gewaltſamen Tod, für den es unſerer Sprache an einem beſondern Worte mangelt, als ein Geripe gebildet haben.

Und allerdings iſt es wahr, daß auch die alten Künſtler die Abſtraction des Todes von den Schrekniſſen, die vor ihm hergehen, angenommen, und dieſe unter dem beſondern Bilde der Κηρ vorgeſtellet haben. Aber wie hätten ſie zu dieſer Vorſtellung etwas wählen können, was erſt ſpät auf den Tod folget? Das Geripe wäre ſo unſchiklich dazu geweſen, als möglich. Wen dieſer Schluß nicht befriediget, der ſehe das Factum! Pauſanias hat uns, zum Glük, die Geſtalt aufbehalten, unter welcher die Κηρ vorgeſtellet wurde. Sie erſchien als ein Weib mit gräulichen Zähnen und mit krummen Nägeln, gleich einem reiſſenden Thiere. So ſtand ſie auf eben der Kiſte des Cypſelus, auf welcher Schlaf und Tod in den Armen der Nacht ruheten, hinter dem Polynices, indem ihn ſein Bruder Eteokles anfällt: Τȣ Πολυνεικȣς δε οπισθεν ἑστηκεν οδοντας τε εχȣσα ȣδεν ἡμερωτερȣς θηριȣ, και οἱ και των χειρων εισιν επικαμπεις οἱ ονυχες· επιγραμμα δε επ᾽ αυτῃ ειναι φασι Κηρα. 1)

1) L. 5. c. 19. p. 425. edit. Kuhn.

Vor dem ἑςηκεν ſcheinet ein Subſtantivum in dem Texte zu fehlen; aber es wäre eine bloße Chicane, weñ man zweifeln wollte, daß es ein anders als γυνη ſein könne. Wenigſtens kañ es Σκελετος doch nicht ſein, und das iſt mir genug.

Schon ehemals hatte Herr Klotz dieſes Bild der Κηρ, gegen meine Behauptung von dem Bilde des Todes bei den Alten, brauchen wollen: [1]) und nun weiß er, was ich ihm hätte antworten können. Κηρ iſt nicht der Tod; und es iſt bloße Armuth derjenigen Sprache, die es durch eine Umſchreibung, mit Zuziehung des Wortes Tod, geben muß. Ein ſo verſchiedener Begrif ſollte in allen Sprachen ein eigenes Wort haben. Und doch hätte Herr Klotz auch den Kuhnius nicht loben ſollen, daß er Κηρ durch Mors fatalis überſezt habe. Genauer und richtiger würde Fatum mortale, mortiferum, geweſen ſein: deñ beim Suidas wird Κηρ durch θανατηφορος μοιρα, nicht durch Θανατος πεπρωμενος erkläret.

Endlich will ich an den Euphemismus der Alten erinnern; an ihre Zärtlichkeit, diejenigen Wörter, welche unmittelbar eine ekle, traurige, gräßliche Idee erweken, mit minder auffallenden zu verwechſeln. Weñ ſie, dieſem Euphemismus zufolge, nicht gern geradezu ſagen: „er iſt geſtorben,“ ſondern lieber: „er hat gelebt, er iſt geweſen, „er iſt zu den Mehrern abgegangen,“ [2]) und

1) Act. Lit. V. 3. P. 3. p. 288. Consideremus quasdam figuras arcae Cypseli in templo Olympico insculptas. Inter eas apparet γυνη οδοντας κ. τ. λ. — Verbum Κηρα recte explicat Kuhnius mortem fatalem, eoque loco refutari posse videtur auctoris opinio de minus terribili forma morti ab antiquis tributa, cui sententiae etiam alia monumenta adversari videntur.

2) Gattakerus de Novi Instrumenti stylo. c. 19.

dergleichen; weñ eine der Urſachen dieſer Zärtlichkeit, die ſo viel als mögliche Vermeidung alles Ominöſen war: ſo iſt kein Zweifel, daß auch die Künſtler ihre Sprache zu dieſem gelindern Tone werden herabgeſtiṁt haben. Auch ſie werden den Tod nicht unter einem Bilde vorgeſtellt haben, bei welchem einem jeden unvermeidlich alle die ekeln Begriffe von Moder und Verweſung einſchießen; nicht unter dem Bilde des häßlichen Geripes: deñ auch in ihren Compoſitionen hätte der unvermuthete Anblik eines ſolchen Bildes eben ſo ominös werden können, als die unvermuthete Vernehmung des eigentlichen Wortes. Auch ſie werden dafür lieber ein Bild gewählt haben, welches uns auf das, was es anzeigen ſoll, durch einen anmuthigen Umweg führet: und welches Bild köñte hierzu dienlicher ſein, als dasjenige, deſſen ſymboliſchen Ausdruk die Sprache ſelbſt ſich für die Benennung des Todes ſo gern gefallen läßt, das Bild des Schlafes?

— — Nullique ea tristis imago!

Doch ſo wie der Euphemismus die Wörter, die er mit ſanftern vertauſcht, darum nicht aus der Sprache verbannet, nicht ſchlechterdings aus allem Gebrauche ſezt; ſo wie er vielmehr eben dieſe widrigen, und jezt daher vermiedenen Wörter, bei einer noch gräulichern Gelegenheit, als die minder beleidigenden, verſucht; ſo wie er z. E., weñ er von dem, der ruhig geſtorben iſt, ſagt, daß er nicht mehr lebe, von dem, der unter den ſchreklichſten Martern ermordet worden, ſagen würde, daß er geſtorben ſei: eben ſo wird auch die Kunſt diejenigen Bilder, durch welche ſie den Tod andeuten köñte, aber wegen ihrer Gräßlichkeit nicht andeuten mag, darum nicht gänzlich aus ihrem

Gebiete verweiſen, ſondern ſie vielmehr auf Fälle verſparen, in welchen ſie hinwiederum die gefälligern, oder wohl gar die einzig brauchbaren ſind.

Alſo, 2) da es erwieſen iſt, daß die Alten den Tod nicht als ein Geripe gebildet; da ſie gleichwohl auf alten Denkmälern Geripe zeigen: was ſollen ſie deñ ſein, dieſe Geripe?

Ohne Umſchweif; dieſe Geripe ſind Larvae: und das nicht ſowohl in ſo fern, als Larva ſelbſt nichts anders als ein Geripe heißt, ſondern in ſo fern, als unter Larvae eine Art abgeſchiedener Seelen verſtanden wurden.

Die gemeine Pneumatologie der Alten war dieſe. Nach den Göttern glaubten ſie ein unendliches Geſchlecht erſchaffener Geiſter, die ſie Dämones nañten. Zu dieſen Dämonen rechneten ſie auch die abgeſchiedenen Seelen der Menſchen, die ſie unter dem allgemeinen Namen Lemures begriffen, und deren nicht wohl anders als eine zweifache Art ſein koñte. Abgeſchiedene Seelen guter, abgeſchiedene Seelen böſer Meñſchen. Die guten wurden ruhige, ſelige Hausgötter ihrer Nachkommenſchaft; und hießen Lares. Die böſen, zur Strafe ihrer Verbrechen, irrten unſtät und flüchtig auf der Erde umher, den Frommen ein leeres, den Ruchloſen ein verderbliches Schreken; und hießen Larvae. In der Ungewißheit, ob die abgeſchiedene Seele der erſten oder zweiten Art ſei, galt das Wort Manes. 1)

1) Apuleius de Deo Socratis. (p. 110. edit. Bas. per Hen. Petri.) Est et secundo signatu species daemonum, animus humanus exutus et liber, stipendiis vitae corpore suo abjuratis. Hunc vetere Latina lingua reperio Lemurem dictitatum. Ex hisce ergo Lemuribus, qui posterorum suorum curam sortitus, pacato et quieto numine domum possidet, Lar dicitur familiaris. Qui vero propter adversa vitae merita nullis bonis sedibus incerta vagatione, ceu quodam

Und ſolche Larvae, ſage ich, ſolche abgeſchiedene Seelen böſer Menſchen, wurden als Geripe gebildet. — Ich bin überzeugt, daß dieſe Anmerkung von Seiten der Kunſt neu iſt, und von keinem Antiquare zu Auslegung alter Denkmäler noch gebraucht worden. Man wird ſie alſo bewieſen zu ſehen verlangen, und es dürfte wohl nicht genug ſein, weñ ich mich deßfalls auf eine Gloſſe des Henr. Stephanus beriefe, nach welcher in einem alten Epigram̃ οἱ Σκελετοι durch Manes zu erklären ſind. Aber was dieſe Gloſſe nur etwa dürfte vermuthen laſſen, werden folgende Worte auſſer Zweifel ſezen. Nemo tam puer est, ſagt Seneca, 1) ut Cerberum timeat, et tenebras, et Larvarum habitum nudis ossibus cohaerentium. Oder, wie es unſer alter ehrlicher, und wirklich deutſcher Michael Herr überſezt: „Es iſt „niemants ſo kindiſch, der den Cerberus förcht, „die Finſterniß und die todten Geſpenſt, da nichts „dañ die leidigen Bein an einander hangen.“ 2) Wie köñte man ein Geripe, ein Skelet, deutlicher bezeichnen, als durch das nudis ossibus cohaerens? Wie köñte man es geraderzu bekräftiget wünſchen, daß die Alten ihre ſpukenden Geiſter

exilio punitur, inane terriculamentum bonis hominibus, caeterum noxium malis, hunc plerique Larvam perhibent. Cum vero incertum est quae cuique sortitio evenerit, utrum Lar sit an Larva, nomine Manium Deum nuncupant, et honoris gratia Dei vocabulum additum est.

1) Epist. 24.

2) Sittliche Zuchtbücher des hochberühmten Philoſophi Seneca. Straßburg 1536 in Folio. Ein ſpäterer Überſezer des Seneca, Konrad Fuchs (Frankf. 1620) gibt die Worte: et Larvarum habitum nudis ossibus cohaerentium, durch: „und der Todten gebeinichte Companei.“ Fein zierlich und toll!

als Geripe zu denken und zu bilden gewohnt geweſen?

Weñ eine dergleichen Anmerkung einen natürlichen Aufſchluß für mißverſtandene Vorſtellungen gewähret, ſo iſt es unſtreitig ein neuer Beweis ihrer Richtigkeit. Nur ein Geripe auf einem alten Denkmale köñte freilich der Tod ſein, weñ es nicht aus anderweitigen Gründen erwieſen wäre, daß er ſo nicht gebildet worden. Aber wie, wo mehrere ſolche Geripe erſcheinen? Darf man ſagen, ſo wie der Dichter mehrere Tode kenne,

Stant Furiae circum, variaeque ex ordine Mortes:

ſo müße es auch dem Künſtler vergöñt ſein, verſchiedene Arten des Todes jede in einen beſondern Tod auszubilden? Und weñ auch dañ noch eine ſolche Compoſition verſchiedener Geripe keinen geſunden Siñ gibt? Ich habe oben eines Steines beim Gori gedacht, auf welchem drei Geripe zu ſehen: das eine fähret auf einer Biga, mit grimmigen Thieren beſpañt, über ein anderes, das zur Erde liegt, daher, und drohet ein drittes, das vorſtehet, gleichfalls zu überfahren. Gori nennet dieſe Vorſtellung, den Triumph des Todes über den Tod. Worte ohne Siñ! Aber zum Glüke iſt dieſer Stein von ſchlechter Arbeit, und mit einer griechiſch ſcheinenden Schrift vollgefüllt, die keinen Verſtand macht. Gori erklärt ihn alſo für das Werk eines Gnoſtikers; und es iſt von jeher erlaubt geweſen, auf Rechnung dieſer Leute ſo viel Ungereimtheiten zu ſagen, als man nur immer nicht zu erweiſen Luſt hat. Anſtatt den Tod über ſich ſelbſt, oder über ein paar neidiſche Mitbewerber um ſeine Herſchaft, da triumphiren zu ſehen; ſehe ich nichts als abgeſchiedene Seelen, als Larven, die noch in jenem Leben einer Be-

ſchäftigung nachhängen, die ihnen hier ſo angenehm geweſen. Daß dieſes erfolge, war eine allgemein angenommene Meinung bei den Alten; und Virgil hat unter den Beiſpielen, die er davon gibt, der Liebe zu den Reñſpielen nicht vergeſſen: [1])

— — — quae gratia currûm
Armorumque fuit vivis, quae cura nitentes
Pascere equos, eadem sequitur tellure repostos.

Daher auf den Grabmälern und Urnen und Särgen nichts häufiger, als Genii, die

— aliquas artes, antiquae imitamina vitae —

ausüben; und in eben dem Werke des Gori, in welchem er dieſen Stein mitgetheilt, komt ein Marmor vor, von welchem der Stein gleichſam nur die Caricatur heiſſen köñte. Die Geripe, die auf dem Steine fahren und überfahren werden, ſind auf dem Marmor Genii.

Weñ deñ aber die Alten ſich die Larven, d. i. die abgeſchiedenen Seelen böſer Menſchen, nicht anders als Geripe dachten: ſo war es ja wohl natürlich, daß endlich jedes Geripe, weñ es auch nur das Werk der Kunſt war, den Namen Larva bekam. Larva hieß alſo auch dasjenige Geripe, welches bei feierlichen Gaſtmalen mit auf der Tafel erſchien, um zu einem deſto eilfertigern Genuß des Lebens zu ermuntern. Die Stelle des Petrons von einem ſolchen Geripe iſt bekañt: [2]) aber

1) Aeneid. L. 6. v. 653.

2) Potantibus ergo, et accuratissimas nobis lautitias mirantibus, Larvam argenteam attulit servus sic aptatam, ut articuli ejus vertebraeque laxatae in omnem partem verterentur. Hanc cum super mensam semel iterumque abjecisset, et catenatio mobilis aliquot ſiguras exprimeret, Trimalcio adjecit:

der Schluß wäre ſehr übereilt, den man für das Bild des Todes daraus ziehen wollte. Weil ſich die Alten an einem Geripe des Todes erinnerten, war darum ein Geripe das angenommene Bild des Todes? Der Spruch, den Trimalcio dabei ſagte, unterſcheidet vielmehr das Geripe und den Tod ausdrüklich:

Sic erimus cuncti, poſtquam nos auferet Orcus.

Das heißt nicht: bald wird uns dieſer fortſchlepen! in dieſer Geſtalt wird der Tod uns abfordern! Sondern: das müßen wir alle werden: ſolche Geripe werden wir alle, weñ der Tod uns einmal abgefordert hat.

Und ſo glaubte ich auf alle Weiſe erwieſen zu haben, was ich zu erweiſen verſprochen. Aber noch liegt mir daran, zu zeigen, daß ich nicht blos gegen Herrn Kloz mir dieſe Mühe genommen. Nur Herrn Kloz zurechte weiſen, dürfte den meiſten Leſern eine eben ſo leichte, als unnüze Beſchäftigung ſcheinen. Ein anders iſt es, weñ er mit der ganzen Heerde irret. Sodañ iſt es nicht das hinterſte nachblökende Schaf, ſondern die Heerde, die den Hirten oder den Hund in Bewegung ſezt.

Heu, heu nos miſeros, quam totus homuncio nil eſt!
Sic erimus cuncti, poſtquam nos auferet Orcus.
Ergo vivamus, dum licet eſſe bene.

Prüfung.

Ich werfe alſo einen Blik auf beſſere Gelehrte, die, wie geſagt, an den verkehrten Einbildungen des Herrn Kloz mehr oder weniger Theil nehmen; und fange bei dem Manne an, der Herrn Kloz alles in allem iſt: bei ſeinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus. — Was für ſchöne Seelen, die jeden, mit dem ſie in einer Entfernung von hundert Meilen ein paar Complimente gewechſelt, ſtraks für ihren Freund erklären! Schade nur, daß man eben ſo leicht ihr Feind werden kañ!

Unter den Gemälden, welche der Graf Caylus den Künſtlern aus dem Homer empfahl, war auch das vom Apoll, wie er den gereinigten und *balſamirten* Leichnam des Sarpedon dem Tode und dem Schlafe übergibt. 1) „Es iſt verdrießlich, ſagt „der Graf, daß Homer ſich nicht auf die Attri„buta eingelaſſen, die man zu ſeiner Zeit dem „Schlafe ertheilte. Wir kennen, dieſen Gott zu „bezeichnen, nur ſeine Handlung ſelbſt, und krö„nen ihn mit Mohn. Dieſe Ideen ſind neu, und „die erſte, welche überhaupt von geringem Nuzen „iſt, kañ in dem gegenwärtigen Falle gar nicht „gebraucht werden, in welchem mir ſelbſt die Blu„men ganz unſchiklich vorkommen, beſonders für „eine Figur, die mit dem Tode grupiren ſoll.“ 2) Ich wiederhole hier nicht, was ich gegen den kleinen Geſchmak des Grafen, der von dem Homer verlangen koñte, daß er ſeine geiſtige Weſen mit den Attributen der Künſtler ausſtaffiren ſollen, im Laokoon erinnert habe. Ich will hier nur anmer-

1) Ιλ. π. v. 681. 2) Tableaux tirés de l'Iliade etc.

ken, wie wenig er dieſe Attributa ſelbſt gekañt, und wie unerfahren er in den eigentlichen Vorſtellungen beides des Schlafes und des Todes geweſen. Für's erſte erhellet aus ſeinen Worten unwiderſprechlich, daß er geglaubt, der Tod könne und müße ſchlechterdings nicht anders als ein Geripe vorgeſtellet werden. Deñ ſonſt würde er von dem Bilde deſſelben nicht gänzlich, als von einer Sache, die ſich von ſelbſt verſtehet, geſchwiegen haben; noch weniger würde er ſich geäuſſert haben, daß eine mit Blumen gekrönte Figur mit der Figur des Todes nicht wohl grupiren möchte. Dieſe Beſorgniß koñte nur daher kommen, weil er ſich von der Ähnlichkeit beider Figuren nie etwas träumen laſſen; weil er den Schlaf als einen ſanften Genius, und den Tod als ein ekles Ungeheuer ſich dachte. Hätte er gewußt, daß der Tod ein eben ſo ſanfter Genius ſein könne, ſo würde er ſeinen Künſtler deſſen gewiß erinnert, und mit ihm nur noch überlegt haben, ob es gut ſei, dieſen ähnlichen Geniis ein Abzeichen zu geben, und welches wohl das ſchiklichſte ſein könne. Aber er kañte für's zweite auch nicht einmal den Schlaf, wie er ihn hätte kennen ſollen. Es iſt ein wenig viel Unwiſſenheit, zu ſagen, daß wir dieſen Gott auſſer ſeiner Handlung nur durch die leidigen Mohnblumen keñtlich machen könnten. Er merkt zwar richtig an, daß beide dieſe Keñzeichen neu wären: aber welches deñ nun die alten genuinen Keñzeichen geweſen, ſagt er nicht blos nicht, ſondern er läugnet auch geradezu, daß uns deren überliefert worden. Er wußte alſo nichts von dem Horne, das die Dichter dem Schlafe ſo häufig beilegen, und mit dem er, nach dem ausdrüklichen Zeugniſſe des Servius und Lutatius, auch gemalt wurde! Er wußte nichts von der umgeſtürzten Fakel; er wußte nicht, daß eine Figur mit dieſer umgeſtürzten Fakel aus dem Alter-

tume vorhanden ſei, welche nicht eine bloße Muthmaßung, welche die eigene ungezweifelte Überſchrift für den Schlaf erkläre; er hatte dieſe Figur weder beim Boiſſard, noch Gruter, noch Spanheim, noch Beger, noch Broukhuyſen, [1]) gefunden, und überall nichts von ihr in Erfahrung gebracht. Nun denke man ſich das homeriſche Gemälde, ſo wie er es haben wollte; mit einem Schlafe, als ob es der aufgeweckte Schlaf des Algardi wäre; mit einem Tode, ein klein wenig artiger, als er in den deutſchen Todtentänzen herumſpringt. Was iſt hier alt, was griechiſch, was homeriſch? Was iſt nicht galant, und gothiſch, und franzöſiſch? Würde ſich dieſes Gemälde des Caylus zu dem Gemälde, wie es ſich Homer denken mußte, nicht eben verhalten, als Hudarts Überſezung zu dem Originale? Gleichwohl wäre nur der Rathgeber des Künſtlers Schuld, weñ dieſer ſo ekel und abenteuerlich modern würde, wo er ſich, in dem wahren Geiſte des Altertums, ſo ſimpel und fruchtbar, ſo anmuthig und bedeutend zeigen köñte. Wie ſehr müßte es ihn reizen, an zwei ſo vortheilhaften Figuren, als geflügelte Genii ſind, alle ſeine Fähigkeit zu zeigen, das Ähnliche verſchieden, und das Verſchiedene ähnlich zu machen! Gleich an Wuchs, und Bildung, und Mine: an Farb' und Fleiſch ſo ungleich, als es ihm der allgemeine Ton ſeines Colorits nur immer erlauben will. Deñ nach dem Pauſanias war der eine dieſer Zwillingsbrüder ſchwarz, der andere weiß.

1) Brouckhuyſen hat ſie aus dem Spanheim ſeinem Tibull einverleibet. Beger aber, welches ich oben mit hätte anmerken ſollen, hat das ganze Monument, von welchem dieſe einzelne Figur genommen, gleichfalls aus den Papieren des Pighius in ſeinem Spicilegio Antiq. p. 106. bekannt gemacht. Beger gedenkt dabei ſo wenig Spanheims, als Spanheim Begers.

Ich ſage, der eine und der andere; weil es aus den Worten des Pauſanias nicht eigentlich erhellet, welches der ſchwarze, oder welches der weiſſe geweſen. Und ob ich es ſchon dem Künſtler jezt nicht verdenken würde, welcher den Tod zu dem ſchwarzen machen wollte: ſo möchte ich ihn darum doch nicht einer ganz ungezweifelten Übereinſtimmung mit dem Altertume verſichern. Nonnus wenigſtens läßt den Schlaf μελανοχροον nennen, weñ ſich Venus geneigt bezeigt, der weiſſen Paſithea ſo einen ſchwarzen Gatten nicht mit Gewalt aufdringen zu wollen: 1) und es wäre leicht möglich, daß der alte Künſtler dem Tode die weiſſe Farbe gegeben, um auch dadurch anzudeuten, daß er der fürchterlichere Schlaf von beiden nicht ſei.

Freilich koñte Caylus aus den bekañten ikonologiſchen Werken eines Ripa, Chartarius, und wie deren Ausſchreiber heiſſen, ſich wenig oder gar nicht eines Beſſern unterrichten.

Zwar das Horn des Schlafes kañte Ripa: 2) aber wie betrüglich ſchmüket er ihn ſonſt aus? Das weiſſe kürzere Oberkleid über ein ſchwarzes Unterkleid, welches er und Chartarius ihm geben, 3) gehöret dem Traume, nicht dem Schlafe. Von der Gleichheit des Todes mit ihm kennet Ripa zwar die Stelle des Pauſanias, aber ohne zu jenem Bilde den geringſten Gebrauch davon zu machen. Er ſchlägt deſſen ein dreifaches vor; und keines iſt ſo, wie es der Grieche oder Römer würde erkañt haben. Gleichwohl iſt auch nur das eine, von der Erfindung des Camillo da Ferrara, ein Skelet: aber ich zweifle, ob Ripa damit ſagen wollen, daß dieſer Camillo es ſei, welcher den Tod zuerſt als ein

1) Dionysiac. L. 33. v. 40. 2) Iconolog. p. 464. Edit. Rom. 1603. 3) Imag. Deorum p. 143. Francof. 1687.

Skelet gemalet. Ich kenne dieſen Camillo überhaupt nicht.

Diejenigen, welche Ripa und Chartarius am meiſten gebraucht haben, ſind Gyraldus und Natalis Comes.

Dem Gyraldus haben ſie den Irrtum wegen der weiſſen und ſchwarzen Bekleidung des Schlafes nachgeſchrieben: 1) Gyraldus aber muß, anſtatt des Philoſtratus ſelbſt, nur einen Überſezer deſſelben nachgeſehen haben. Deñ es iſt nicht Ὑπνος, ſondern Ονειρος, von welchem Philoſtratus ſagt: 2) εν ανειμενῳ τῳ ειδει γεγραπται, και εσθητα εχει λευκην επι μελαινῃ, το, οιμαι, νυκτωρ αυτȣ και μεθ' ἡμεραν. Es iſt mir unbegreiflich, wie auch der neueſte Herausgeber der philoſtratiſchen Werke, Gottfried Olearius, der uns doch eine faſt ganz neue Überſezung geliefert zu haben verſichert, bei dieſen Worten ſo äuſſerſt nachläßig ſein können. Sie lauten bei ihm auf Latein: Ipse somnus remissa pictus est facie, candidamque super nigra vestem habet, eo, ut puto, quod nox sit ipsius, et quae diem excipiunt. Was heißt das, et quae diem excipiunt? Sollte Olearius nicht gewußt haben, daß μεθ' ἡμεραν interdiu heiſſe, ſo wie νυκτωρ noctu? Man wird müde, köñte man zu ſeiner Entſchuldigung ſagen, die alten elenden Überſezungen auszumiſten. So hätte er wenigſtens aus einer ungeprüften Überſezung niemanden entſchuldigen, und niemanden widerlegen ſollen! Weil es aber darin weiter fort heißt: Cornu is (somnus) manibus quoque tenet, ut qui insomnia per veram portam inducere soleat; ſo ſezt er in einer Note hinzu: Ex hoc vero Philostrati loco patet optimo jure portas

1) Hist. Deorum, Syntag. 9. p. 311. Edit. Jo. Jensii.
2) Iconum L. 1. n. 27.

illas somni dici posse, qui scilicet somnia per eas inducat, nec necesse esse ut apud Virgilium (Aen. L. 6. v. 562.) somni dictum intelligamus pro somnii, ut voluit Turnebus L. 4. Advers. c. 14. Allein, wie geſagt, Philoſtratus ſelbſt redet nicht von den Pforten des Schlafes, Somni, ſondern des Traumes, Somnii; und Ονειρος, nicht Ὑπνος, iſt es auch ihm, welcher die Träume durch die wahre Pforte einläßt. Folglich iſt dem Virgil noch immer nicht anders, als durch die Anmerkung des Turnebus zu helfen, weñ er durchaus in ſeiner Erdichtung von jenen Pforten mit dem Homer übereinſtimmen ſoll. — Von der Geſtalt des Todes ſchweigt Gyraldus gänzlich.

Natalis Comes gibt dem Tode ein ſchwarzes Gewand mit Sternen. [1]) Das ſchwarze Gewand, wie wir oben geſehen, iſt in dem Euripides gegründet: aber wer ihm die Sterne darauf geſezt, weiß ich nicht. Träume contortis cruribus hat er auch, und er verſichert, daß ſie Lucian auf ſeiner Inſel des Schlafes ſo umherſchwärmen laſſen. Aber bei dem Lucian ſind es blos ungeſtaltete Träume, αμορφοι, und die krummen Beine ſind von ſeiner eigenen Ausbildung. Doch würden auch dieſe krummen Beine nicht den Träumen überhaupt, als allegoriſches Keñzeichen, ſondern nur gewiſſen Träumen, ſelbſt nach ihm, zukommen.

Andere mythologiſche Compilatores nachzuſehen, lohnt wohl kaum der Mühe. Der einzige Banier möchte eine Ausnahme zu verdienen ſcheinen. Aber auch Banier ſagt von der Geſtalt des Todes ganz und gar nichts, und von der Geſtalt des Schlafes mehr als e i n e Unrichtigkeit. [2]) Deñ auch er verkennet in jenem Gemälde beim Philo-

1) Mythol. L. 3. c. 13. 2) Erläuter. der Götterlehre 4 B. 147 S. Deutſche Überſezung.

ſtrat den Traum für den Schlaf, und erblikt ihn da als einen Mañ gebildet, ob er ſchon aus der Stelle des Pauſanias ſchließen zu können glaubet, daß er als ein Kind, und einzig als ein Kind, vorgeſtellet worden. Er ſchreibt dabei dem Montfaucon einen groben Irrtum nach, den ſchon Winkelmañ gerügt hat, und der ſeinem deutſchen Überſezer ſonach wohl hätte bekañt ſein können. [1]) Beide nämlich, Montfaucon und Banier, geben den Schlaf des Algardi, in der Villa Borgheſe, für alt aus, und eine neue Vaſe, die dort mit mehrern neben ihm ſtehet, weil ſie Montfaucon auf einem Kupfer dazugeſezt gefunden, ſoll ein Gefäß mit ſchlafmachendem Safte bedeuten. Dieſer Schlaf des Algardi ſelbſt iſt ganz wider die Einfalt und den Anſtand des Altertums; er mag ſonſt ſo kunſtreich gearbeitet ſein, als man will. Deñ ſeine Lage und Gebärdung iſt von der Lage und Gebärdung des ſchlafenden Fauns im Palaſte Barberino entlehnet, deſſen ich oben gedacht habe.

Mir iſt überall kein Schriftſteller aus dem Fache dieſer Keñtniſſe vorgekommen, der das Bild des Todes, ſo wie es bei den Alten geweſen, entweder nicht ganz unbeſtiñt gelaſſen, oder nicht falſch angegeben hätte. Selbſt diejenigen, welche die von mir angeführten Monumente, oder derſelben ähnliche ſehr wohl kañten, haben ſich darum der Wahrheit nicht viel mehr genähert.

So wußte Tollius zwar, daß verſchiedene alte Marmor vorhanden wären, auf welchen geflügelte Knaben mit umgeſtürzten Fakeln den ewigen Schlaf der Verſtorbenen vorſtellten. [2]) Aber heißt dieſes in dem einen derſelben den Tod ſelbſt erkennen? Hat er darum eingeſehen, daß die Gottheit des

1) Vorrede zur Geſchichte der Kunſt.

2) In notis ad Rondelli Expos. Signi. Toll. p. 292.

Todes von den Alten nie in einer andern Geſtalt gebildet worden? Von den ſymboliſchen Zeichen eines Begrifs bis zu der feſtgeſezten Bildung dieſes perſonificirten, als ein ſelbſtändiges Weſen verehrten Begriffes, iſt noch ein weiter Schritt.

Eben dieſes iſt vom Gori zu ſagen. Gori nennet zwar noch ausdrüklicher zwei dergleichen geflügelte Knaben auf alten Särgen, Genios Somnum et Mortem referentes: [1]) aber ſchon dieſes referentes ſelbſt verräth ihn. Und da gar, an einem andern Orte, [2]) ihm eben dieſe Genii Mortem et Funus designantes heiſſen; da er noch anderswo in dem einen derſelben, troz der ihm nach dem Buonarotti zugeſtandenen Bedeutung des Todes, immer noch einen Cupido ſieht; da er, wie wir geſehen, die Geripe auf dem alten Steine für Mortes erkennet; ſo iſt wohl unſtreitig, daß er wenigſtens über alle dieſe Dinge noch ſehr uneins mit ſich ſelbſt geweſen.

Auch gilt ein Gleiches von dem Grafen Maffei. Deñ ob auch dieſer ſchon glaubte, daß auf alten Grabſteinen die zwei geflügelten Knaben mit umgeſtürzten Fakeln den Schlaf und den Tod bedeuten ſollten: ſo erklärte er dennoch einen ſolchen Knaben, der auf dem bekañten Conclamationsmarmor in dem Antiquitätenſaale zu Paris ſtehet, weder für den einen, noch für den andern; ſondern für einen Genius, der durch ſeine umgeſtürzte Fakel anzeige, daß die darauf vorgeſtellte verblichene Perſon in ihrer ſchönſten Blüthe geſtorben ſei, und daß Amor mit ſeinem Reiche ſich über dieſen Tod betrübe. [3]) Selbſt als Dom Martin ihm das er-

1) Inscript. antiq. quae in Etruriae urbibus exstant, P. 3. p. 93. 2) L. c. p. 81. 3) Explic. de divers Monumens singuliers qui ont rapport à la Religion des plus anciens peuples, par le R. P. Dom ** pag. 36.

ſtere Vorgeben mit vieler Bitterkeit ſtreitend gemacht hatte, und er den nämlichen Marmor in ſein Muſeum Veronenſe einſchaltete: ſagt er zu deſſen näherer Beſtätigung ſchlechterdings nichts, und läßt die Figuren der 139 Tafel, die er dazu hätte brauchen können, ganz ohne alle Erklärung.

Dieſer Dom Martin aber, welcher die zwei Genii mit umgeſtürzten Fakeln auf alten Grabſteinen und Urnen für den Genius des Mannes und den Genius der Gattin deſſelben, oder für den dopelten Schuzgeiſt wollte gehalten wiſſen, den, nach der Meinung einiger Alten, ein jeder Menſch habe, verdienet kaum widerlegt zu werden. Er hätte wiſſen können und ſollen, daß wenigſtens die eine dieſer Figuren, zufolge der ausdrüklichen alten Überſchrift, ſchlechterdings der Schlaf ſei; und eben gerathe ich glüklicher Weiſe auf eine Stelle unſers Winkelmañs, in der er die Unwiſſenheit dieſes Franzoſen bereits gerügt hat.

„Es fällt mir ein, ſchreibt Winkelmañ, [1] „daß ein andrer Franzos, Martin, ein Menſch, „welcher ſich erkühnen können, zu ſagen, Grotius „habe die ſiebenzig Dolmetſcher nicht verſtanden, „entſcheidend und kühn vorgibt, die beiden Genii „an den alten Urnen können nicht den Schlaf und „den Tod bedeuten; und der Altar, an welchem „ſie in dieſer Bedeutung mit der alten Überſchrift „des Schlafes und des Todes ſtehen, iſt öffentlich in dem Hofe des Palaſtes Albani aufgeſtellt.“ — Ich hätte mich dieſer Stelle oben erinnern ſollen: deñ Winkelmañ meinet hier eben denſelben Marmor, den ich dort aus ſeinem Verſuche über die Allegorie anführe. Was dort ſo deutlich nicht ausgedrükt war, iſt es hier um ſo viel mehr: nicht blos der eine Genius, ſondern auch

1) Vorrede zur Geſchichte der Kunſt.

der andere, werden auf dieſem albaniſchen Monumente durch die wörtliche alte Überſchrift für das erkläret, was ſie ſind; für Schlaf und Tod. — Wie ſehr wünſchte ich, durch Mittheilung deſſelben das Sigel auf dieſe Unterſuchung drüken zu können! Noch ein Wort von Spencen; und ich ſchließe. Spence, der uns unter allen am poſitivſten ein Geripe für das antike Bild des Todes aufdringen will, Spence iſt der Meinung, daß die Bilder, welche bei den Alten von dem Tode gewöhnlich geweſen, nicht wohl anders als ſchreklich und gräßlich ſein können, weil die Alten überhaupt weit finſterere und traurigere Begriffe von ſeiner Beſchaffenheit gehabt hätten, als uns gegenwärtig davon beiwohnen köñten. 1)

Gleichwohl iſt es gewiß, daß diejenige Religion, welche dem Menſchen zuerſt entdekte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde ſei, die Schreken des Todes unendlich vermehren mußte. Es hat Weltweiſe gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das koñte ohne Offenbarung ſchlechterdings in keines Menſchen Gedanken kommen, der nur ſeine Vernunft brauchte.

Von dieſer Seite wäre es alſo zwar vermuthlich unſere Religion, welche das alte heitere Bild des Todes aus den Gränzen der Kunſt verdrungen hätte! Da jedoch eben dieſelbe Religion uns nicht jene ſchrekliche Wahrheit zu unſerer Verzweiflung offenbaren wollen; da auch ſie uns verſichert, daß der Tod der Frommen nicht anders als ſanft und erquikend ſein köñte: ſo ſehe ich nicht, was unſere Künſtler abhalten ſollte, das ſcheußliche Geripe wiederum aufzugeben, und ſich wiederum in den

1) Polymetis p. 262.

Beſiz jenes beſſern Bildes zu ſezen. Die Schrift redet ſelbſt von einem Engel des Todes: und welcher Künſtler ſollte nicht lieber einen Engel, als ein Geripe bilden wollen?

Nur die mißverſtandene Religion kan̄ uns von dem Schönen entfernen: und es iſt ein Beweis für die wahre, für die richtig verſtandene wahre Religion, wen̄ ſie uns überall auf das Schöne zurükbringt.

Über

die Ahnenbilder der Römer.

Eine antiquariſche Unterſuchung.

1769.

Über die

Ahnenbilder der Römer.

Eine antiquariſche Unterſuchung.

Der Herr Geheimerath Klotz glaubt über die Ahnenbilder der alten Römer eine ganz neue Entdekung gemacht zu haben. Da er indeß weiß, daß dergleichen Entdekungen nicht leicht eines apodiktiſchen Erweiſes fähig ſind; ſo begnügt er ſich, ihr den Namen einer Muthmaßung zu geben, der es an einer ſchmeichelhaften Wahrſcheinlichkeit nicht mangele, und empfiehlt ſie der Prüfung der Gelehrten.

Ich denke, daß ich dieſe Prüfung vornehmen kañ, ohne mich einer großen Eitelkeit ſchuldig zu machen. Ich bin ein Schulmañ, [1]) deſſen Pflicht es iſt, in dergleichen Dingen ein wenig bewandert zu ſein.

„Es iſt bekañt,“ ſchreibt Herr Klotz in ſeiner Vorrede zu den verdeutſchten Abhandlungen des Grafen von Caylus, [2]) „daß die Verwaltung der „höhern obrigkeitlichen Ämter den römiſchen Edel„leuten das Recht gab, die Bilder ihrer Vorfahren „in ihren Vorſälen aufzuſtellen. (Spanheim de usu „et praest. numism. Diss. 10. p. 3.) Es wurden die„ſelben“ —

Doch, nicht weiter! Cantherius in limine! —

1) (Leſſing war anfänglich Willens, dieſe Abhandlung anonymiſch, und, wie man hier ſieht, unter der Maske eines Schulmanns, herauszugeben; hernach aber änderte er dieſen Vorſatz.)

2) Erſter Band, Altenburg 1768. 4.

Herr Klotz ſtrauchelt bei dem erſten Schritte, den er über die Schwelle thut.

Ich will nicht fragen: weñ die Sache bekañt iſt, was bedarf ſie eines Währmannes? — Eine Anführung zu viel iſt beſſer, als eine zu wenig! — Aber ich frage: warum iſt Spanheim hier der Währmañ? [1]) Spanheim iſt in dieſer Materie weder der erſte noch der ausführlichſte Schriftſteller. Weñ Herr Klotz Neuere citiren wollte, ſo hätten es Sigonius oder Lipſius ſein müßen.

Ich halte viel von einem Gelehrten, der mich gleich vor die rechte Schmiede weiſet.

Und weñ Herr Klotz nun den Spanheim für die rechte hielt? — Sodañ hätte er nicht ſowohl dieſe, als eine andere Stelle aus ihm (nämlich Diss. 1. p. 49.), wenigſtens dieſe nicht ohne jene, anführen müßen; weil wir nicht in dieſer, ſondern in jener, auf den Hauptort des Cicero [2]) verwieſen werden, aus dem es allein erhellet, daß das Jus imaginum den höhern obrigkeitlichen Perſonen eigen geweſen ſei.

Ich mache ihnen dieſes Vorrecht nicht ſtreitig; aber ich glaube behaupten zu dürfen, daß man es zu weit ausdehne, weñ man auch die Vorfäle der Privatperſonen darunter begreift.

Ich meine: das Jus imaginis ad memoriam posteritatemque prodendae, welches Cicero, wie er ſagt, erſt durch ſeine Erhebung zum Ädilis erhielt, ging blos auf öffentliche Örter; und erſtrekte ſich auf das Wohnhaus der Bürger nicht. Dort, auf den Straßen und freien Pläzen, in Tempeln und Ge-

1) (Vermuthlich wohl, weil ihn Klotz im geßneriſchen Theſaurus angeführt fand; eine Quelle, woraus er ſo oft ſeine Nachweiſungen ſchöpfte.)

2) Verr. 5. c. 14.

bäuden für das gemeine Weſen, hatten nur die das Recht, ihre Bilder aufzuſtellen, welche ſich in curuliſchen Würden um den Staat verdient machten. Aber wo findet man die geringſte Spur, daß es allen andern Römern ſei benommen geweſen, ihr eigenes Bildniß innerhalb ihrer vier Pfähle zu haben?

Auch iſt weder Sigonius, noch Lipſius, den Gutherius 1) hier für den Ausſchreiber des Sigonius nicht ohne Grund hält, ſo weit gegangen. Keiner von ihnen hat in der Stelle des Cicero die Ahnenbilder in den Vorſälen der Privathäuſer gefunden; ſondern es iſt die Heerde ihrer Nachfolger, welche die Sache vollends auf's Reine zu bringen glaubten, weñ ſie auch dieſe, und vornehmlich dieſe Bilder zu denen zählten, auf welche allein der curuliſche Stuhl berechtigte.

Ich will mich in die nähern Beweiſe hiervon jezt nicht einlaſſen. Deñ was thut alles das gegen Herrn Klotz? Ihm war es vergöñt, der gewöhnlichen Leyer zu folgen. Nur hätte er ihr auch recht folgen, und unerwieſene Dinge mit eigenen Fehlern nicht noch mehr verſtellen ſollen.

„Die Verwaltung der höhern obrigkeitlichen „Ämter, ſagt er, gab den römiſchen Edelleuten „das Recht, die Bilder ihrer Vorfahren in ihren „Vorſälen aufzuſtellen.“

Die Bilder ihrer Vorfahren? Aller ihrer Vorfahren? Und nur ihrer Vorfahren? Nicht auch ihre eigene? — Man kañ ſich nicht ſchielender ausdrüken. Weñ ſich Herr Klotz aus den einzelnen Stellen der Alten keinen richtigen Begrif bilden koñte; ſo hätte ihm der erſte der beſte neuere Altertumskundige die Sache deutlicher machen kön=

1) De jure Manium, L. 1. c. 22.

nen.[1] Der, welcher in einer Familie zuerſt ein curuliſches Ehrenamt bekleidete, erhielt das Recht, ſein Bild auf die Nachwelt zu bringen, nicht ſeiner Väter Bild, als welche dergleichen Würden nicht bekleidet hatten. Folgte ihm der Sohn in einer ſolchen Würde, ſo fügte der Sohn ſein Bild dem Bilde des Vaters bei; der Enkel, unter gleicher Bedingung, ſeines dem ihrigen; und ſo weiter von Glied auf Glied. Das iſt die gemeine Meinung; aber liegt die in den Worten des Herrn Klotz?

Und den römiſchen Edelleuten gaben jene Ämter dieſes Recht? Wen verſteht Herr Klotz unter dem Worte Edelleute? Entweder patricios oder nobiles. Aber er verſtehe dieſe oder jene; er hat in beiden Fällen entweder eine Ungereimtheit, oder eine Falſchheit geſagt. Eine Ungereimtheit, weñ er nobiles darunter verſteht: deñ die nobiles erhielten nicht dieſes Recht, ſondern wer dieſes Recht erhielt, ward erſt, eben durch dieſes Recht, nobilis. Eine Falſchheit, weñ er patricios damit meint: deñ nicht die patricii allein verwalteten curuliſche Ehrenämter; ſondern es kam bald die Zeit, als ſie dieſe mit den plebejis theilen mußten. Auch

1) Chladerius, de Gentilitate veterum Romanorum, c. 3. §. 2. Inter praecipua personarum sella curuli perspicuarum jura illud potissimum referebatur, ut suam cuique in celebriore domus parte, atrium intellige, collocare liceret imaginem. Ceteri enim, qui sella curuli non erant insignes, ab hoc jure arcebantur. Quod si ergo, magistratu curuli mortuo, ad filium transiret patris imago, ille si ipse magistratu fungeretur, addebat suam, utramque in atrio suae domus sollicite adservans, donec, hoc iterum defuncto, ad nepotem, ejusque prosapiam, earumdem cura atque custodia, addita cujuslibet, qui sellam curulem esset adeptus, effigie, transiret.

plebeji erhielten alſo das Recht der Bilder, und wurden durch dies Recht nobiles. 1)

Doch, was halte ich mich hierbei auf? So unbeſtim̃t ſich Herr Klotz auch ausdrükt, ſo leicht iſt es doch zu errathen, von was für Bildern er reden will. Er weiß zwar nicht recht, wen dieſe Bilder eigentlich vorgeſtellt haben: deñ er neñt ſie Bilder, welche die, die in curuliſchen Ehrenämtern ſtanden, ihren Vorfahren aufrichten durften; und es waren die Bilder dieſer obrigkeitlichen Perſonen ſelbſt. Er weiß zwar nicht recht, wem es erlaubt war, dieſe Bilder aufzuſtellen, deñ er ſagt: den römiſchen Edelleuten, welche dergleichen Ämter bekleidet; und er hätte ſagen ſollen: allen und jeden Römern, die zu ſolchen Ämtern gelangten. Aber das iſt es auch nicht, was er uns von dieſen Bildern lehren will. Was er von dieſen Bildern weiß, und was bis auf ihn kein Menſch in der Welt gewußt noch vermuthet hat, betrift das Materielle derſelben; iſt etwas, das in die Geſchichte der Kunſt näher einſchlägt; und die Kunſt iſt es eigentlich, die ſo einem Antiquar am Herzen liegt! — O, das muß jeden Mañ von Geſchmak freuen! Da ſtehen wir mit ofnem Munde, voller Erwartung!

„Es wurden dieſe Bilder, fährt Herr Klotz „fort, imagines, und von den Dichtern oft cerae „genañt. Man hat ſie bisher allgemein für aus

1) Lipsius, Elector. L. 1. c. 29. Regum temporibus et post regifugium aliquot annis penes solos patricios magistratus erant: ideo et nobilitas. Postea per contentiones tribunitias communicati cum plebe honores, simulque nobilitas et imagines. Immo non raro ex eo plebejus quispiam nobilis ante patricium: ut Claudii Marcelli, ut Decii, Flaminii, Luctatii, et quae aliae e plebe familiae plenae honorum.

„Wachs boſſirte Bilder angeſehen; und ich habe
„keinen Schriftſteller gefunden, welcher ſich eine
„andre Vorſtellung davon gemacht hätte. Gleich=
„wohl glaube ich, daß man, nach einer genauern
„Überlegung der Umſtände, ſie für nichts anders,
„als für Werke der enkauſtiſchen Malerei halten
„könne. Hier ſind die Gründe meiner Muthma=
„ßung.“

Ein Wort, ehe wir uns durch dieſe Gründe überzeugen laſſen. Es iſt falſch, daß man dieſe Bilder bisher allgemein für aus Wachs boſſirte Bilder angeſehen habe; für wächſerne Bilder wohl, aber nicht für aus Wachs boſſirte. Herr Klotz hat keinen Schriftſteller gefunden, der ſich eine andre Vorſtellung davon gemacht hätte; aber ich wohl. Beides wird ſich weiſen. Nun zu den Gründen!

„Erſtlich, wie kan̄ man glauben, daß die Rö=
„mer gerade unter allen Materien, woraus ſich
„Bilder verfertigen laſſen, diejenige erwählt haben
„ſollten, welche der Vergänglichkeit am meiſten
„unterworfen iſt? Es war ihnen daran gelegen,
„daß die Bilder ihrer Vorfahren erhalten würden,
„und viele Jahre hinter einander ihre Vorſäle
„zierten. Würden ſie nicht lieber Marmor oder
„Erz genommen haben, als das zerbrechliche und
„weiche Wachs, wen̄ ſie nicht eine andre Art Bil=
„der gekan̄t hätten, die, bei der Dauerhaftigkeit
„und Feſte des Marmors und Erzes, gleichwohl
„die wegen gewiſſer Umſtände nöthige Leichtigkeit
„der boſſirten Bilder beſaßen.“

Man verſchießt die ſtumpfeſten Pfeile zuerſt. Wachs beſteht allerdings aus tren̄baren Theilen, und iſt daher in ſeinen Formen vergänglicher, als Marmor und Erz. Bildet ſich aber Herr Klotz deſſen ungeachtet die Vergänglichkeit des Wachſes nicht weit größer ein, als ſie wirklich iſt? Und

wie? weñ es den Römern bei ihren Ahnenbildern, auſſer der ſo lang als möglichen Dauer, noch um eine andre Eigenſchaft zu thun geweſen wäre, auſſer der dieſe Dauer von keinem Werthe iſt, und die ſich vorzüglich an dem Wachſe, weit weniger an dem Erze, und an dem Marmor ganz und gar nicht findet? Dieſe Eigenſchaft wird Herr Kloz glauben, ſei die Leichtigkeit. Nichts weniger. Doch, ich muß ihn ſeinen zweiten Grund erſt vortragen laſſen, ehe ich mich umſtändlicher über das alles erklären kañ.

„Zweitens: die alten Schriftſteller melden uns, „daß dieſe Bilder nicht allein ſehr lange ſich erhalten haben; (Cic. in Piſon. c. 1. Ovid. Amor. „L. 1. v. 8. Juvenal. Sat. 8. v. 18. Seneca, ep. 14. „Non facit nobilem atrium plenum fumoſis imagini„bus.) ſondern auch bei Begräbniſſen der Ver„wandten, öffentlich ſind vorgetragen worden. „(Meurſius de Funere, c. 19.) Wie kañ man die„ſes von boſſirten Bildern behaupten, die der Re„gen, der Wind und die Sonnenhize gar bald „würde haben zernichten müßen? Hingegen die „enkauſtiſche Malerei widerſtand allen Widerwär„tigkeiten der Zeit, der Luft und des Ungewit„ters, und koñte weder von der Sonne, noch von „dem Meerſalze, beſchädigt werden. (Plin. L. 35. „c. 4. quae pictura in navibus nec ſole, nec ſale ven„tiſque corrumpitur.) Man berichtet uns auch von „den neuern Werken dieſer Malerei, daß die Far„ben ſehr ſicher und dauerhaft ſind; daß ſie ſich „ſogar waſchen laſſen, und noch folgende Eigen„ſchaft haben. Nämlich, man hat dieſe Gemälde „an Ortern, wo üble Ausdünſtungen ſind, oder „auch vom Rauch der Kamine anlaufen laſſen. „Weñ man ſie aber wieder in den Thau geſezt,

„ſo ſind ſie ſo rein und glänzend worden, als ob „ſie aus der Hand des Malers kämen. Derglei= „chen Bilder waren alſo jene mit Rauch bedekte, „(fumosae imagines) und bei den Begräbniſſen ge= „brauchte Bilder. Ich ſollte glauben, der einzige „Umſtand vom öffentlichen Herumtragen derſelben, „hätte auch jede Vermuthung, daß es boſſirte „Bilder geweſen wären, verhindern ſollen."

Dieſer zweite Grund ſagt nicht viel mehr, als der erſte. Sie gründen ſich beide auf die Dauer und Leichtigkeit, welche die Ahnenbilder gehabt, und haben müßen; zwei Eigenſchaften, die ſich nicht an in Wachs boſſirten Bildern, wohl aber an enkauſtiſchen Gemälden finden können. So meint Herr Klotz. Aber, wie ich ſchon geſagt habe, die Dauer war weder das einzige noch das erſte, was die Römer an ihren Ahnenbildern verlangten. Sie verlangten etwas, was die enkauſtiſchen Gemälde eben ſo wenig gewähren koñten, als die Bilder in Marmor und Erz. An dieſes hat Herr Klotz gar nicht gedacht, und ſcheint auch nicht den geringſten Begrif zu haben, wie und wodurch es zu erlangen war. Man ſoll es bald hören. Beiläufig nur noch ein Wort von den Beweisſtellen des Herrn Klotz. „Die alten „Schriftſteller, ſagt er, melden uns, daß dieſe „Bilder ſich ſehr lange erhalten haben." Welche Schriftſteller? Wo? — Zwei davon, Cicero und Seneca, nennen dieſe Bilder *fumosas* imagines; und die andern zwei, Ovid und Juvenal, *veteres* ceras. Als ob nicht auch in Wachs boſſirte Bilder ſo lange dauern koñten, bis ſie räuchricht würden! Das heißt, ſich auch die Weichheit und Vergänglichkeit des Wachſes gar zu groß vorſtellen, weñ man glaubt, daß keine boſſirte Figuren deſſelben ſo lange dauern koñten, daß ſie das Beiwort

veteres verdienten. Woher weiß Herr Kloz, ob die Alten nicht die Kunſt verſtanden haben, dem Wachſe durch gewiſſe Zuſäze eine größere Feſtigkeit zu geben? Und ſie haben ſie allerdings verſtanden. Bedienten ſie ſich nicht des Wachſes, die Gefäße, in welchen ſie Flüſſigkeiten aufhoben, beſonders ihre Ölgefäße, damit zu verwahren? 1) Bedienten ſie ſich nicht des Wachſes, ihre Gemälde damit zu überziehen, um ſie vor dem Nachtheile, den ſie durch Luft und Wetter leiden köñten, zu ſchüzen? 2) Hätten ſie alſo nicht auch ihre in Wachs boſſirte Bilder ſo zurichten können, daß die Wirkung der Feuchtigkeit und der Hize auf ſie eben nicht beſonders geweſen wäre? Sie wurden ja noch dazu in beſondern Schränken verwahrt, die nur bei Feierlichkeiten eröfnet wurden; und unter freien Himmel kamen ſie ja nur bei großen Leichenbeſtattungen. Freilich drang der Rauch, welcher in den atriis war, wo die Alten ihren Herd hatten, durch dieſe Schränke, und legte ſich ſo ſtark und feſt an, daß er nicht wohl davon abzubringen war; weil die Dichter ſie ſonſt ſchwerlich *fumosas* imagines würden genañt haben. Er blieb darauf, und entſtellte die Bilder. Und dennoch, was ſchließt Herr Kloz aus dieſem Rauche? Nach einer ganz ſonderbaren Logik, dünkt mich, gerade das Gegentheil von dem, was er daraus hätte ſchließen ſollen. Weil er geleſen, daß die Werke der neuern Enkauſtik, weñ ſie vom Rauch angelaufen, ſehr leicht wieder zu reinigen ſind; daß ſie alſo mit leichter Mühe immer glänzend können erhalten werden: ſo müßen ihm die Ahnenbilder der Alten, die ſehr oft das Beiwort der berauchten führen, auch dergleichen Werke geweſen ſein. Ich, gewiß, hätte

1) Columella, L. 12. c. 50. 2) Plin. H. N. L. 33. c. 7.

nimmermehr ſo ſcharfſinnig geſchloſſen. Vielmehr, eben weil dieſe Bilder gewöhnlicher Weiſe berauchte Bilder heiſſen, ſo hätte ich geſchloſſen, daß ſie von dem Rauche ſchwerlich, oder gar nicht, zu reinigen geweſen, daß ſie alſo keine Werke der Enkauſtik geweſen, von denen uns noch jezt die Erfahrung überzeugen kañ, daß ihnen der Rauch nicht ſchadet. Oder vielmehr, ich hätte Rauch Rauch ſein laſſen, und gar nichts daraus geſchloſſen. — Herr Klotz ſah aus dieſem Rauche eine ſchöne Flamme hervorbrechen: er ruft, ſeht doch! ſeht doch! Aber ehe wir noch hinſehen können, hat der Rauch die ſchöne Flamme ſchon wieder erſtikt. Geduld! der hellſte Glanz ſteht uns ohne Zweifel noch bevor. Deñ Herr Klotz fährt fort:

„Drittens: ich habe alle Stellen der Alten, „welche von dieſen Bildern handeln, nachgeſchla„gen und geprüft. Keine einzige gibt auch nur „eine dunkle Nachricht von boſſirten Bildern.“

Erlauben Sie, mein Herr Geheimerath, Ihnen in die Rede zu fallen. Ich will es für's erſte auf Ihr Wort glauben, daß ſie alle Stellen nachgeſchlagen und alle geprüft haben. Aber warum wollten Sie durchaus boſſirte Bilder darin finden? Keñt deñ ein Mañ, wie Sie, keine andre Art von Wachsarbeit, als das Boſſiren? — Aber nur weiter!

„Deñ das Wort cerae brauchen die alten Scri„benten auch von den Werken der Wachsmalerei. „(Z. B. Statius, Silvar. L. 3. te similem doctae re„feret mihi linea cerae. Und: Tot scripto viventes „limine ceras fixisti. Vid. Jul. Caes. Bulengerus de „pictura, plast. etc. L. 1. c. 6.)“

Mit Erlaubniß, mein Herr Geheimerath! — Dieſe beiden Stellen des Statius haben Sie wohl ſchwerlich ſelbſt nachgeſchlagen, ſondern blos aus

dem Bulenger abgeſchrieben. Deñ warum würden Sie ſie nicht ſonſt ein wenig genauer angeführt haben, als ſie Bulenger anführt? Sie ſtehen beide im dritten Buche der Wälder des Statius; aber dieſes Buch enthält mehr als ein Gedicht. Sie würden uns eine kleine Mühe erſpart haben, weñ Sie uns ſie näher, als es Bulenger gethan, nachgewieſen hätten. Die erſte derſelben ſteht in dem dritten Gedichte, V. 201; und die zweite in dem erſten, V. 95. Vielleicht wäre gegen beide noch etwas zu erinnern. Aber es ſei. Cerae mögen da immerhin Werke der enkauſtiſchen Malerei bedeuten. Müßen ſie es darum überall bedeuten? Können ſie nicht anderwärts auch plaſtiſche Werke bedeuten? — Fahren Sie nur fort!

„Keine hingegen bedient ſich eines Worts, wo„durch in der lateiniſchen Sprache Figuren, Bruſt„bilder, oder kleine Statuen, angedeutet werden."

Keine? — Sie brauchen das Wort imago! Aber Herr Klotz wird doch nicht läugnen wollen, daß imago auch ſowohl von ganz runden als halb runden Kunſtwerken gebraucht wird? Und zwar brauchen ſie imago, weil dieſes Wort mehr die Ähnlichkeit als die Materie, woraus dieſe Ähnlichkeit gemacht iſt, andeutet.

Doch brauchen ſie auch andere, z. B. *formas.* Cicero neñt die Ahnenbilder clarissimorum virorum *formas.* Sollte dieſes formae hier nicht etwas mehr anzeigen, als bloße Gemälde? Ich erinnere mich keiner Stelle, wo es von Gemälden gebraucht würde; und weñ es oft ſo viel als Riſſe, Muſter, architektoniſche Zeichnungen bedeutet; ſo iſt es nur deßwegen, weil dergleichen Zeichnungen die Sache von allen Seiten vorſtellen, und nicht blos von einer, wie Gemälde.

Aber keine dieſer Stellen bedient ſich auch eines Worts, wodurch ein Gemälde, oder eine Nachbildung durch Linien und Farben auf einer Fläche, ausgedrükt würde, wie tabula oder pictura.

Haben deñ der Herr Geheimerath auch die Griechen nachgeſehen, welche von der römiſchen Geſchichte geſchrieben, und gelegentlich dieſer Ahnenbilder gedenken? Haben der Herr Geheimerath auch geprüft, was dieſe für ein Wort brauchen? — Ich erwarte keine Antwort — verfolgen Sie Ihre Rede!

„Die Schriftſteller laſſen ſich in gar keine Er„klärung ein, weil ſie die Sache als bekañt vor„ausſezen koñten. Der einzige Plinius“ — —

Und noch einer, den der Herr Geheimerath gewiß kennen, aber mit Fleiß vergeſſen. Doch, ich unterbreche Sie zu oft.

„Der einzige Plinius, dem wir ſo viele Nach„richten von Dingen ſchuldig ſind, die uns ſonſt „ganz unbekañt ſein würden, redet weitläuftiger „von ihnen; und ſeine Nachricht iſt ſo beſchaffen, „daß ich mich nicht genug über die Sorgloſigkeit „der Ausleger verwundern kañ, die dieſe Stelle „nicht ganz überſehen haben. Seine Worte ſind: „(Hist. Nat. L. 35. c. 2.) Apud majores in atriis „erant imagines, quae spectarentur, non signa extero„rum artificum, nec aera, aut marmora. Expressi cera „vultus singulis disponebantur armariis, ut essent „imagines, quae comitarentur gentilitia funera; sem„perque defuncto aliquo totus aderat familiae ejus, „qui unquam fuerat, populus. Stemmata vero lineis „discurrebant ad imagines pictas. Wir wollen dieſe „Stelle genauer betrachten. Erſtlich, expressi cera „vultus: man hat ſich alſo kein Bild des ganzen Kör„pers vorzuſtellen, ſondern ein bloßes Porträt.

„Ein Umſtand, der für denjenigen vortheilhafter „iſt, der Gemälde darunter verſteht, als wer ſich „die Bilder als Figuren vorſtellt.“

Ich wüßte nicht, wie oder warum? Weñ man ſich unter den Worten: expressi cera vultus, kein Bild des ganzen Körpers vorſtellen kañ, müßen ſie darum ein bloßes Porträt bedeuten? Kein einziger Ausleger, ſo viel ich weiß, hat ſich dabei auch einen ganzen Körper gedacht, ſondern alle haben ſich ein Bruſtbild vorgeſtellt. Meint aber Herr Kloz, daß vultus auch nicht einmal ein körperliches, von allen Seiten bearbeitetes Bruſtbild bedeuten könne? Ich glaube es auch. Aber auch dañ noch folgt es nicht, daß die Nachahmung dieſes Antlizes nichts anders, als ein Gemälde, könne geweſen ſein. Koñte es nicht gleichſam ein Mittel zwiſchen beiden geben? — Aber, wir wollen ihn aushören.

„Ferner bemerke man, daß dieſe Bilder oft „mit Aufſchriften verſehen waren. Die Römer „ſchrieben nicht blos die Namen, ſondern auch die „Titel, die Ehrenſtellen, dazu. (Val. Max. L. 5. c. 8. „Effigies majorum cum titulis suis idcirco in prima „aedium parte poni solere, ut eorum virtutes posteri „non solum legerent, sed etiam imitarentur. — Add. „Seneca, de Benef. L. 3. c. 28. — Liv. L. 10. c. 7.) „Und gaben auch wohl noch andre Nachrichten. (v. „Val. Max. L. 2. c. 9. Tibull. L. 4., el. 1. v. 30.) „Wie kañ dieſes bei wächſernen Figuren geſchehen „ſein? Hingegen koñte alles dieſes den gemalten „Bildern beigeſezt werden.“

Freilich; aber doch ſollte ich meinen, ebenſowohl auch den wächſernen Bildern. Deñ warum hätten ſie nicht ein kleines Poſtament haben köñnen, auf welchem jene Nachrichten geſchrieben waren? Iſt es bei großen Statuen deñ anders?

Weñ des Herrn Geheimenraths Art zu ſchließen gelten ſollte, ſo würde man eine jede Statue, die irgend eine weitläuftige Unterſchrift gehabt, in ein Gemälde verwandeln müßen. Ich kañ mir nichts armſeligeres denken; es wäre deñ, was nun folgt.

„Endlich, imagines *pictas.* Sagt deñ Plinius „hier nicht mit den deutlichſten Worten, daß dieſe „Bilder gemalt, nicht boſſirt geweſen ſind. Hie„mit komt eine Stelle des Juvenal ſehr genau „überein (Sat. 8. v. 1.):

Stemmata quid faciunt? quid prodeſt, Pontice, longo
Sanguine cenſeri, *pictosque* oſtendere vultus
Majorum — — —

„Die Altertumsforſcher haben alſo des Plinius „Stelle entweder nicht recht angeſehen, oder, weil „ſie ſich einmal die Idee von wächſernen Bildern „eingeprägt hatten, und die enkauſtiſche Malerei „lange Zeit ein Geheimniß geweſen, ſie nicht recht „verſtehen können. Gleichwohl iſt die Beſchreibung „ſelbſt ſehr deutlich."

Kaum weiß ich, in welchem Tone ich mich hierüber ausdrüken ſoll. Unmöglich kañ der Herr Geheimerath Klotz ſo unwiſſend ſein, als er hier erſcheint, oder ſich hier ſtellt? Freilich, weñ das Beiwort pictas nichts anders hieße, noch heiſſen könte, als was Herr Klotz darunter verſteht: ſo müßte man über die Sorgloſigkeit der Ausleger erſtaunen, die es ſo überſehen können. Aber ſo erſtaune ich über Herrn Klotz. — Heißt deñ pingere blos m a l e n? Heißt es deñ nicht auch bemalen, illuminiren, mit Farben anſtreichen? Hat deñ Herr Klotz nie gehört, daß die Alten nicht allein an ungebildeten Stein und Marmor, daß ſie auch an gebildete

malten? daß ſie ihre Statuen und Gipsbilder colorirten? Imagines, cerae pictae, brauchen alſo gar nicht Wachsgemälde zu ſein; ſondern es können gar wohl plaſtiſche Gemälde aus Wachs, mit natürlichen Farben übermalt, geweſen ſein. Iſt es möglich, daß Herr Kloz dieſes nicht gewußt hat? Lieber möchte ich hier an ſeiner bona fide zweifeln, als an ſeiner Gelehrſamkeit. Er hat es gewußt; aber er thut, als ob ſo etwas gar nicht in der Welt exiſtirt habe, blos um ſeine unreifen Gedanken durchzuſezen. Er macht es ungefähr, wie er es im Folgenden mit einer Stelle des Polybius macht.

„Ich darf, ſchließt er, unterdeſſen es nicht „verſchweigen, daß eine weitläuftige Stelle des „Polybius von dieſen Bildern (L. 6. c. 17.) „meiner Meinung entgegenzuſtehen ſcheint. Sie „iſt zu lang, als daß ich ſie abſchreiben könte. „Ich glaube aber doch, daß ſie eine Meinung, die „durch Zeugniſſe ſowohl als durch die Erfahrung „beſtätigt wird, nicht widerlegen könne. Vielleicht „redet Polybius von einer ganz andern Gattung „von Bildern, welche weder mit denen, von welchen ich geredet habe, zu verwechſeln ſind, „noch ſo allgemein gebräuchlich geweſen ſind, als „jene.“

Nachdem ich gezeigt habe, wie kläglich es mit den Zeugniſſen und der Erfahrung ausſieht, welche die Meinung des Herrn Kloz beſtätigen ſollen, ſo ſoll mich die Länge der Stelle des Polybius nicht abhalten, ſie ganz anzuführen.

Polybius hatte in ſeinem ſechſten Buche von den verſchiedenen Regierungsformen, ihren Vorzügen, ihren natürlichen Verwikelungen der einen in der andern, gehandelt, und gezeigt, wie vortreflich in der römiſchen Regierungsform alles zur

Erreichung einer weit ausgebreiteten, allgemeinen Herſchaft abzweke, indem nicht allein die Natur die Römer mit vorzüglicher Stärke des Leibes und Kühnheit des Gemüths begabt, ſondern auch ihre Erziehung einzig dahin abziele, die Jugend in beiden zu bilden und zu befeſtigen. „Nur eins, 1)

1) Ἑν δε ῥηθεν ἱκανον εϛαι σημειον της του πολετευματος σπουδης, ἡν ποιει περι το τοιουτους αποτελειν ανδρας, ὡϛε παν ὑπομενειν χαριν του τυχειν εν τῃ πατριδι της επ᾽ αρετῃ φημης. Ὁταν γαρ μεταλλαξῃ τις παρ᾽ αυτοις των επιφανων ανδρων, συντελουμενης της εκφορας, κομιζεται μετα του λοιπου κοσμου προς τους καλουμενους εμβολους εις την αγοραν, ποτε μεν ἑϛως εναργης, σπανιως δε κατακεκλιμενος. Περι δε παντος του δημου ϛαντος, αναβας επι τους εμβολους, αν μεν ὑιος εν ἡλικιᾳ καταλειπηται, και τυχῃ παρων, ὁυτος· ει δε μη, των αλλων ει τις απο γενους ὑπαρχει, λεγει περι του τετελευτηκοτος τας αρετας, και τας επιτετευγμενας εν τῳ ζῃν πραξεις. Δι᾽ ὡν συμβαινει τους πολλους αναμιμνησκομενους, και λαμβανοντας ὑπο την οψιν τα γεγονοτα, μη μονον τους κεκοινωνηκοτας των εργων, αλλα και τους εκτος επι τοσουτον γινεσθαι συμπαθεις, ὡϛε μη των κινδυνευοντων ιδιον, αλλα κοινον του δημου φαινεσθαι το συμπτωμα. Μετα δε ταυτα θαψαντες και ποιησαντες τα νομιζομενα. Τιθεασι την εικονα του μεταλλαξαντος εις τον επιφανεϛατον τοπον της οικιας, ξυλινα ναϊδια περιτιθεντες· ἡ δε εικων εϛι προσωπον εις ὁμοιοτητα διαφεροντως εξειργασμενον, και κατα την πλασιν και κατα την ὑπογραφην. Ταυτας δη τας εικονας εν τε ταις δημοτελεσι θυσιαις ανοιγοντες κοσμουσι φιλοτιμως· επαν δε των οικειων μεταλλαξῃ τις επιφανης, αγουσιν εις την εκφοραν, περιτιθεντες ὡς ὁμοιοτατοις ειναι δοκωσι κατα τε το μεγεθος, και την αλλην περικοπην· ὁυτοι δε προσαναλαμβανουσιν εσθητας, εαν μεν ὑπατος η ϛρατηγος η γεγονως, περιπορφυρους· εαν δε τιμητης, πορφυρας· εαν δε και τεθριαμβευκως, η τι τοιουτον κατειργασμενος, διαχρυσους. Αυτοι μεν ουν εφ᾽ ἁρματων, ὁυτοι πορευονται, ραβδοι δε και πελεκεις και τ᾽ αλλα τα ταις αρχαις ειωθοτα συμπαρακεισθαι προηγειται, κατα την αξιαν εκαϛῳ της γεγενημενης κατα τον βιον εν τῃ πολιτειᾳ προαγωγης. Ὁταν δ᾽ επι τους εμβολους ελθωσι, καθεζον-

„ ſagt er, will ich anführen, um aus dieſem Bei-
„ ſpiele abzunehmen, wie ſehr die Römer darauf
„ bedacht ſind, daß man im mäñlichen Alter dazu
„ gewöhnt ſei, alles geduldig zu ertragen, um
„ nur in ſeinem Vaterlande einen ruhmvollen Na-
„ men zu erlangen. Deñ ſo oft unter ihnen ir-
„ gend ein berühmter Mañ dieſe Welt verlaſſen
„ hat, wird er bei ſeiner Leichenbeſtattung, auſſer
„ andern Ehrenbezeigungen, auf den Rednerplaz,
„ wie ſie es nennen, herausgetragen, zuweilen ſte-
„ hend, damit ihn jederman ſehen könne, ſeltner
„ liegend. Hier ſteht das ganze Volk verſammelt
„ umher, und ſein Sohn, weñ er einen ſchon her-
„ angewachſenen Sohn nachgelaſſen hat, und die-
„ ſer zugegen iſt, oder einer von ſeinen Blutsver-
„ wandten, beſteigt die Rednerbühne, und hält
„ eine Lobrede auf den Verſtorbenen, worin er die
„ von ihm in ſeinem Leben verrichteten edlen Hand-
„ lungen erwähnt. Und ſo geſchieht es, daß das
„ ganze Volk ſich an das Geſchehene lebhaft erin-
„ nert, ſich es wieder vor Augen ſtellt, und ſo
„ innig davon gerührt wird, daß die Trauer mehr
„ öffentlich, als blos dem Geſchlechte des Verſtor-
„ benen eigen zu ſein ſcheint. Hierauf beſtatten
„ ſie die Leiche des Verſtorbenen; und hernach
„ ſtellen ſie ſein Bildniß an dem ſcheinbarſten Orte
„ des Hauſes auf, und ſchließen es in hölzerne
„ Schreine ein. Dies Bildniß aber iſt das Ant-
„ liz des Verſtorbenen mit ganz vorzüglicher Ähn-
„ lichkeit gearbeitet, ſowohl der Form, als der

ται παντες ἑξης επι διφρων ελεφαντινων. ὁυ καλλιον ουκ ευμαρες ιδειν θεαμα νεῳ φιλοδοξῳ και φιλαγαθῳ. Το γαρ τας των επ᾽ αρετῃ δεδοξασμενων ανδρων εικονας ιδειν ὁμου πασας ὁιονει ζωσας και πεπνυμενας, τιν᾽ ουκ αν παραστησαι, τι δ᾽ αν καλλιον θεαμα τουτου φανειη; — Polyb. Hist. L. 6. c. 52 — 53.

„Unterſchrift nach. Dergleichen Bilder aber tra„gen ſie auch bei öffentlichen Opferfeierlichkeiten „umher, und ſchmüken ſie auf's ſchönſte. Weñ „aber irgend ein angeſehenes Mitglied des Hau„ſes ſtirbt, ſo tragen ſie das Bild mit zum Lei„chenbegängniß, und bekleiden es ſo, wie es ſei„ner Größe und ſeinem Range gemäß iſt. War „es ein Feldherr oder ein Conſul, ſo legen ſie „ihm eine Prätexta an; war es ein Cenſor, ſo „geben ſie ihm ein Purpurgewand; hatte er ei„nen Triumph gehalten, oder ſonſt etwas ruhm„volles gethan, ſo gibt man ihm ein goldgewirktes „Kleid. Und ſo fährt man es auf einem Wa„gen und läßt die Faſces, Beile und andre der„gleichen Ehrenzeichen vorantragen, nach Verhält„niß der Würde, die er bei ſeinen Lebzeiten be„kleidete. Iſt man nun auf den Rednerplaz gekom„men, ſo ſezt man ſie alle nach der Reihe auf „elfenbeinerne Seſſel; und ſchöner kañ für einen „ehrliebenden und edelmüthigen Jüngling kein An„blik ſein. Deñ die Bilder ſolcher Männer zu „ſehen, die durch Tugend berühmt worden ſind; „und ſie wie lebend und beſeelt vor ſich zu ſehen, „iſt ohne Zweifel das edelſte Schauſpiel."

Ja wohl iſt dieſe Stelle dem Herrn Kloz ſo ſchnurgerade entgegen, daß er ſie nur hätte anführen dürfen, um ſich mit ſeiner Muthmaßung lächerlich zu machen. Wie klug alſo, daß er ſie nicht anführte, und es darauf ankommen ließ, wie viele von ſeinen Bewunderern ſich die Mühe nehmen würden, ſie nachzuſehen.

Indeß hat er ſich mit einem Vielleicht dagegen bewafnet: „Vielleicht redet Polybius von „einer ganz andern Gattung von Bildern." Aber dieſes Vielleicht iſt ſo gut wie Nichts; und es iſt unwiderſprechlich zu erweiſen, daß Polybius von

eben den Bildern redet, von welchen die angeführte Stelle des Plinius, und andere Stellen lateiniſcher Scribenten handeln, von denen Herr Klotz nicht läugnet, noch läugnen wird, daß ſie von eben den Bildern reden, von welchen er redet. Die Übereinſtimmung iſt klar.

1. Polybius ſagt, daß dieſe Bilder εις επιφανεστατον τοπον της οικιας, an den ſcheinbarſten Ort des Hauſes, geſtellt wurden. Plinius ſagt: in atriis erant imagines, quae spectarentur.

2. Polybius ſagt, daß dieſe Bilder an dieſem ſcheinbaren Orte in einem hölzernen Häuschen eingeſchloſſen wurden: ξυλινα ναΐδια. Dieſes Häuschen hieß bei den Römern armarium; und Plinius ſagt: expressi cera vultus singulis disponebantur armariis.

3. Polybius beſchreibt ein ſolches Bild durch: προσωπον. Alſo keine ganze Figur, auch nicht ein ganzer Kopf, ſondern nur blos ein Antliz. Plinius ſagt: vultus.

4. Polybius ſagt, daß die Schränke, worin dieſe Bilder geſtanden, bei öffentlichen Feierlichkeiten eröfnet, und dieſe ſorgfältig geſchmükt wurden: εν τε ταις δημοτελεσι θυσιαις ανοιγοντες κοσμουσι φιλοτιμως. Und Plinius: ut essent imagines, quae comitarentur gentilitia funera; semperque defuncto aliquo, totus aderat familiae ejus, qui unquam fuerat, populus.

5. Polybius ſagt, daß dieſe Bilder bei Leichenbeſtattungen vorgetragen wurden; αγουσιν εις την εκφοραν. Und eben das ſagt auch Plinius in der zulezt angeführten Stelle.

Weñ es nun aber hieraus gewiß iſt, daß Polybius von eben den Ahnenbildern redet: ſo iſt es eben ſo gewiß, daß die Stelle bei ihm die

Muthmaßung des Herrn Klotz gänzlich vernichtet, und daß dieſe Bilder unmöglich blos flache Gemälde können geweſen ſein.

Deñ für's erſte ſagt Polybius, daß man dieſen Bildern bei öffentlichen Vortragungen den übrigen Körper beigefügt, und dieſen die Kleider des Verſtorbenen angelegt habe, um ſie auch in Anſehung der Größe deſto ähnlicher, und in Betracht des übrigen deſto keñtlicher zu machen.

Zweitens ſagt es Polybius ausdrüklich: κατα την πλασιν και κατα την ὑπογραφην. Es waren alſo plaſtiſche Bilder, und gemalte plaſtiſche Bilder.

Nur ein paar andere Gründe will ich hier noch Herrn Klotz entgegenſezen, aus welchen es erhellet, daß dieſe Ahnenbilder mehr als bloße Gemälde geweſen ſind.

1. Aus dem Worte cerae. Die Metapher wäre ſehr ſtark, weñ ſie nur Wachsgemälde geweſen wären. Natürlich folgt daraus, daß ſie ganz und gar aus Wachs beſtanden; ſo wie man ſagt: cera und marmora. Auch wird cera und tabula einander entgegengeſezt:

— — si taceas, et si tam muta recumbas,
Quam silet in cera vultus et in tabula.

Martial. L. 11. ep. 103.

2. Aus der beſtmöglichen Ähnlichkeit, die man dabei zur Abſicht hatte. Erz und Marmor koñten dieſe nicht gewähren; und aus der Hand frei gemalte Porträte eben ſo wenig. Herr Klotz wird ſagen: und boſſirte Wachsbilder eben ſo wenig! Er hat Recht; aber warum keñt er von wächſernen Kunſtwerken keine, als die boſſirten?

3. Aus dem Vortragen ſelbſt. Was für ein kindiſcher, armſeliger Aufzug müßte es geweſen ſein, weñ es lauter Gemälde waren, die man nur von vorne ſehen koñte?

Weñ ſie aber nun keine Gemälde waren, dieſe Ahnenbilder; mußten ſie darum nothwendig boſſirte Bilder ſein? — Und nun komme ich auf die eigentliche Unwiſſenheit des Herrn Klotz.

Anhang

zu

obiger Unterſuchung

Leſſings.

Anhang

zu

obiger Unterſuchung Leſſings.*)

Leſſings Unterſuchung über die Beſchaffenheit der Ahnenbilder der Römer hört gerade da auf, wo nach Widerlegung der irrigen Vorſtellung eine richtige oder doch beſſere Meinung darüber ſollte angegeben werden. Weñ Leſſing dieſe Bilder nicht für Wachsgemälde, auch nicht für boſſirte Wachsbilder hielt, wofür hielt er ſie deñ? — Für bemalte Wachsgüſſe, und vielleicht nur für Masken aus Wachs. 1) Die Römer hatten, wie er ſelbſt zu verſtehen gibt, 2) die möglichſte Ähnlichkeit der Bilder mit ihren Perſonen zur Abſicht. Auf welche Art aber ließe ſich die Ähnlichkeit ſo ſicher und ſchnell erreichen, als durch Abdrüken und Abgießen in Wachs und nachheriges Bemalen! Und ſo haben wir dañ im eigentlichſten Verſtande die expressi cera vultus des Plinius; das προσωπον εις ὁμοιοτητα διαφεροντως εξειργασμενον des Polybius, die picti vultus des Juvenal.

Schon das Wort imago, welches die Alten faſt beſtändig von dieſen Ahnenbildern brauchen, hätte auf dieſe Deutung führen ſollen; deñ es bezeichnet meiſtens nur plaſtiſch geformte Köpfe oder Bruſtbilder. Plinius ſcheint dieſen Unterſchied in der oben angeführten Stelle: non *signa* exterorum arti-

*) Nach Eſchenburgs Zuſäzen. 1) S. 529. um die Mitte. S. 536. unten. 2) S. 523.

ficum, nec aera aut marmora. Expressi cera vultus singulis disponebantur armariis, ut essent *imagines* etc. gefliſſentlich anzugeben. Auch Polybius und andere Griechen brauchen hier das Wort εικων und προσωπον, nicht die bekañten andern Wörter, womit ſie ganze Bildſäulen oder Gemälde bezeichnen. — Lipſius hat ſich die Sache ziemlich gut vorgeſtellt, deñ er ſagt: Hae imagines non aliud fuerunt, quam *expressae corporum effigies* humerorum tenus, e cera. — Plinius ait diserte *vultus*. — Cicero in Bruto, cui ab hac observatione lux: *Ex quo, tanquam ex ore imago, exprimatur.* Guichard überſezt die Worte des Plinius: expressi cera vultus, durch: les visages *tirés au vif en cire.* Wirklich ſcheint auch das von Plinius und Cicero gebrauchte Wort *exprimere* der eigentliche Ausdruk zur Bezeichnung des Abformens geweſen zu ſein.

Plinius erwähnet des Erfinders dieſer Kunſt und beſchreibet das Verfahren hierbei auf folgende Art: Hominis autem imaginem gypso *e facie ipsa* primus omnium *expressit ceraque* in eam formam gypsi *infusa* emendare instituit Lysistratus Sicyonius, frater Lysippi. Hic et *similitudinem* reddere instituit: ante eum quam pulcherrimas facere studebant. Idem et de signis effigiem *exprimere* invenit. [1])

Wie man das Wachs zu dieſen Bildern zubereitet hat und wie man beim Gießen verfuhr, beſchreibet Columella: [2]) Expressae favorum reliquiae posteaquam diligenter aqua dulci perlutae sunt, in vas aeneum conjiciuntur, adjecta deinde aqua liquantur ignibus; quod ubi factum est, cera per stramenta vel juncos defusa colatur, atque iterum similiter de integro coquitur, et in quas quisque voluit formas, aqua prius adjecta, defunditur; eamque concretam

1) H. N. L. 35. c. 12. 2) L. 9. c. 16.

facile est eximere, quoniam qui subest humor non patitur formis inhaerere.

Ob aber die Römer dieſe Wachsgüſſe und die Formen derſelben ſchon bei ihrem Leben oder erſt nach ihrem Tode verfertigen ließen, darüber findet man keinen gehörigen Aufſchluß bei den alten Autoren. Es iſt jedoch wahrſcheinlicher, daß es ſchon bei ihrem Leben geſchehen ſei, weñ gleich das Bild erſt nach ihrem Tode in dem Vorſaal aufgeſtellt wurde.

Über die Veranlaſſung und einige andere dieſe Unterſuchung betreffende Umſtände gibt Leſſing in einigen Briefen an Fr. Nikolai hübſche Aufſchlüſſe. In einem derſelben (vom 9 Juni 1768 zu Hamburg) ſchreibt er etwas vom Einrüken der erſten antiquariſchen Briefe in die neue hamburger Zeitung, und von deren Richtung wider Kloz; dañ fährt er ſo fort: „Doch, das wird nur Kleinig„keit ſein; ich bin im Anſchlage ihm noch eine „ganz andere Salve zu geben. Haben Sie ſeine „Vorrede zu den Abhandlungen des Caylus gele„ſen? Haben Sie geleſen, was er da für eine „Entdekung von den imaginibus majorum bei den „alten Römern will gemacht haben? Es iſt unbe„ſchreiblich, welche Unwiſſenheit er bei dieſer Ent„dekung verräth. Ich habe mich hingeſezt, und „ſeine Ungereimtheiten ein wenig zergliedert. Von „ungefähr betrift es eine Sache, die ich mir ſchon „vorlängſt auf's Reine gebracht hatte; und ich „führe den Streit auf einem mir ziemlich bekañ„ten Boden. Deſto luſtiger muß es werden. Aber „denken Sie ja nicht, daß das etwa eine Recenſion „für ihre Bibliothek werden ſoll. Es muß eine eige„ne Schrift werden: Über die Ahnenbilder der al„ten Römer. Sie kañ vielleicht zehn oder zwölf „Bogen ſtark werden. — Gedrukt muß ſie wer-

„den, und zwar unverzüglich. Der Mañ nim̃t „das Maul gar zu voll, und möchte lieber ein „Orakel in ſolchen Dingen vorſtellen. Gleichwohl „bin ich gewiß, daß es nie einen unwiſſendern „Teufel gegeben, der ſich des kritiſchen Dreifußes „bemächtigen wollen.“

Und in einem zweiten Briefe vom 5 Juli des nämlichen Jahrs: „Auch die Abhandlung über die „Ahnenbilder will ich nun unter meinem Namen „herausgeben, welches ich anfangs nicht Willens „war. Kloz wird Feuer ſpeien; aber mag er doch. „Er verdient nicht, daß man die geringſte Scho„nung gegen ihn brauche.“

In einem dritten Briefe vom 29 Nov. eben desſelben Jahrs iſt Leſſing unſchlüſſig, ob er dieſe Abhandlung mit in den dritten Band ſeiner antiquariſchen Briefe bringen wolle: „Oder, fährt er „fort, wie wäre es, weñ wir dieſe Abhandlung „lieber beſonders drukten? Doch nein; ich möchte „lieber meine antiquariſchen Schmierereien hübſch „beiſammen in einer Folge haben; ja, ich wäre „nicht ungeneigt, auch von Italien aus [1]) eine „fernere Fortſezung der Briefe zu machen, weñ „ich erſt wüßte, daß unſere lieben Landsleute ſo „etwas leſen wollten. — Kloz hat ſich früh da„zu gehalten, die Briefe auch in ſeiner Biblio„thek zu recenſiren. Er ſchwazt wieder eine Men„ge dummes Zeug, das ich aber ſchon werde „müßen fallen laſſen, weil ich ſonſt in Ewigkeit „nicht mit ihm fertig würde. Wegen des Manu„ſcripts von Chriſt, das er ſoll gebraucht haben, „möchte ich gern nähere Nachricht haben. Ein „Umſtand, wo Kloz etwas für ſeine eigene Bemer-

1) (Wohin Leſſing damals ſchon von Hamburg aus zu reiſen vorhatte, ehe er den Ruf nach Wolfenbüttel erhielt.)

„kung ausgibt, wovon ich jezt aus Erneſtis Ar-
„chäologie ſehe, daß ſie Chriſt längſt gemacht
„hat, läßt mich vermuthen, daß ſein Plagium
„wahr iſt.“

Und allerdings war dieſe Vermuthung mehr als gegründet. Die archäologiſchen Hefte, welche der ſelige Chriſt ehedem ſeinen Zuhörern mitgetheilt hatte, gingen in mehrern Abſchriften umher, und eine derſelben hatte auch Kloz in Händen. Er machte ſich manche darin enthaltene artiſtiſche Bemerkungen eine Zeit lang im Stillen und unentdekt zu Nuze, und trug ſie in ſeinen Schriften als die ſeinigen vor. Aber nicht lange, ſo ward die Krähe im erborgten Schmuk entdekt und gerupft. Leſſing war ſchon durch einige Freunde auf dieſen Verdacht geleitet worden; die Stelle in Erneſtis Archäologie [1]) beſtärkte ihn darin noch mehr; und nicht lange hernach erhielt er eine vollſtändige Abſchrift jener Hefte. Hier fand es ſich, daß Kloz der fremden Federn nicht wenig geraubt, und ſogar, daß er aus ſeiner fehlerhaften Abſchrift unrichtige Citate, falſch geſchriebene Kunſtwörter, und dergl. mit treuherziger Unkunde in ſeine Schriften herüber genommen hatte.

Was das jus imaginum bei den alten Römern betrift, ſo ſcheint ſich aus den claſſiſchen Stellen

1) S. 92. der ältern Ausgabe: E cera ficta esse non modo proplasmata — — sed etiam imagines, Romanus mos in atriis collocandarum cerearum imaginum et in funerum pompis gestandarum, satis docet. Eas protomas fuisse (bustes) res ipsa docet. Locus classicus est apud Polybium L. 6. c. 58, et alius apud Plin. L. 35. c. 2. quo et pertinere videtur locus Juvenalis Sat. 8, in principio. Christius noster putabat fuisse picturas inustas cera; inde ceras dici; sed id non sinunt auctoritates commemoratae.

darüber, welche Sigonius [1]) ziemlich vollſtändig geſammelt hat, allerdings zu ergeben, daß ſich dieſes Recht blos auf die in den Vorſälen aufgeſtellten Ahnenbilder, und auf deren öffentliche Vortragung bei der Leichenfeierlichkeit beziehe. Imago war für ein Bild dieſer Art der gewöhnliche und ſolenne Ausdruk; und man darf hier an keine andere Art von Bildniſſen oder Bildſäulen denken, die allemal signa oder statuae heiſſen, und dergleichen man ſich allerdings wohl zum Privatgebrauch koñte verfertigen laſſen, [2]) deren öffentliche Errichtung aber doch nicht anders, als auf ein vom Senat genehmigtes Geſuch frei ſtand; [3]) nicht aber jedem ſchon durch Bekleidung der höhern obrigkeitlichen Würden als Vorrecht zukam.

Jene Ahnenbilder hatten indeß mehr eine öffentliche, als Privatbeſtimmung. Deñ, weñ ſie gleich in den Vorſälen der Privathäuſer aufbewahrt wurden; ſo verſchloß man ſie doch in Behältniſſe oder Schränke, (armaria) die, wie ſich aus mehrern Stellen zeigen läßt, nicht anders als bei feierlichen Gelegenheiten, beſonders kurz vor der Leichenbeſtattung, eröfnet wurden. Und bei dieſer trug man dañ, wie bekañt, jene Bilder öffentlich zur Schau. Weñ alſo gleich das Verbot, ein Bild von dieſer Beſtimmung, ohne Vorrecht des Adels, deſſen Zeichen es war, zu haben, nicht ſo weit auszudehnen iſt, daß dadurch alle Frei-

1) De antiquo jure populi Romani L. 2. c. 20.

2) Figrelius, de statuis illustr. Romanor. p. 84. Si vero privatim, hoc est, domi suae, et inter privatas possessiones, statuas ponere vellent privati, id propria et nulla interveniente aliena auctoritate facere poterant. Er führt mehrere Beiſpiele dieſer Art aus alten Schriftſtellern an.

3) S. Figrelius, de statuis illustrium Roman. c. 9. p. 67.

heit, ſein Bildniß zum Privatgebrauch malen, es aus Wachs, oder irgend einer andern Materie verfertigen zu laſſen, unterſagt war: ſo ſcheint dadurch doch die Aufſtellung des Bildes im Vorſaal, vollends aber deſſen öffentliche Vortragung, unterſagt und ausſchließend nur denen, welche dazu ein eigenes Recht erhalten hatten, vorbehalten geweſen zu ſein. [1])

Deñ bei den alten Römern waren dieſe imagines und stemmata offenbar das, was bei uns die Wapen und Stam̃bäume ſind; und jenes Wort wird daher auch ſehr oft ſo gebraucht, daß es mehr nur Abzeichen des Adels, als die Bilder ſelbſt, bedeutet. Die Beſtimmung dieſer leztern war alſo von dem Zwek der öffentlich errichteten Statuen verſchieden. Dieſe waren Zeugniſſe eigentümlicher Verdienſte; jene hingegen waren Beweiſe einer edlen Abkunft, und das Bild deſſen, dem dies Recht bewilligt war, zeugte in ſo fern auch von den Verdienſten, wodurch er ſich und ſeinen Nachkommen daſſelbe erworben hatte, und wozu ihm die Bekleidung einer curuliſchen Würde verhalf.

Daß dieſe Bilder ſolch eine öffentliche Beſtimmung hatten, ſieht man unter andern auch aus der claſſiſchen Stelle des Cicero, [2]) worin das jus imaginis durch den Beiſaz: ad memoriam posteritatemque *prodendae*, charakteriſirt wird. Dies lez-

1) Claude Guichard ſagt in ſeinen: Funerailles et diverses manières d'ensevelir des Romains, Grecs, et autres nations, Lyon, 1581. 4. über jenen Umſtand ganz richtig: Par ainsi nous pouvons colliger, que c'estoit quelque chose davantage, avoir droit de se prévaloir et servir des images, qu'avoir des images simplement. p. 66.

2) In Verr. Act. 5. c. 14.

tere Wort braucht Cicero auch anderswo, 1) weñ er von denen redet, die ihrer bekleideten obrigkeitlichen Würden wegen in den Senat erwählt wurden: delectat imago ipsa ad posteritatis memoriam *prodita*.

Sigonius ſagt, über das Recht der Ahnenbilder: Qui majorum suorum habuerunt imagines, ii nobiles; qui suas tantum, ii novi; qui nec majorum nec suas, illi demum ignobiles appellati sunt.

1) Or. pro C. Rabirio Posthumo, c. 7.

Inhalt des zweiten Bandes.

Kritik.

Seite.
Zerſtreute Anmerkungen über das Epigram 5
Abhandlungen über die Fabel . . 51
Über das Weſen der Fabel 53
Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel 91
Von der Eintheilung der Fabeln 103
Von dem Vortrage der Fabeln 119
Von einem beſondern Nuzen der Fabeln in Schulen 139
Ein VADEMECUM für den Herrn Sam. Gotth. Lange, Paſtor in Laublingen. Von Gotth. Ephraim Leſſing 145
Auswahl aus Leſſings Antheil an den Literaturbriefen 199
Einleitung 201
Bolingbrokes Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geſchichte, überſezt von C. G. Bergmañ 203
Palthens Verſuche zu vergnügen 208
Empſindungen des Chriſten, von Wieland . 211
Plan einer Akademie zur Bildung des Verſtandes und Herzens junger Leute, von Wieland 215
Über eine neue Ausgabe des Logau . . . 232
Schilderungen aus dem Reiche der Natur und Sittenlehre, von Duſch 234
Der nordiſche Aufſeher, eine Zeitſchrift . . 250
Virgils Georgika, überſezt von Duſch . . 276

Seite.
Gegen Baſedows Ungewitter über die Kritik des nordiſchen Aufſehers 287
Gegen Hermañ Axel, den ſchweizeriſchen Fabuliſten 323
Gebauers Geſchichte Portugals 338
Leſſings einzige Recenſion in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. (Die Idyllen Theokrits, Moſchus und Bions, aus dem Griechiſchen überſezt von Lieberkühn.) 360
Recenſionen vom Jahre 1751. . . . 393
Gottſcheds Dichtkunſt 395
Über J. J. Rouſſeaus Preisſchrift und einige andere Gegenſtände 398
Über Klopſtocks Meſſias, über Piron, Doctor Triller ꝛc. 418
Briefe, nebſt einer practiſchen Abhandlung von dem guten Geſchmake in Briefen, von Gellert 438
Mémoires pour servir à l'histoire des moeurs du XVIII. siècle; par Mr. Duclos, de l'académie royale des belles-lettres. 441

Kunſt und Altertum.

Wie die Alten den Tod gebildet. Eine Unterſuchung 445
Vorrede 447
Veranlaſſung 450
Unterſuchung 453
Prüfung 504
Über die Ahnenbilder der Römer. Eine antiquariſche Unterſuchung 514
Anhang zu obiger Unterſuchung Leſſings . . 539

Erläuterung zweier Stellen in dieſem Bande.

Seite 178. „So wie etwa, in den ganz neuern „Zeiten, einer von den allertapferſten „Feldherren beinahe von einem ganzen „Lande der Alte, mit Zuſezung ſeines „Landes, genañt ward ꝛc." — Wer iſt dieſer Feldherr? — Der Fürſt Leopold Maximilian von Deſſau, als preußiſcher Feldmarſchall allgemein bekañt unter dem Namen: der alte Deſſauer.

Seite 406. „Sage, berühmter Arouet, wie viel „mäñliche und ſtarke Schönheiten haſt „du unſerer falſchen Zärtlichkeit aufopfern müßen?" — Der berühmte Arouet iſt Voltaire; nämlich: François Maria Arouet de Voltaire.

Bayerische Staatsbibliothek München

Drukfehler.

Quos
— humana parum cavit natura.
Horat. ad Pis. v. 354.

Seite.	Zeile.	
8	lezte	ſteht ata für lata.
16	8	— Catoni — Catonis. (nicht in allen Bogen.)
19	17	— reichen für Reichen.
20	12	— ſcientiſche — ſcientifiſche.
22	25	— ’τυπτε für ετυπτε. (nicht in allen Bogen.)
—	lezte	— cap. für ep.
24	—	— cap. — ep.
25	31	— Χρησας — χρησας.
30	1	— ein Punkt für ein Komma.
33	10	— τον Μενοφ. für του Μενοφ.
38	6	— Sarſſiñ — Scharſſiñ.
—	28	— daß — das
41	15	— Eerkeñtniß — Erkeñtniß.
46	7	— dergleicheñ — dergleichen.
61	28	— moraliliſche für moraliſche.
64	7	— allgemien — allgemein. (nicht in allen Bogen.)
116	6	— Skelette für Skelete.
163	5	— honête — honnête.
293	24	— ſie — Sie.
300	28	— vielleiche — vielleicht.
315	29	— habe — haben.
376	32 u. 33	ſteht ſie für Sie.
385	8	ſteht Amkyus für Amykus.
388	24	— genommen für genommenen.
400	7	— Reingung für Reinigung.
402	14	— Höfligkeit — Höflichkeit.
448	31	— Man — Mañ.
457	15	— rechten — Rechten.
491	27	— Palida — Pallida.
504	16	— Eſt für Es. (nicht in allen Bog.)

Bayerische Staatsbibliothek München

Gedrukt in Alois Willibalds fürſtlich fürſtenbergiſcher Hofbuchdrukerei zu Donauöſchingen.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim,

Lessings Werke

Bd.: 2

Donauöschingen (1822)

Bibl.Mont. 742-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713623-0